

Sklaven der Seide

Schriftlicher Kommentar zum historischen Roman



Inhalt

1	Einleitung	1
1.1	Motivation	1
1.2	Ziel.....	2
2	Aus Geschichte eine Geschichte weben	2
2.1	Recherchearbeit	2
2.2	Vom Kreieren der Figuren	3
2.3	Entstehung der Handlung.....	5
3	Die literarische Verarbeitung	6
3.1	Erzählperspektive	6
3.2	Von der Erzählstruktur zur zweiten Handlung	6
4	Den Zeitgeist wiedergeben	8
4.1	Sprache	8
4.2	Konflikt der gesellschaftlichen Normen	9
5	Selbstreflexion	9
5.1	Die zwei Hälften der Arbeit	9
5.2	Meine eigene Reise.....	11
6	Fazit	12
7	Quellenverzeichnis.....	12
7.1	Literatur	12
7.2	Internetquellen.....	13
7.3	Weitere Quellen	13
7.4	Originaltexte	13

Titelbild

Mitte: Eigene Aufnahme, Ostia, 2020, In den Thermen des Buticosus

Links unten: Eigene Aufnahme, Ostia, 2020, Vergrößerung des Schriftzugs «Epictetus Buticosus»

1 Einleitung

Der nachfolgende schriftliche Kommentar soll die Entstehung, die Überlegungen und die Gedanken hinter meiner künstlerischen Maturarbeit beleuchten. Schrittweise wird er einzelne Aspekte, die mich während der acht Monate andauernden Entstehung von «Sklaven der Seide» besonders beschäftigt haben, aufgreifen und erläutern. Ich werde aufzeigen, wie meine Rechercharbeiten verliefen, wie Figuren und Handlung der Erzählung entstanden und wie ich diese Ideen schliesslich zu einem Roman verarbeitete, doch lasst uns ganz von vorne beginnen.

1.1 Motivation

Lange Zeit hatte ich keine Ahnung, womit sich meine Maturarbeit befassen sollte. Meine Ideen reichten von Erzählungen aus der Sicht von Tieren über biologische Experimente bis hin zu einer wissenschaftlichen Arbeit zum Thema Familiengeschichte. Erst am 30.4.2020 – dem von der Schulleitung fixierten Abgabedatum einer Grundidee also schon bedrohlich nahe – stolperte ich im Internet zufällig über folgende Textpassage:

Der erste antike Reisende aus dem römisch-hellenistischen Kulturraum, der entlang der Seidenstraße von der Welt des Mittelmeeres aus bis in den Fernen Osten vordrang, war, soweit bezeugt (Claudius Ptolemaios, Geographika 1,11,7), der Kaufmann Maës (Maesius?) Titianus. Um das Jahr 100 n. Chr., während einer Pause in den immer wieder aufflammenden Kämpfen Roms mit den Parthern, erreichte seine Gruppe die berühmte SteinStadt Tashkurgan im Pamir, im äußersten Westen Chinas.^[12] Ptolemaios, die einzige Quelle, bemerkt zudem knapp, Titianus sei nicht selbst bis ins „Land der Serer“ gelangt, habe aber Männer dorthin entsandt¹.

Der erwähnte Händler – ich nenne ihn Maesius Titianus – fesselte mich augenblicklich. Sofort war klar, meine Maturarbeit würde sich mit den Beziehungen zwischen der klassischen antiken Welt, welcher ich im Schulalltag so oft begegnet war, und der völligen Fremde des antiken fernen Ostens beschäftigen. Schon seit Langem ärgerte ich mich, dass sich der Geschichtsunterricht in unseren Schulen weitgehend auf Europa und Nordamerika beschränkt. Dieses Maturarbeitsthema würde mir endlich die Möglichkeit bieten, in die Vergangenheit anderer Kulturräume Einblick zu erhalten.

Allerdings erkannte ich bald, dass ich dies nicht in Form einer trockenen wissenschaftlichen Arbeit tun konnte, denn ich wollte die Kulturräume auf keinen Fall in Form von blossen Zahlen und Fakten zu Papier bringen. Mein Wunsch war viel mehr, in das tatsächliche Leben der

¹ Quelle [11], Kapitel «Die Ostreisen des Maës Titianus»

damaligen Menschen einzutauchen. Ich beschloss daher, meine Faszination für die Antike mit meiner Liebe zum Schreiben zu kombinieren.

1.2 Ziel

Endprodukt meiner künstlerischen Arbeit sollte daher ein historischer Roman werden. Die Geschichte des historischen Maesius Titianus eignete sich hierzu hervorragend, denn er verkörperte genau das, was ich den Lesenden bieten wollte: das Ausbrechen aus dem eigenen Bekannten, um in die unbekannten Kulturen des Ostens einzutauchen. Mein Produkt sollte jedoch auf keinen Fall wie ein als Erzählung getarnter Geschichtsessay daherkommen. Ziel war, einen Unterhaltungsroman zu schreiben, oberste Priorität hatte somit das Leseerlebnis. Mein Roman musste bis in die Details in die historische Realität eingewoben werden – dies war mein Anspruch an mich selbst – jedoch sollten diese Details die Erzählung nicht zu faktenlastig gestalten, sondern wie selbstverständlich in den Text eingebettet werden. Ausserdem sollte er den Lesenden, wie dies bei bekannten historischen Romanen üblich ist, nicht zu viele Vorkenntnisse abverlangen – auch kein Altgriechisch, sondern auf Allgemeinwissen aufbauend parallel zum Erzählen in die antike Welt einführen.

2 Aus Geschichte eine Geschichte weben

Dieser Abschnitt wird darlegen, wie ich zuerst Recherchen zum Eurasien unseres ersten Jahrhunderts anstellte, um aus den gewonnenen Erkenntnissen dann eine Erzählung zu entwickeln.

2.1 Recherchearbeit

Bevor ich mir über Handlung und Figuren meines Romanes Gedanken machen konnte, musste ich herausfinden, wie die Umwelt aussähe, in die meine Erzählung eingebettet sein würde. Es begann ein wesentlicher Teil meiner Arbeit: die Recherche. Ich fand mich vor einer schier endlosen Quellenflut wieder. Innerhalb der nächsten Monate sollte ich mir einen Überblick über die verschiedenen Kulturen Eurasiens verschaffen, über Gebiete, von denen ich noch nie gehört hatte und deren Namen ich wohl kaum richtig aussprach. Ich teilte das zu untersuchende Territorium in sechs Rubriken auf, die ich von West nach Ost nach damaligem Wissensstand wie folgt benannte: «Römisches Reich», «Grenze Rom-Parther», «Parther», «Kuschan», «Xinjiang» und «Han-Dynastie». Von Mai bis August sammelte ich alle

erdenklichen Informationen zu diesen Kulturräumen, fand mich hierbei aber immer wieder vor Probleme gestellt.

Die Einteilung meiner Welt in sechs Rubriken ermöglichte es mir zwar, den Überblick zu behalten und in den Informationsmengen Ordnung zu schaffen, raubte mir jedoch ein stückweit die Sicht auf das grosse Ganze, einerseits auf das vernetzte Eurasien, welches sich gerade in den ersten zwei nachchristlichen Jahrhunderten erstmals bildete und andererseits auf den – modern gesagt – gewaltigen, zusammenhängenden Wirtschaftsraum, der sich noch nie zuvor von den britischen Inseln im Westen bis nach Japan im Osten erstreckte. Musterbeispiel für die Probleme, welche die Teilung dieses globalisierten Konstrukts mit sich brachte, sind die Yuezhi.

Ab 176 v.Chr. wurde im heutigen Zentralchina ein Nomadenvolk namens Yuezhi mehrmals von den Xiongnu vernichtend geschlagen und emigrierte daraufhin Richtung Westen². Am Anfang des ersten nachchristlichen Jahrhunderts begründeten in Zentralasien die Kuschan, welche von einem aus dem Osten immigrierten Volk namens Yuezhi abstammten, das Kuschanreich³. Es dauerte Wochen, bis ich mein Rubrikendenken durchbrach und bemerkte, dass hier in unterschiedlichen Quellen derselbe Name, ja dasselbe Volk erwähnt wurde. Die Anhäufung solcher Fälle zwang mich, mein Ordnungssystem schrittweise zu ergänzen. Insgesamt vier Rubriken folgten den ursprünglichen sechs, namentlich «Pakistan», «Reisen auf der Seidenstrasse», «Sicht der Völker zueinander» und «Historische Persönlichkeiten». Die schwammigen Übergänge zwischen den einzelnen Rubriken brachten mein Ordnungssystem immer wieder ins Wanken, glücklicherweise hielt es jedoch bis zum Ende stand.

Auf diese Weise gelang es mir, ein allgemeines Verständnis für Geschichte, Politik, Sprache, Religion und Klima der einzelnen Regionen zu erlangen. Dieses Grundwissen schuf mir seinerseits Zugang zu differenzierterer Literatur, die mich über Währung, Kleidung, Rituale, und Denkmuster aufklärte, also über jene Alltäglichkeiten, mit denen die Figuren meines Romanes auch tatsächlich konfrontiert sein würden.

2.2 Vom Kreieren der Figuren

Ab August begann ich, mich ernsthaft mit den Protagonisten meiner Geschichte auseinander zu setzen. Zentral war hierbei besonders eine Frage: Wieso beschliesst ein Mensch, eine

² Quelle [3], fünfter Absatz

³ Quelle [4], S.184

monatelange Reise in unbekanntes Gebiet zu unternehmen – also das zu tun, was der historische Maesius Titianus tatsächlich vollbrachte? In Anbetracht von Maesius' Tätigkeit als Händler lag der ökonomische Reiz eines solchen Abenteuers auf der Hand. Dieser wird vordergründig in «Sklaven der Seide» auch tatsächlich zum Motiv der Reise⁴, jedoch würde dies zum Schaffen einer packenden Erzählung nicht genügen. Allmählich folgten daher Figuren mit weiteren Beweggründen wie Neugierde⁵, aber auch Missstände, wie im Falle von Tertia⁶ und Kineas⁷ das Ableben der Familie oder bei Occius⁸ die Zusicherung eines Lebensunterhaltes.

Von dieser Fragestellung ausgehend entstanden somit Grundgerüste, auf denen ich im Laufe der Zeit Figuren mit Charakter, körperlichen Eigenschaften, Zielen, Ängsten und Lebensgeschichten aufbaute. Selbstverständlich beeinflussten mich hierbei auch meine Rechercheergebnisse. Die früh entstandene christliche Gemeinde in Edessa⁹ brachte mich auf die Idee, den Christen Phrakoros¹⁰ zu kreieren, die Rolle von Licht und Dunkelheit im zoroastrischen Glauben¹¹ führte zu Servius' Angst vor dem Dunkeln¹² und die ständigen Spannungen zwischen dem römischen und dem parthischen Reich¹³ luden förmlich dazu ein, einen Römer mit auf die Reise zu nehmen¹⁴. All diese Eigenschaften schrieb ich den Figuren in Hinblick auf eine möglichst spannungsreiche Handlung zu.

Im Zusammenhang mit der Schaffung von Figuren faszinierte mich auch die Vorstellung, die Schicksale historischer Persönlichkeiten mit meiner Fiktion in Verbindung zu bringen. Neben Maesius Titianus ist deren fünf der Einzug in meine Erzählung gelungen: dem Bauern Barlaas aus dem Dorf Paliga¹⁵, den Geographen Marinus von Tyros und Claudius Ptolemäus¹⁶, dem

⁴«Sklaven der Seide» S.10, Servius schwärmt dem Senator Lucius Valerius von der Rentabilität des Unterfangens vor.

⁵«Sklaven der Seide» S.106, Maesius Titianus erklärt Occius das Türengleichnis.

⁶«Sklaven der Seide» S.127, Tertia's Heimatdorf wird durch eine Überschwemmung des Flusses Anio zerstört.

⁷«Sklaven der Seide» S.152, Der Angriff der Tocharer kostet Kineas' gesamter Familie das Leben.

⁸«Sklaven der Seide» S.98, Servius meldet Maesius, dass er von nun an Occius' Essen und Unterhalt finanzieren wird.

⁹Quelle [6], S.101

¹⁰«Sklaven der Seide» S.187, Phrakoros erfährt von der Bedeutung der Fischtäfelchen.

¹¹Quelle [1], S.38

¹²«Sklaven der Seide» S.47, Während Kirdirs erstem Gespräch mit Servius löscht der Magos die Öllampe und löst somit dessen Panikattacke aus.

¹³Quelle [5], S.7

¹⁴«Sklaven der Seide» S.63, Kirdir ermahnt Occius, sich in der Königsresidenz Rhagae nicht zu verraten.

¹⁵Quelle [6], S.206, wiedererkennbar in «Sklaven der Seide» S.203, Phrakoros besucht sein Elternhaus.

¹⁶Quelle [9], S.9 & S.97, wiedererkennbar in «Sklaven der Seide» S.228, Epithymia sitzt mit Marinus' Unterlagen in Ptolemäus' Arbeitszimmer.

Thermenbesitzer Epictetus Buticosus aus Ostia¹⁷ und dem sagenumwobenen Rabbacht der Chronik von Arbela¹⁸.

2.3 Entstehung der Handlung

Ἐντεῦθεν ἐξελαύνει¹⁹, dieser Ausspruch ist unter Altphilologinnen und -philologen wohl zum Inbegriff einer trockenen Reiseerzählung avanciert und stellte für mich von Anfang an das Gegenbeispiel zur Erzählung dar, die ich schaffen wollte. Mein Roman sollte mitreissen und benötigte hierfür lange, zusammenhängende Spannungsbogen und nicht einzelne, kurze Szenen, die möglicherweise spannend zu lesen waren, jedoch nicht in Verbindung zueinander standen. Dass die Haupthandlung, also Maesius' Reise, andauernd die Szenerie änderte, erschwerte die Erschaffung eines übergeordneten Spannungsbogens. Von Anfang an war mir daher bewusst, dass ich mich hierfür auf die einzige Konstante konzentrieren musste, die eine Reise zu bieten hat: die Reisenden. Aus dieser Überlegung heraus entstand Ende August die Figur Tertia. Als Mädchen, welches in Gestalt eines Jungen²⁰ in die Gruppe eingeschleust wird und später mit Kineas eine heimliche Beziehung²¹ beginnt, bildete Tertia ein ortsunabhängiges Spannungselement, um welches sich die Handlung drehen konnte. Ein weiteres Beispiel für den Einsatz solcher Elemente stellt Maesius' zunehmende Entschlossenheit zur Weiterreise²² dar, welche mit Servius' Tod einsetzt.

Selbstverständlich schloss diese Praxis die Erschaffung kurzer, an die örtlichen Gegebenheiten gebundener Spannungsbogen nicht aus. Diese streute ich immer wieder ein, so beispielsweise in der baktrischen Steppe²³ oder im Karakorum²⁴. Auf diese Weise entstand schrittweise eine Handlung, die zu jeder Zeit mindestens ein Spannungselement beinhalten sollte.

Zu erwähnen ist auch der zweite Handlungsstrang in Tyros. Auf sämtliche Geschehnisse, welche sich dort abspielen, werde ich jedoch erst im nächsten Abschnitt «3 Die literarische

¹⁷Quelle [12], Nr.57, wiedererkennbar in «Sklaven der Seide» S.99, Servius begegnet Epictetus in einer Taverne in Ostia.

¹⁸Quelle [10] S.45, wiedererkennbar in «Sklaven der Seide» S.44, Der junge Rambacht begegnet den Reisenden in Arbela.

¹⁹Quelle [13], Buch I, Kapitel IV

²⁰«Sklaven der Seide» S.128, Servius nimmt in Ostia Tertia auf.

²¹«Sklaven der Seide» S.204, Kineas erzählt verträumt von seinem letzten Abend mit Tertia im steinernen Turm.

²²«Sklaven der Seide» S.217, Occius erzählt Maesius von Issedon und muss ihn überzeugen, heimzukehren.

²³«Sklaven der Seide» S.144, Tocharische Reiter greifen den Kamelzug an.

²⁴«Sklaven der Seide» S.195, Beim Überqueren des schwebenden Passes stürzt Maesius ab.

Verarbeitung», eingehen, da er ursprünglich nur aufgrund von Überlegungen bezüglich Erzählperspektive und Erzählstruktur entstand.

3 Die literarische Verarbeitung

In diesem Abschnitt werde ich erläutern, wie ich die erdachte Handlung zu einem Text verwob und wie ich hierbei darauf achtete, meinen beiden Zielen, der historischen Akkuratheit und dem Leseerlebnis, treu zu bleiben.

3.1 Erzählperspektive

Da mein Roman die Lesenden in die antike Welt eintauchen lassen sollte, bevorzugte ich das Icherzählen von Anfang an gegenüber dem auktorialen Erzählen. Sehr früh bemerkte ich jedoch, dass mir die Sicht einer einzigen Person nicht genügen würde. Perspektivenwechsel ermöglichten mir, jedes Geschehnis aus der von mir gewünschten Sicht wiederzugeben, um so genau dosieren zu können, wie viel Information ich preisgebe²⁵. Ausserdem entschied ich mich bewusst, sowohl Servius und Argyros, also Freier und Sklave, als auch Occius und Kineas, Vertreter der westlichen und östlichen Hemisphäre, als Icherzähler einzusetzen. Auf diese Weise bot ich den Lesenden die grösstmögliche Fülle an Blickwinkeln, aus denen die damalige Welt betrachtet werden kann.

Es stellte sich mir nun die Frage, ob ich die Wechsel in der Erzählperspektive von Kapitel zu Kapitel einfach geschehen lassen sollte, oder ob die einzelnen erzählenden Stimmen in einem Kontext zueinander stehen sollten. Als Antwort auf diese Frage entstand Marinos' Esstube in Tyros. Alle Erzähler wurden in einem Raum vereint und eine Sklavin sollte als Icherzählerin wie die Lesenden das Geschehen beobachten, aber auf keinen Fall beeinflussen dürfen²⁶.

3.2 Von der Erzählstruktur zur zweiten Handlung

Dieser Schachzug unterwarf die Erzählstruktur gänzlich meiner Willkür. Indem ich über Tyros' Esstube Tage und Nächte einbrechen liess, Mahlzeiten servierte und Streit zwischen den Erzählern verursachte, ermöglichte ich mir, jederzeit Perspektivenwechsel, Rückblenden und

²⁵ Als Vorbild dienten mir hierzu die zahlreichen Perspektivenwechsel von George R.R. Marvins «A Game of Thrones» [8].

²⁶ «Sklaven der Seide» S.27, Marinos verlangt von Epithymia, dass sie das Gespräch zwischen ihm und den Gästen nicht stört.

Vorschauen einzubauen²⁷. Diese Manöver vollzog ich selbstverständlich nicht nach Lust und Laune, sondern nutzte sie zum Spannungsaufbau. Argyros' Rückblende nach Rom beispielsweise liefert Hintergründe zu den Figuren und nimmt lange beiseitegelegte Handlungsstränge wieder auf²⁸, retardierte gleichzeitig aber auch die Auflösung der Geschehnisse in Rhagae.

Dass ich die Erzähler vor ein Publikum stellte, namentlich Marinos, Epithymia und die anderen Erzähler, hatte jedoch weitreichende Konsequenzen. Sie verloren gezwungenermaßen die Offenheit von freisprechenden Stimmen aus dem Off. Ursprünglich nur als Instrument des Perspektivenwechsels erdacht, entwickelte sich Marinos' Villa somit zum regelrechten Nebenschauplatz. Ausschlaggebend hierfür war die Handlung um Tertia. Wären sich, wie Anfangs geplant, alle Erzähler der wahren Identität des Mädchens bewusst, gäbe es keinen Grund, weshalb sie Marinos, Epithymia und somit die Lesenden in dieses Geheimnis einweihen sollten. Wieder befand ich mich vor einem Scheideweg: Ich konnte entweder die gesamte Handlung um Tertia aufgeben, oder aber nur einige der Erzähler einweihen. Die Entscheidung für Letzteres führte unmittelbar zu einem Streit zwischen den Erzählern und zu einem weiteren Spannungselement für die Lesenden, der durch folgende neue Erkenntnis gewonnen wird: Was die Erzähler berichten, muss nicht der Wahrheit entsprechen²⁹. Tatsächlich entstand die gesamte Nebenhandlung in Tyros ursprünglich nur aus Ausschmückungen dieses und weiterer Probleme, die sich letztendlich durch die Wahl meiner Erzählstruktur ergaben.

Die oberste Erzählebene, das Gespräch zwischen Epithymia und Claudius Ptolemäus, sollte meinen Roman abrunden, gleichzeitig aber auch einen Aspekt herausheben, der mich bereits während der Recherchearbeit faszinierte: die Bedeutung der mündlichen Überlieferung für die damaligen Reisenden und somit auch für die Geographen, welche auf deren Angaben vertrauen mussten. Gerade im Falle von Ptolemäus war dieses Vertrauen nämlich nicht vorhanden. Er kürzte die von Marinos von Tyros errechneten 36'200 Stadien zwischen dem

²⁷ Anfangs wollte ich die Reise gänzlich linear erzählen, das Lesen von Homers Odyssee [7] inspirierte mich dann aber dazu, Wechsel zwischen Haupt- und Nebenhandlungen sowie Zeitsprünge einzubauen. Ein Beispiel hierfür ist der Sprung von der Telemachie zur eigentlichen Odyssee im siebten Gesang.

²⁸ «Sklaven der Seide» S.88, Erstmals taucht Phrakoros wieder auf, als Servius ihm sein Fischtäfelchen nimmt.

²⁹ «Sklaven der Seide» S.72, Occius vermutet, dass Argyros mehr über die Geschehnisse zwischen Servius und Tertia weiss, als er zugibt.

steinernen Turm und der Sera Metropolis auf 18'100 Stadien, da er den Angaben der Händler misstraute³⁰.

4 Den Zeitgeist wiedergeben

Die Wahl des Ich Erzählens führte zu einer völlig neuen Herausforderung. Meine Sprache und Wortwahl musste das antike Eurasien nicht nur beschreiben, es musste dies aus Sicht eines Zeitzeugens tun, also im Kontext seines Weltbildes, seiner Wahrnehmung und Weltanschauung.

4.1 Sprache

Zuerst einmal mussten sämtliche moderne Wortbildungen aus meiner Sprache verbannt werden. So wird beispielsweise keinem in Tunika gekleideten Römer das Herz in die Hose rutschen, er wird auch keine Sekunde zögern oder eine Minute warten und unter keinen Umständen schlägt für ihn eine Nachricht wie eine Bombe ein. Gleichzeitig durfte meine Sprache auch nicht dem Weltbild der Erzählenden widersprechen. Die Funktion des Hirnes als Denkkzentrum war damals noch nicht bekannt, dementsprechend ist in «Skaven der Seide» keine einzige Textpassage zu finden, in der einer Figur ein Gedanke durch den Kopf geht oder sie Dummkopf genannt wird. Die Bezeichnung Planet (aus dem Altgriechischen *πλανῶ*, umherirren) trifft auf eine Erde, die als fixes Zentrum des Universums wahrgenommen wird, nicht zu und es kann auch nicht davon ausgegangen werden, dass Kopfschütteln, Nicken oder Schulterzucken damals dieselben Bedeutungen inne hatten wie heute, weshalb ich auch diese Ausdrücke konsequent vermied.

Ausserdem sollte meine Sprache die Lesenden ein Stück weit von der Idee eines christlichen Europas und eines muslimischen Nahen Ostens loslösen. Dementsprechend wurde auf Bezeichnungen wie «paradiesisch» oder «Hölle» verzichtet, gleichzeitig aber auch die Wörter «Karawanserei» oder «Karawane» mit einer zu arabischen Konnotation durch die neutraleren «Raststätte» und «Herberge» bzw. «Kamelzug» ersetzt.

³⁰ Quelle [9], S.85

4.2 Konflikt der gesellschaftlichen Normen

«Sklaven der Seide» von Erzählerinnen und Erzählern mit gänzlich antikem Gedankengut wiedergeben zu lassen, bedeutete jedoch gezwungenermassen, dass die Lesenden auch mit der Entmenschlichung einiger Bevölkerungsgruppen in Kontakt treten würden. Diese stellte damals eine Selbstverständlichkeit dar, gilt heute jedoch als problematisch. Ich musste mir also die Frage stellen, in welchem Masse Rassismus, Sexismus oder Sklaverei aus den Stimmen der Erzählenden heraus spürbar werden sollten.

Gerade Äusserungen mit rassistischen oder sexistischen Inhalten – in der heutigen Zeit besonders brisant – wären in ihrer vollen Härte wohl kaum ohne Fussnoten oder ähnliche Anmerkungen möglich gewesen. Da ich aus ästhetischen Gründen jedoch auf diese verzichten wollte, begab ich mich auf eine Gratwanderung. Die Antike sollte wahrheitsgetreu wiedergegeben werden, ohne den Lesenden mit anstössigen Bemerkungen vor den Kopf zu stossen. Zwei Werkzeuge hierfür waren einerseits eine sehr plakative Sprache³¹ und andererseits die Relativierung der Aussagen durch den Text selbst³².

Äusserungen in Bezug auf die Sklaverei, auf welche unsere Gesellschaft berechtigter- oder unberechtigterweise mit grösserer Distanz schaut, streute ich hingegen beiläufig in den Text³³, um hiermit die Abwertung zu veranschaulichen, welcher sich diese Menschen ausgesetzt sahen.

5 Selbstreflexion

Im folgenden Abschnitt wird es darum gehen, wie ich im Nachhinein meine Maturarbeit wahrnehme. Hierbei werde ich mich zuerst auf den Arbeitsprozess konzentrieren und dann das Endprodukt behandeln.

5.1 Die zwei Hälften der Arbeit

Ich selbst betrachte meinen Arbeitsprozess der letzten Monate als zweiteilig, da zur Entstehung des Endproduktes zwei völlig verschiedene Arbeitsfelder von Nöten waren, die

³¹ «Sklaven der Seide» S.25, Iphigeneia meint zu Epithymia, sie solle sich als Frau und Sklavin nicht mit Marinos' Arbeit beschäftigen.

³² «Sklaven der Seide» S.53, Occius bezeichnet Kirdir als «Parthersau», worüber Argyros lachen muss.

³³ «Sklaven der Seide» S.98, Servius berichtet nach dem Angriff bei Ostia zuerst von der Unversehrtheit der Freien und Diener. Die Sklaven werden erst danach gemeinsam mit der Ware erwähnt.

mich aber je auf ihre Weise faszinierten: Zum einen war da die Recherchearbeit, ein wissenschaftlicher Aspekt und der eigentliche Grund, weshalb ich mich für diese Maturarbeit entschied (siehe «1.1 Motivation»). Dem gegenüber steht das Künstlerische. Mit meiner Fantasie sollte ich eine Geschichte zusammenspinnen und niederschreiben. Es ist an dieser Stelle anzumerken, dass ich weder die eine noch die andere Hälfte des Prozesses als abgeschlossen betrachte.

Die Welt, die mein Roman zu erschaffen versucht, ist möglicherweise den historischen Gegebenheiten nachempfunden, stellt sie aber nur ansatzweise so dar, wie es der heutige Stand der Wissenschaft zuliesse. Ich besitze immer noch Listen von Büchern und Internetseiten, welche mir weitere Informationen lieferten und mich ihrerseits auf wieder andere Quellen verweisen würden. Auch wenn ich mich in der älteren Geschichte des mittleren und fernen Ostens nun deutlich sicherer bewege, ist mir nach wie vor bewusst, dass dies nur die Spitze des Eisberges darstellt. Mein historischer Roman widerspiegelt somit nicht die antike Welt, sondern höchstens einen Hauch davon.

Ebenso verhält es sich mit dem kreativen Teil meiner Arbeit. Die einzelnen Erzählstränge hätten deutlich weiter ausgebaut werden können, so beispielsweise Phrakoros' Reise nach Taxila oder Kineas' Beziehung zu Tertia. Ursprünglich wollte ich meinen Text sogar bis zur Sera Metropolis weiterführen – ein Traum, den ich Mitte Oktober aufgab. Auch das, was von der Erzählung blieb, stellt in meinen Augen nur die Kondensierung der Handlung auf eine Anreihung der notwendigsten Geschehnisse dar. Immer wieder erhöhte ich beim Schreiben die Erzählgeschwindigkeit zwischen den Szenen auf ein Maximum³⁴, wofür ich häufig Zusammenfassungen der Handlung von Seiten Epithymias einsetzte³⁵ und auch die Szenen selbst hätte ich mit Freude weiter ausgeschmückt.

Nun muss aber auch erwogen werden, dass ein achtmonatiger Zeitrahmen meinen Arbeitsprozess begrenzte. Ich war mir daher von Anfang an bewusst, dass ich die einzelnen Kulturräume niemals in der von mir gewünschten Tiefe hätte betrachten können. Nach Beginn der Schreibarbeit wurde mir ebenfalls bald klar, dass ich einen Kompromiss finden musste zwischen ausführlicher Beschreibung und weit ausgebauter Handlung, da die Zeit nicht für

³⁴ Als Vorbild dienten mir hierbei die überraschend kurzen Reisebeschreibungen aus «Seta» von Alessandro Baricco [2], beispielsweise auf S.59

³⁵ «Sklaven der Seide» S.42, Epithymia fasst den Reiseabschnitt von Edessa bis Arbela zusammen, welcher von Argyros geschildert wird.

beides genügen würde. In Anbetracht dieser Einschränkungen bin ich mit meinem Arbeitsprozess doch zufrieden, auch deshalb, weil sich zwischen den beiden Aspekten, die mich reizten, der Wissensaneignung und dem Schreiben, schlussendlich eine sehr angenehme Balance einstellte.

5.2 Meine eigene Reise

Auch das Endprodukt, welches sich aus meinem Arbeitsprozess ergab, freut mich. Obwohl es nur einen Aufriss meines erstrebten Ideals entspricht, habe ich doch mehr erreicht, als ich zwischenzeitlich vermutete und auf über zweihundert Seiten meinen eigenen, historischen Roman erschaffen. Blicke ich heute auf ihn, so fällt auf, dass ich ihn teils bewusst, teils nicht zur Verarbeitung meiner eigenen Reise der letzten Monate gemacht habe.

Der Prolog meiner Erzählung holt die Lesenden dort ab, wo ich selbst im April 2020 stand, bei Senator Lucius, im vertrauten antiken Rom aus der Welt der Lateinlehrmittel und macht auch gleich klar, wo die Grenzen dieser bekannten Welt liegen: in Mesopotamien³⁶. Danach führt die Reise Kapitel für Kapitel in immer fremdere Gefilde, wobei ich unbewusst darauf Acht gab, von den Lesenden nie ausgiebigeres Wissen zu verlangen, als ich vor meinen Recherchearbeiten selbst besass. Dies spiegelt sich auch im Glossar wider, welches auf das Endprodukt folgt. Ich habe es unabsichtlich für ein Publikum verfasst, dessen Vorkenntnisse haargenau meinem anfänglichen Wissen entsprechen. Auch eines der zentralen Motive meines Romans, die antreibende Wissbegierde, welche in den Geographen Ptolemäus und Marinos, Maesius Titianus und auch in der erzählenden Sklavin zu finden ist, widerspiegelt letztlich wohl meine eigene Epithymia, mit der ich in den letzten Monaten recherchierte und so eine Reise durch das antike Eurasien erlebte.

«Sklaven der Seide» ist somit auf die Weise verfasst, dass sein Zielpublikum genau meinem vergangenen Ich entspricht. Ich habe letztlich den Roman geschrieben, den man mir am 30.4.2020, als alles mit einem Wikipedia-Artikel begann, hätte in die Hand drücken müssen.

³⁶«Sklaven der Seide» S.10, Senator Lucius Valerius ist entsetzt, als Servius ihm zu verstehen gibt, dass Maesius' Reise den Händler noch weiter als Mesopotamien führen wird.

6 Fazit

Abschliessend kann ich sehr positiv auf die letzten Monate zurückblicken. Ich betrieb in dieser Zeit meine eigene Forschungsarbeit und machte bei Internetrecherchen, in Bibliotheken und beim Besuch von Ausgrabungsstätten unzählige faszinierende Entdeckungen. In der kreativen Verarbeitung bewerkstelligte ich das, was ich in meinem Leben schon mehrmals begonnen hatte, jedoch nie vollendete: eine längere, zusammenhängende Erzählung zu verfassen. Wusste ich doch schon lange, dass man durch die Lektüre eines Buches in eine andere Welt eintauchen kann, so demonstrierten mir die letzten Monate, dass dies nichts ist im Vergleich zum Schreiben einer eigenen Erzählung, bei dem man gänzlich in einem eigenen Universum versinkt und – gewissermassen allmächtig – den Lauf der Dinge bestimmen kann.

Wie gut «Sklaven der Seide» als historischer Roman letztlich geworden ist, kann ich nicht beurteilen. Ich erlebe ihn von innen, fühle mich als Teil dieser Welt und kann sie daher unmöglich von aussen betrachten. Was ich jedoch weiss, ist, dass ich für das Verfassen meiner Maturarbeit ein faszinierendes Thema gefunden habe, welches mich während des gesamten Arbeitsprozesses nie gelangweilt hat und mich wohl auch über das Abgabedatum der Maturarbeit hinweg weiterhin in seinen Bann ziehen wird.

7 Quellenverzeichnis

7.1 Literatur

Nr.	Autoren	Titel	Verlag	Erscheinungsjahr
[1]	Jörg-Uwe Albig, Mathias Mesenhöller	Das alte Persien Nr. 99	GEOEpoche	2019
[2]	Alessandro Baricco	Seta	Rizzoli	1996
[3]	A.D.H. Bivar	Kushan Dynasty i. Dynastic history	Encyclopedia Iranica	2009
[4]	Benjamin Craig	Empires of ancient Eurasia	Cambridge University Press	2018
[5]	Peter M. Edwell	Between Rome and Persia	Routledge Taylor & Francis Group	2008

[6]	Uwe Ellerbrock, Sylvia Winkelmann	Die Parther – die vergessene Grossmacht	Philipp von Zabern	2015
[7]	Homer <i>Übersetzt von</i> Kurt Steinmann	Odysseia <i>Übersetzt zu</i> Odyssee	Penguinverlag	2007
[8]	George R. R. Martin	A Game of Thrones	Batman Books	2015
[9]	Claudius Ptolemäus, <i>übersetzt von</i> Alfred Stückelberger, Gerd Grasshoff	Geographike Hyphegesis, <i>übersetzt zu</i> Handbuch der Geographie	Schwabe Verlag	2006
[10]	Eduard Sachau	Die Chronik von Arbela, ein Beitrag zur Kenntnis des ältesten Christentums im Orient	Berlin, Verlag der königlichen Akademie der Wissenschaften	1915

7.2 Internetquellen

Nr.	Name der Internetseite	Link	Zuletzt aufgerufen
[11]	Wikipedia, die freie Enzyklopädie	https://de.wikipedia.org/wiki/R%C3%B6misch-chinesische_Beziehungen	23.12.2020

7.3 Weitere Quellen

Nr.	Ort	Medium	Besucht am:
[12]	Ostia, Ausgrabungsgelände von Ostia Antica, für Besucher*innen zugänglicher Bereich	Offizieller Audioguide in italienischer Sprache, vor Ort erhalten	25.7.2020

7.4 Originaltexte

Nr.	Autor	Titel	Abgerufen über	Link	Zuletzt aufgerufen
[13]	Xenophon	Anabasis	Projekt Gutenberg	https://www.projekt-gutenberg.org/xenophon/anaba2-1/vol01chap004.html	26.12.2020

«Ich würde gerne etwas genauer wissen,
in was für ein Unterfangen ich hier mein
Geld stecke. Wo will Maesius denn hin?
Bis nach Palmyra?»

«Nein, weiter» murmelte Servius in
seinen Bart.

«Bis nach Dura Europos? Oder nach
Seleukia am Euphrates?»

Der Gesandte traute sich kaum, zu
antworten: «Noch weiter»

«Will er etwa bis nach Babylon?»

Nun sagte er gar nichts mehr.

Sklaven der Seide

Lucas Münger

SKLAVEN DER SEIDE



Lucas Münger

Lucas Münger
Buchholzstrasse 151
8053 Zürich

Maturitätsarbeit
Realgymnasium Rämibühl
Zürich, 2020/2021

Betreuerin: Daria Muggli
Korreferent: Nicolas Lienert

Titelbild: Kataphrakt, Graffito aus Dura Europos
Franz Cumont, Fouilles de Dura-Europos, Atlas, Tafel XXXII

Lucas Münger

Sklaven der Seide

Für historisch Interessierte

Gerne möchte ich vorwegnehmen, dass eines der obersten Ziele der nachfolgenden Erzählung lautet, eine historische Realität widerzuspiegeln. Ich würde sogar meinen, dies ist neben dem Streben nach einer unterhaltenden Geschichte das oberste Ziel dieses Textes.

Somit kann ich Ihnen versichern, dass die Welt, von der Sie in Kürze lesen werden, nach bestem Wissen und Gewissen den tatsächlichen Gegebenheiten der damaligen Zeit entspricht. Die Landschaften, Gebirge und Flüsse sind so platziert und benannt, wie sie in der Antike auch wirklich wiederzufinden waren. Selbstverständlich trifft dies auch auf die erwähnten Städte und Reiche zu. Sämtliche Handelswaren, Kleidungsstücke und Personennamen treten in den ihnen entsprechenden Kulturräumen in Erscheinung. Dasselbe gilt für Architektur, Religion, Gesellschaft und Sprachen. Auch auf zeitliche Aspekte wurde Rücksicht genommen: So haben beispielsweise historisch belegte Figuren stets das Alter, welches ihren tatsächlichen Lebensdaten entspricht. Auch politische Geschehnisse und die Naturereignisse, von denen Sie lesen werden, stimmen mit dem in der Erzählung angegebenen Zeitraum überein. Die Herkunft dieses Wissens über die tatsächlichen Gegebenheiten der damaligen Zeit will ich Ihnen natürlich nicht vorenthalten. Im Quellenverzeichnis ab S.248 sind sämtliche Bücher, Internetseiten, Ausgrabungsstätten und Arbeiten aufgeführt, von welchen die Informationen entstammen, aus denen die Welt von «Sklaven der Seide» entspringt. Nicht alle diese Quellen habe ich gleichermassen zu Rate gezogen. Angaben der einen werden Sie eins zu

eins im Text verwoben wiederfinden, andere werden auf den ersten Blick kaum etwas mit ihm zu tun haben. Dennoch sind sie alle aufgelistet, da jede einzelne meine Sicht auf die damalige Welt beeinflusst hat. Hiermit bin ich auch schon bei meiner Begründung angelangt, weshalb die Quellen von einzelnen Informationen, die in die Erzählung einfließen, nicht direkt in Fussnoten angegeben sind. Abgesehen vom unästhetischen Erscheinungsbild solcher Einschübe wäre eine Isolation einzelner Fakten aus dem Text heraus in vielen Fällen gar nicht möglich. So wie die hunderten Kleinigkeiten, denen Sie in «Sklaven der Seide» begegnen werden, nur gemeinsam eine Welt erschaffen, bildet auch nur die Gesamtheit aller verwendeten Quellen die antike Realität mit all ihren Zusammenhängen und Überschneidungen dar, welche ich wiederzugeben versucht habe.

Dennoch will ich Sie beim Lesen der nachfolgenden Erzählung nicht gänzlich Ihrem Vertrauen in meine Recherchearbeit überlassen. Dort, wo meines Empfindens eine tiefergreifende Erklärung von Interesse sein könnte, werden Schlagwörter direkt aus dem Text **herausstechen**. Diese Wörter können Sie im alphabetisch geordneten Kapitel «Wissenswertes» ab S.231 nachschlagen, wo Sie einige Einblicke in den tatsächlichen Stand der Wissenschaft erhalten können, ohne dass ihnen hierbei der weitere Handlungsverlauf der Erzählung verraten würde. Die jeweiligen Quellen, von denen die dort aufgeführten Informationen entstammen, sind selbstverständlich angegeben. In diesem Kapitel werden sie auch erfahren, wo die Grenzen zwischen Fiktion und historischen Fakten liegen.

Zu guter Letzt möchte ich noch erwähnen, dass Ihnen auf S.227 eine Karte des asiatischen Raumes zur Verfügung steht. Dies dürfte es Ihnen erleichtern, die Reise von Maesius Titianus und seinen Gefährten mitzuverfolgen. Nun wünsche ich Ihnen eine unterhaltsame, aber hoffentlich auch ein wenig lehrreiche Lektüre.

Lucas Münger
Zürich, Januar 2021

Prolog

Lucius Valerius grüsst seinen Marinos

Ich hoffe, es geht dir gut. Bei mir in Rom ist etwas Grossartiges geschehen. Du bist doch bestimmt immer noch auf der Suche nach Informationen für deine Weltkarten. Wenn dem so ist und du dich noch für Städte, Strassen und Flüsse der Welt interessierst, dann lies das Folgende aufmerksam durch. Ich muss dir nämlich die Geschichte eines ganz besonderen Besuches erzählen.

Es ist unterdessen schon fast ein Jahr her. Alles begann in meiner Villa etwas ausserhalb von Rom. Die Sonne war gerade erst aufgegangen und schien golden auf das kleine Tischchen vor mir, auf die Rosinen, Oliven und den funkelnden Weinkrug. Meine Büste von Homer funkelte um die Wette mit den bunt bemalten Säulen, die meinen Empfangsraum einrahmen. Ich muss zugeben, etwas protzig, aber so arbeite ich eben am liebsten: in einem Raum, der eines Senators würdig ist.

Nur eines passte an jenem Morgen nicht ganz in diese Szenerie: der Mann, der mir gegenüber auf dem Lectus lag und sich an den Oliven bediente. Er war breit gebaut und seine Pranken gingen ungeschickt mit dem klirrenden Geschirr um. Auch sonst schien er nicht so gepflegt, wie es sich für diesen Raum gehörte. Die braune Tunika an seinem Leib war zerknittert und seine schwarz gelockten Haare hingen ihm bis zu den Schultern hinab. Als er zu sprechen begann, hüpfte sein verfilzter Bart auf und ab.

«Hochgeschätzter Lucius Valerius», begrüßte er mich ehrfurchtsvoll. Ich hatte schon viele solche Leute gehört, wahrscheinlich sprach er genauso, wie er es einstudiert hatte. «Mein Name ist Servius Pontianus. Ich selbst hatte bisher nicht die Ehre, Sie persönlich kennenzulernen, aber mein Patron Maesius Titianus ist ein guter Freund von Ihnen.» Als ich das hörte, prustete ich den ganzen Schluck Wein zurück ins Glas. «Maesius Titianus? Du arbeitest für Maesius Titianus?», ich begann laut zu lachen. «Natürlich ist der ein guter Freund von mir! Erzähl! Wie geht es dem alten Piraten? Wohin haben ihn seine Geschäfte dieses Mal verschlagen?» Meine Freude schien den Gesandten zu erleichtern. Etwas weniger angespannt fuhr er fort: «Meinem Patron geht es bestens. Es wäre sein sehnlichster Wunsch gewesen, selbst hier her nach Rom zu reisen, um seinen Lucius Valerius zu besuchen, aber Sie kennen ihn: Er hat wieder einmal viel zu viele Geschäfte am Hals, ganz besonders jetzt.» Interessiert lauschte ich seinen Worten und er sprach weiter: «Er befindet sich zurzeit in Antiochia am Orontes und plant eine Handelsreise. Diese Reise wird länger und ertragreicher sein als alles andere, was er bisher bewerkstelligt hat.» Erst nach diesem Satz zügelte sich meine Freude wieder. «Aha», meinte ich freundlich, aber bestimmt, «Maesius macht sich bereit für die längste Reise seines Lebens und kurz vor seiner Abfahrt lässt er plötzlich wieder von sich hören? Er will Geld von mir, stimmt's?»

Da schien dem Muskelprotz plötzlich das Blut in den Adern zu gefrieren. Er öffnete den Mund, aber es kam kein Laut heraus. Wie viele Stunden hatte er sich wohl auf diese Unterhaltung vorbereitet? Nun stand er völlig

entblösst da. Nie hätte er gedacht, dass ihn ein alter Mann wie ich so schnell durchschauen könnte.

«Es ist so...», begann er zögerlich, «Mein Patron Maesius Titianus plant, in den reichen Osten zu reisen. Dort will er römische Waren teuer verkaufen und so viele Schätze wie möglich zurück ins römische Reich schaffen. Sie ahnen gar nicht, wie unermesslich reich man mit einem solchen Geschäft werden kann.» Das Gesicht des Mannes lief rot an, als er weitersprach: «Maesius Titianus wird dadurch zu einem der wohlhabendsten Händler überhaupt werden. Aber die Hin- und die Rückreise sind nun einmal sehr kostenaufwändig. Erst wenn mein Patron wieder zurück sein wird und die Schätze aus dem Osten verkauft hat, wird er das Geld besitzen, um auch seine Schulden zurückzuzahlen.»

«Ich verstehe», antwortete ich und stöhnte auf. Tatsächlich war ich in diesem Augenblick etwas genervt von meinem guten Maesius. «Ich würde gerne etwas genauer wissen, in was für ein Unterfangen ich hier mein Geld stecke. Wo will Maesius denn hin? Bis nach Palmyra?» «Nein, weiter», murmelte Servius in seinen Bart. «Bis nach Dura Europos? Oder nach Seleukia am Euphrates?» Der Gesandte traute sich kaum zu antworten: «Noch weiter.» «Will er etwa bis nach Babylon?» Nun sagte er gar nichts mehr.

«Junge, antworte mir!» Ich starrte direkt in die Augen meines muskulösen Gegenübers und mein Blick liess ihn in Schweiß ausbrechen. «Sag bloss nicht, das Maesius vorhat, ganz Mesopotamía zu durchqueren!» Endlich brachte der Gesandte ein «Nein!» hervor und stotterte eine Ergänzung hinterher: «Also ja, mein Patron will ins... Partherreich.»

Hiermit war meine Geduld am Ende: «Mein Junge, du sprichst mit einem Senator und auch wir Senatoren haben eine blasse Ahnung von den Ländern der Welt.» Aufgebracht sprang ich auf und schimpfte weiter: «Das parthische Reich erstreckt sich vom Ostufer des Euphrates über ganz Mesopotamía bis an die Grenzen der bekannten Welt! Es ist nach dem römischen wohl das grösste Reich überhaupt. Wenn ich dich frage, wo Maesius Titianus hinmöchte, dann verlange ich eine klare Antwort.» Ich stellte den Weinkelch ab – es wurde totenstill.

«Ich werde es erklären», flüsterte Servius kleinlaut in den Raum. «Das Ziel meines Herren ist es, nach Asaak zu gelangen.» «Wohin?», fragte ich rau. «Asaak. So nennen es zumindest die Parther. Ich gebe zu: weder mein Patron Maesius Titianus noch irgendwer, dem er jemals begegnet ist, hat die sagenhafte Stadt selbst besucht, aber sie ist bei sämtlichen Händlern des Ostens für ihren Reichtum bekannt. Der Begründer des parthischen Reiches soll bei der Stadt begraben sein und ein ewiges Feuer lodert ihm zu Ehren dort. Für die Parther ist Asaak die Geburtsstätte ihrer Macht, sozusagen ihr Alba Longa.»

Ich muss gestehen, von diesem Asaak hatte ich zuvor noch nie gehört und ich hatte so meine Zweifel daran, dass Maesius noch bei Verstand sei, aber nach reichlicher Diskussion entschloss ich mich schliesslich doch, das Unterfangen meines Freundes zu unterstützen. Danach hörte ich ein Jahr lang nichts mehr von ihm, aber Maesius Titianus hat es tatsächlich geschafft. Gestern stand er plötzlich bei mir im Eingang und die Geschichten, die er von seiner Reise erzählt, sind wahres Gold wert. Denk dir

den östlichsten Punkt, den du dir vorstellen kannst. Maesius wird dir sagen können, wie es dahinter aussieht. Und, mein lieber Marinos, bist du interessiert? Maesius selbst wird hier in Rom bleiben, aber wenn du es wünschst, kann er drei seiner Leute zu dir nach Tyros schicken, damit du sie befragen kannst. Lass mich so schnell wie möglich von deinem Entscheid wissen.

Vale

Mit diesem Brief, den du gerade gelesen hast, hat alles begonnen. Marinos erhielt ihn etwa im zehnten Jahr der Herrschaft des Kaisers Traianus, er war also 30 Jahre alt. In dieser Zeit sammelte er wie ein Besessener Tagebücher von Seefahrern und befragte peinlich genau jeden Händler nach seiner Herkunft.

Zeugma

Es war noch früh morgens, die Sonnenstrahlen streiften nur knapp die Dächer Roms und liessen sie in grellem Licht erstrahlen, doch auf dem Forum des Nerva herrschte bereits reges Treiben. In beide Richtungen wälzten sich Menschenmengen den Marmorwänden entlang und passierten den langgestreckten Platz. Rufe gellten durch die Morgenluft, Stimmengewirr erfüllte das Forum.

Ein Bauer bahnte sich mit seinem Karren voller Gemüse den Weg durch die Masse und pries mit inbrünstiger Stimme seine Waren an. Sein Ruf durchschnitt das Geschnatter drei feiner Damen. Sie standen mitten im Verkehr in einem Kreis und beschwerten sich abwechselungsweise über ihre Haussklaven. Von der Hand der Ältesten der Drei ging ein silberner Schimmer aus. Vier kunstvoll geschmiedete Ringe zierten ihre Finger und bunte Edelsteine in rot und blau hielten die Haarpracht der Dicken zusammen. Sie trug einen Dutt, der sich fast auf den gesamten Kopf zu legen schien, während die Dritte, deutlich jünger als ihre Freundinnen, ihren am Hinterkopf angebrachten Dutt nur mit einem Band zusammenhielt. Emsig waren sie ins Gespräch vertieft, da brach ein glatzköpfiger Herr durch ihren Kreis hindurch. Mit schnellen Schritten schlängelte er sich über das Forum. Ein Beutel hing an seinem Gürtel herab und klimperte bei jedem seiner Schritte. Eine Reihe aneinander geketteter Sklaven betrat den Platz. Sie wurden von zwei Jungs betrachtet, die am Boden auf einer Marmorplatte ein Brettspiel ausgebreitet hatten.

Da weckte plötzlich etwas Anderes die Aufmerksamkeit der beiden Knaben. Am Eingang zum Forum war Tumult

ausgebrochen. Anstössige Rufe übertönten den Lärm, Pfiffe waren zu hören. Einige begannen, ihre Hälse nach der Ursache des Aufruhrs zu recken, da tauchte zwischen den Köpfen der Menschen eine Frau auf – und was für eine Frau. Blass war die Haut, reizend ihre Kurven und Seide umhüllte ihren Körper. Geschmeidig schmiegte sich der sinnliche Stoff an ihre Haut und liess sie dennoch vollkommen nackt erscheinen. Was da über den Marmor geschritten kam, war ein Anblick, wie man ihn sonst nur in einem Bordell und gegen Bezahlung hätte erhaschen können. Mit erhobenem Blick und scheinbar taub für die Witze, Beschimpfungen und Pfiffe, die ihr entgegengeschleudert wurden, schritt die Dame weiter. Nur wer seinen Blick von ihr losreissen konnte, erkannte auch die vier Wachmänner, die sie eskortierten und die Menge von ihr fern zu halten versuchten. Das ganze Forum richtete sich nun wie ein Magnet auf sie.

Ungläubig starrten die drei Damen durch den blassen Stoff auf die nackte Haut. Empört stützte die Alte ihre Hand in die Hüfte, dass die zwei Silberringe in ihre Seite stachen. Höhnisch verdreht die Dicke ihre Augen und eine verrückte Haarsträhne fiel ihr vors Gesicht. Der Gemüsehändler war unterdessen bei einem Kunden stehengeblieben und hielt drei Münzen in der Hand. Wie vom Schlag getroffen gaffte er dem von Seide umhüllten Hintern hinterher, stammelte etwas vor sich hin und blickte zurück auf seine leere Hand. Die blasse Schönheit stolzierte weiter, ein nacktes Bein vor das andere stellend und während sie an den beiden verzauberten Jungs vorbeischrift, verschwanden langsam die Figuren von ihrem in den Marmor geritzten Spielfeld. Eine nach der anderen wurden sie von einer schmutzigen Hand

gepackt und in einem Lederbeutel verstaut, in dem bereits zwei Ringe, drei Münzen und eine mit prächtigem Edelmetall verzierte Haarspange lagen. Unauffällig schlüpfte die langfingrige Hand wieder aus ihrem Lager und strich zufrieden über das verfilzte Haar ihres Besitzers.

Ich blieb kurz stehen und schaute der verführerischen Schönheit hinterher. «Ablenkung ist des Diebes bester Freund», murmelte ich schmunzelnd und tätschelte mit meiner staubigen Hand den gefüllten Beutel. Dann hastete ich in meiner Erinnerung der Dame in Seide hinterher.

All das lag weit zurück. Ich blickte an mir hinab, auf die Tunika, den Lederbeutel und meine Sandalen auf dem sengenden Pflasterstein. Mein ganzes Leben hatte ich in der Hauptstadt der Welt verbracht und nun stand ich hier, in Zeugma, der äussersten Stadt des Imperiums und war kurz davor, den römischen Boden zu verlassen. Eine lange Schlange von Ochsenkarren, Kamelen und Eseln reihte sich vor uns auf, führte weit nach vorne und verschwand schliesslich in einem Tor der massiven Stadtmauer. Glühend heiss brannte die Mittagssonne auf Menschen und Tiere herab. Neben den Händlern in der Schlange war auf der Strasse nicht viel los, wer konnte, war in die Häuser geflüchtet.

Maesius drehte eine letzte Inspektionsrunde vor der Überfahrt. Seine Waren lagen gut fixiert auf dem Ochsenkarren. Immer wieder rief er Sklaven zu sich und erteilte ihnen letzte Anweisungen, dann kam er zu mir. «Und Occius», murmelte er etwas angespannt, «bist du bereit?» Ich nickte. Maesius blickte einen Moment lang um sich, dann flüsterte er: «Denk daran, niemand darf bemerken, dass du Römer

bist. Kein Wort über deine Herkunft, wenn sie dich fragen, erfinde etwas. Und vor allem: sprich unter keinen Umständen auch nur ein Wörtchen Latein. Wenn sie dich ansprechen, dann antwortest du auf Griechisch. Hast du mich verstanden?» Mit herrischem Blick starrte er mir in die Augen. «Quod dixisti?», flüsterte ich genervt zurück. «Occius, ich meine es ernst! Wenn sie bemerken, dass wir einen Römer einschleusen, dann kommen wir dran. Trägst du noch irgendetwas bei dir?», er schielte kurz auf meinen Lederbeutel, «Occius?» «Nein», antwortete ich schliesslich, «Habe alles verkauft und das Geld ausgegeben, so wie du es gesagt hast.» Einen Moment lang schaute er mich prüfend an, dann verschwand er zu seinem nächsten Ochsenkarren.

Mit schwitzender Hand spielte ich an meinem Beutel herum. Langsam bewegte sich unser Zug immer weiter auf das Tor zu. Schliesslich erreichte das Kamel, das schon die ganze Zeit vor unseren Ochsenkarren herlief, das Tor und passierte es. Ein Sklave mit geraden, schwarzen Haaren führte unseren vordersten Ochsen zwischen die Torsäulen und machte dort halt. Ich folgte ihm und blickte hinaus. Die Sonne leuchtete mir ins Gesicht und vor meinen Füßen glitzerte der Euphrates in hellem Glanz. Wie ein blaues Band trennte er die trockene Landschaft in zwei und schmiegte sich an die Stadtmauern von Zeugma.

Vor uns lag der Weg zum Ostufer, eine Schiffsbrücke. Mit dicken Tauen aneinandergebunden schwammen Boote Rumpf an Rumpf im Wasser und schaukelten in der Strömung des Flusses. Ich verfolgte mit meinen Augen das Kamel und seinen Herrn. Vorsichtig schritten sie über die Holzbretter von einem Boot aufs Nächste. Immer wieder hörte man das Holz aufächzen und die Taue, die zu unserer

Linken und Rechten an den Mauern befestigt waren, stöhnten schwer unter dem Druck der Wellen. Endlich erreichte der Mann mit dem Kamel die andere Uferseite und verschwand im gegenüberliegenden Tor. Ich musste schlucken. Protzig ragten dort die Stadtmauern von Apameia aus dem Fluss und boten dem Westufer kämpferisch die Stirn. Ich stand am äussersten Punkt des Römischen Reiches. Dort drüben hatte Kaiser Traianus keine Macht mehr. Östlich des Euphrates herrschten die Parther, die Erzfeinde Roms.

Ein Wachmann tauchte im Tor auf und gab uns mit der Hand ein Zeichen, dass wir jetzt kommen könnten. Der schwarzhaarige Sklave neben mir gab dem Ochsen einen Klapps und der Wagen rollte langsam auf die Brücke. Das Holz knarzte unter den Rädern. Schritt für Schritt bewegten wir uns über den Strom und lauschten dem rauschenden Wasser unter unseren Füßen. Kaum hatten wir das erste Drittel geschafft, hörte ich Maesius hinter uns rufen und der nächste Ochse betrat die Brücke. Ich hielt den Atem an. Die Taue ächzten auf, aber hielten stand. Schweigend gingen wir weiter. Mit pochendem Herzen überstiegen wir Boot um Boot, dann erreichten wir endlich die andere Seite und schritten durch das Stadttor von Apameia. Vor uns breitete sich ein kleiner Platz aus. Der Wachmann winkte uns ohne ein Wort zu sich herüber und zeigte uns an, vor einem der rechteckigen Häuser stehen zu bleiben und zu warten.

Immer wieder wurden auch von der Ostseite her Esel und Kamele auf die Brücke gelassen, die sich mitten auf dem Euphrates mit unseren Wagen kreuzen mussten. Es dauerte eine Viertelstunde, bis alle elf Ochsenkarren von Maesius in Apameia eingefahren waren. Die Sklaven stellten sie alle

in einer Reihe der Hausfassade entlang auf. Kaum waren sie fertig, eilte ein bärtiger Mann zu Maesius und begann, mit ihm zu sprechen. Er war einen halben Kopf kleiner als der Händler, aber das weisse Tuch, das er um seinen Kopf gewickelt trug und die Haare verhüllte, machte den Größenunterschied wieder wett. Um die Beine trug er breite Hosen und an der Hüfte hing ein langes, zweischneidiges Schwert. Ich versuchte angestrengt, ihrem Gespräch zu lauschen, aber ich verstand kein Wort der Sprache, die sie benutzten. Maesius hatte dem Zollbeamten ein Stück beschriebenes Pergament in die Hand gedrückt, welches die beiden zusammen mit einer Gruppe von Wachmännern zu besprechen schienen. Plötzlich rief der Kleine den Anderen Befehle zu und zeigte dabei mit den Händen in unsere Richtung, dann verschwand er mit Maesius in einer Haustür.

«Stellt euch alle in einer Reihe auf!», brüllte uns eine der Wachen auf Griechisch entgegen. Maesius' Trupp bestand aus über fünfzehn Mann, die meisten davon Sklaven. Hinzu kamen einige Diener, sein Gefährte Servius und ich. Wir alle reihten uns neben die Wagen und wurden einer nach dem anderen vom Wachmann durchsucht, während andere die Waren auf den Ochsenkarren inspizierten. «Mist», murmelte ich vor mich hin. Es fehlten noch vier Leute, bis er bei mir sein würde. Der Sklave mit den geraden, schwarzen Haaren hob neben mir einen Fuss und strich sich ein paar Kieselsteine von der Ferse. «Du da!», schrie die Wache auf, «Nicht bewegen!» Panisch schreckte der Sklave zurück. Es fehlten noch drei. Nie hätte ich gedacht, dass die das so ernst nehmen würden. Noch zwei. Mein Herz raste. Noch einer, dann stand der Wachmann breitbeinig vor mir.

Mit seinen Händen tastete er zuerst meinen Körper ab, dann machte er halt. «Ist da etwas in dem Beutel?», fragte er mit lauter Stimme. Blitzschnell löste ich das Leder von der Kordel an meiner Hüfte und streckte meine Hand hinein. «Mal sehen», meinte ich frech und grabschte drin herum, «Nein, ich denke da ist nichts.» Genervt griff der Wachmann nach dem Beutel, «Gib schon her!» Er packte ihn und riss ihn mir aus der haltenden Hand, wobei die Suchende aus dem Lederbeutel glitt. Wütend schüttelte der Wachmann ihn kopfüber und griff mit seiner Pranke hinein, dann liess er meinen Beutel achtlos zu Boden fallen und ging zum Nächsten über.

Keine halbe Stunde später war Maesius zurückgekehrt und wir hatten Apameia hinter uns gelassen. In einer langen Reihe polterten die elf Ochsenkarren über eine parthische Landstrasse. Maesius sass auf dem Vordersten und hielt die Zügel in der Hand, ich sass neben ihm und schimpfte auf ihn ein: «Wie viel Zoll hast du bezahlt? Ein Viertel? Sie haben dich ein Viertel von dem zahlen lassen, was deine Waren wert sind?» Ungläubig schüttelte ich den Kopf. Ich kannte Maesius erst seit einem halben Monat, aber das war lange genug, um ihm meine Meinung sagen zu können: «Weisst du was? Du bist wahnsinnig.» Maesius blickte nur unbeeindruckt in die Landschaft hinaus: «Warum meinst du?» «Du hast ein Vermögen ausgegeben, um die ganze Ladung hinter uns einzukaufen, du bist dabei, ein weiteres Vermögen auszugeben, um sie irgendwo in die Fremde hinaus zu fahren und du glaubst immer noch, du wirst dieses Geld jemals irgendwie zurückerlangen?» Nun wandte Maesius plötzlich seinen Blick zu mir: «Du sitzt gerade neben diesem Wahnsinnigen und fährst mit ihm in die

Fremde hinaus», gab er nüchtern zurück, «Warum überhaupt? Wieso folgst du mir?» Ich antwortete nicht. Betreten schaute ich hinab auf den Ochsenrücken vor mir und spielte mit der Hand an meinem Beutel herum. «Was ist da nun eigentlich drin?», fragte Maesius plötzlich bestimmt. Ich starrte ihn nur fragend an. «In deinem Beutel. Du wirst mir doch nicht sagen wollen, dass du auf mich gehört hast. Was hast du durch Apameia geschmuggelt?»

Schweigend löste ich den Lederbeutel von meiner Hüfte und streckte ihn Maesius entgegen. Er blickte hinein. «Schön», meinte er ehrlich beeindruckt, «aber unbrauchbar. Will sich unser Römerchen etwa damit vor den bösen Parthern schützen?» Er lachte laut los. Ich verzog keine Miene und steckte den Beutel wieder ein. «Glaube mir», meinte ich nur, «damit hat dieses Römerchen nicht nur sich selbst beschützt, sondern auch schon ganze Ochsenkarrenzüge, wenn es nötig war.» Ich blickte neben mir auf die Strasse herunter. Der Sklave mit den geraden, schwarzen Haaren war die ganze Zeit neben unserem Wagen hergelaufen und hatte unser Gespräch belauscht. Als sich unsere Blicke kreuzten, schmunzelte er.

Zwei Tage lang reisten wir durch das Königreich Osrhoene, dem westlichsten Ausläufer des Partherreichs. Wir übernachteten einmal in einer Herberge und einmal in einer kleinen Kaserne entlang der Landstrasse. Auf dem Weg zu bleiben war einfach, ein Freund von Maesius kannte die Gegend gut und führte uns durch die dürre Landschaft. Am Nachmittag des dritten Tages erreichten wir dann unser erstes Etappenziel, die Hauptstadt der Osrhoene: Edessa. Maesius' Wunsch war es, so schnell wie möglich weiter zu kommen. Am Morgen nach der ersten Nacht in Edessa

gingen also Servius und der schwarzhaarige Sklave auf die Suche nach einem Kamelhändler und einem Fremdenführer. Ich begleitete sie.

Es war ein merkwürdiges Gefühl, in die Morgensonne zu treten und die Herberge zu verlassen. Wie in Rom waren auch hier die Plätze vollgestopft mit Menschen, Karren und Tieren und doch schien alles so anders. In den Gassen roch es nach fremden Gewürzen und Ölen. Riesige Wagen, mit Zedernbaumstämmen beladen, polterten durch die Hauptstrassen und von den Rufen aus den Läden, dem Tratschen auf den Kreuzungen und dem Gebrüll der Wagenlenker verstand ich kein einziges Wort. Ich dachte zuerst, Servius und dem Sklaven ginge das ebenso, doch ich täuschte mich. Während wir einer weniger belebten Nebenstrasse folgten, merkte ich plötzlich, dass der Sklave nicht mehr bei uns war. Ich drehte mich um und blickte zurück. Wie versteinert war er mitten auf der Strasse stehen geblieben und lauschte. Zwei Stimmen waren aus dem Fenster einer Bäckerei zu hören. Ich hatte keine Ahnung, was sie sprachen, aber der Sklave schien wie vom Donner gerührt.

«Phrakoros!», brüllte Servius den Sklaven an, «Komm endlich!»

Ich dachte mir dabei zuerst nichts weiter, aber auf dem Rückweg zur Herberge blieb der Sklave Phrakoros wieder vor derselben Bäckerei stehen und blickte hinein. Servius bemerkte es gar nicht und lief weiter, aber ich machte halt und folgte seinem Blick. Zwei Männer mit dunklen Bärten standen in der Tür und tuschelten mit unterdrückter Stimme. Der eine schien energisch auf den anderen einzureden. Heimlich beobachteten wir sie bei ihrer hitzigen Diskussion, dann zog der eine der beiden ein

durchsichtiges Täfelchen aus dem Ärmel. Gläsern schimmerte es in der Hand des Mannes und als er es seinem Gegenüber hinhielt, funkelte kurz die Gravur eines Fisches über die Oberfläche des geschliffenen Kristalls.

«Kommt ihr zwei bald?», hörte ich Servius schreien und zuckte zusammen. Er war schon einen Häuserblock weiter und wartete ungeduldig auf uns. Ein letztes Mal schielte ich in die Bäckerei – die beiden Männer waren verschwunden. «Phrakoros», flüsterte ich dem Sklaven zu, als wir uns in Bewegung setzten, «worüber haben die gesprochen?» Mit grossen Augen blickte der schwarzhaarige Sklave zu mir auf. Er schien völlig verwirrt und brachte kein Wort hervor. «Phrakoros?», fragte ich mit Nachdruck. «Ich... ich weiss es nicht», stotterte er, dann erreichten wir Servius.

Tyros

«Epithymia, meine Liebe, was machst du denn da?» Erschrocken drehte ich mich um. Iphigeneia stand in der Haustüre und schaute verdutzt auf mich herab. «Wenn dich deine Herrin so sieht!» Sie musterte mich mit ihren alten Augen. In der Tat machte ich keinen ansehnlichen Eindruck. Weithin sichtbar lehnte ich gegen die Wand und kniete auf dem Mosaikboden.

Ich sprang auf und glättete mein braunes Gewand, dann schaute die alte Dame zum Vorhang, der den Eingang zum Raum jenseits der Wand verschleierte. Gedämpfte Stimmen drangen an ihre Ohren. «Epithymia, mein Mädchen. Lauschst du etwa?» Betreten spielte ich mit den Fingern an einer Haarsträhne. Ohne ein Wort drückten mir Iphigeneias magere Arme einen Brotkorb in die Hand und sie zerrte mich vorwärts. Sie kannte den Weg, seit Jahren ging sie jeden Morgen durch die Gänge der kleinen Villa und brachte uns das Brot vorbei. Kaum waren wir in der Lebensmittelkammer angelangt, begann sie von Neuem. «Wenn du so erwischst wirst, dann kriegst du wirklich Ärger. Das weißt du, oder?», fragte sie mit strenger Stimme. Ich stellte nur schweigend den Korb in eine Ecke. «Epithymia, was sollte das?»

Es wurde bedrückend still. Was sollte ich bloss antworten? Eigentlich hatte ich keine Ahnung, was ich tat. «Mein Herr, Marinos, hat gerade Besuch...», murmelte ich kleinlaut.

«Und was geht dich das an?»

Planlos begann ich, drauflos zu erzählen:

«**Marinos** hat einen Traum. Er will die gesamte bekannte Welt in einer Karte darstellen. Jedes Mal, wenn er am

Hafen oder auf einem Markt oder in den Bibliotheken etwas Neues herausfindet, stürmt er nach Hause und verschwindet in seinem Arbeitszimmer, um dort Listen auszufüllen und Skizzen zu zeichnen. Meistens präsentiert er mir danach voller Stolz, was er entdeckt hat...» Iphigeneia liess sich stöhnend auf einem Mehlsack nieder. Ich tat es ihr gleich und setzte mich vor ihren Füßen auf den Steinboden. Mit glasigen Augen schaute mich die alte Dame an. «Wie bitte? Warum erklärt er dir, was er so treibt?», fragte sie.

«Naja... ich bin Marinos' Lieblingssklavin. Ob das nun wünschenswert ist oder nicht: ich verbringe viel Zeit mit ihm, beim Essen, beim Arbeiten und ...manchmal auch im Bett. Und wenn er seine Entdeckungen an jemanden loswerden will, zeigt er mir eben seine Skizzen.» Mitleidig verzerrte sich Iphigeneias faltiges Gesicht, aber sie erwiderte nichts.

«Man muss aber auch sagen, dass ich die Einzige bin, die ihm wirklich zuhört.» Ich machte eine kurze Pause. Iphigeneia war eine meiner besten Freundinnen. Seit ich denken konnte, hatte sie immer nach mir geschaut, wenn sie vorbeigekommen war. Ihr konnte ich mein Geheimnis wohl anvertrauen:

«Weisst du, eigentlich finde ich seine Arbeit genauso spannend wie er selbst. Wenn ich seine Karten anschauen darf und er mir Geschichten von den Rändern der bekannten Welt erzählt, würde ich mich am liebsten gleich selbst hinsetzen und losschreiben. Ich wünschte, ich könnte wie Marinos den ganzen Tag lang Schriften sammeln, lesen und Skizzen zeichnen. Weisst du, was mein grösster Traum wäre?» Als ich aufblickte, sah ich Iphigeneia förmlich an,

wie abstossend sie die Vorstellung fand, aber sanftmütig wie sie nun einmal war, hörte sie mir nur weiter zu, während ich meine Frage beantwortete: «Selber eine Weltkarte zeichnen zu können. Stell dir das einmal vor! Wäre es nicht fantastisch, selbst alles, was man herausgefunden hat, auf ein gewaltiges Pergament zu zeichnen? Ich hätte mein eigenes Bild von der gesamten Welt, das ich immer mit mir herumtragen könnte.» Ich schweifte ab und begann zu schwärmen:

«Marinos' Karten kenne ich mittlerweile auswendig. Manchmal träume ich sogar von ihnen. Im Süden des Mare Nostrum liegt eine gewaltige Wüste. Wer es wagt, diese zu durchqueren, erreicht Agisymba, eine fruchtbare Ebene voller Nashörner und anderen fantastischen Tieren. Im Westen öffnen die Säulen des Herakles den Weg ins offene Meer hinaus. Aber sogar dort draussen, mitten in den Wellen, befinden sich noch kleine Inselchen. Am spannendsten finde ich aber die Insel Thule, der nördlichste Ort der Welt.» Meine Augen begannen zu funkeln. «Erzählungen zufolge ist der Himmel dort so starr vor Kälte, dass die Sonne am Ende des Tages manchmal gar nicht den Horizont erreicht, sondern gleich wieder aufgeht. Wenn man von dort aus noch weiter in den Norden segeln will, wird es sogar so kalt, dass das Meer beginnt, wie Blut zu gerinnen.»

An diesem Punkt unterbrach mich Iphigeneia und murmelte: «Aber meine Kleine. Du bist eine Frau und noch dazu eine Sklavin. Mit was für Sachen beschäftigst du dich da bloss? Vergiss das ganze Zeug und bekomm deinen Kopf wieder zusammen!» Enttäuscht blickte ich zu Boden. «Aber du musst mir jetzt schon noch erklären», meinte

meine Freundin, «was das alles nun mit Marinos' Gästen zu tun hat.»

«Marinos hat einen sehr wichtigen Bekannten in Rom, Senator Lucius Valerius», begann ich, «Vor zwei Wochen hat Marinos von ihm einen Brief erhalten. Der Senator schrieb, dass er einen Freund habe, der Händler sei. Dieser Händler heisst Maesius Titianus und soll eine Reise gemacht haben bis weit in den Osten. Lucius Valerius weiss von Marinos' Leidenschaft für Reiseberichte und hat ihm im Brief deshalb vorgeschlagen, ein paar Begleiter von Maesius Titianus hierher nach Tyros zu schicken, damit diese Marinos von ihren Abenteuern erzählen können.

Du kannst dir vorstellen, was für eine Euphorie in seinem Arbeitszimmer ausgebrochen ist, als Marinos diesen Brief las. Alles musste vorbereitet werden für die Ankunft der Männer, die der Händler schicken würde. Die letzten Tage haben wir mit nichts anderem verbracht, als die Essstube zu polieren, das Gästezimmer herzurichten und zusammen mit Marinos' Ehefrau die Mahlzeiten zu planen und einzukaufen.»

Iphigeneias Blick verfinsterte sich wieder: «Und du Freche hörst heimlich zu, während dein Herr sich mit Gästen unterhält?»

Ich kam nicht drum herum, ich musste mit der ganzen Wahrheit raus: «Er hat es mir erlaubt!», kreischte ich beinahe. Es wurde still. «Wie bitte?», Iphigeneia musste lachen, «Marinos hat dir erlaubt, hinter dem Vorhang zur Essstube zu sitzen und zuzuhören?»

«Nein, natürlich nicht», antwortete ich leise und fühlte, wie mein Gesicht rot anlief.

«Es ist so, Iphigeneia: Vor zwei Tagen war ich mal wieder in Marinos Arbeitszimmer. Er erzählte mir gerade von irgendeiner Kannibaleninsel südlich von India, aber meine Gedanken waren nur bei den Reisenden aus dem Osten, die bald bei uns sein würden. Schliesslich nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und unterbrach ihn.

‘Marinos?’ fragte ich vorsichtig. Er blickte von einer Notiz auf und schaute mich mit seinen tiefbraunen Augen an: ‘Ja, meine Epithymia? Was gibt es?’

‘Wenn in ein paar Tagen die drei Männer von diesem Maesius Titianus kommen’, begann ich und schritt langsam auf ihn zu, ‘darf ich dann bei euch in der Essstube sein, wenn sie dir von ihrer Reise erzählen?’ Marinos richtete seinen Kopf wieder zurück auf seine Schrift. Er sagte kein Wort. Mit meiner Hand griff ich nach seinem Arm, führte ihn langsam an mein Bein und von dort der nackten Haut entlang nach oben unter den Stoff. ‘Bitte! Ich flehe dich an’, fügte ich zuckersüss hinzu, griff mit beiden Händen nach dem Saum meines Gewands und zog es mir langsam aus.

Schon bevor ich meinen Kopf vom Kleid befreit hatte, wusste ich, dass mir jetzt Marinos’ Aufmerksamkeit gewiss war. Splitternackt stellte ich mich vor ihn und Marinos gaffte mich an. Ich schmiegte ich mich an seine Seite und flüsterte: ‘Du würdest mir ein riesiges Geschenk machen, wenn ich euch zuhören dürfte.’

Marinos griff nachdenklich mit der Hand nach seinem kurzen Bart, dann blickte er mir direkt in die Augen: ‘Wirst du schweigen?’ Mein Herz machte bei dieser Antwort einen Hüpfen, aber ich nickte bloss leicht. ‘Wirst du schweigen und die ganze Zeit über keinen Laut von dir geben?’ ‘Ja,

natürlich!’, platzte es überglucklich aus mir heraus: ‘Wenn das alles ist, was du wünschst. Ich werde kein einziges Geräusch machen. Ihr werdet gar nicht merken, dass ich da bin. Versprochen!’

Er nickte. ‘Na gut, meine Epithymia.’ Halb gespielt aufgelöst klammerte ich mich an ihn und küsste ihn herzhaft. Er war widerlich – aber endlich einmal ein Kuss, der mir den Ekel Wert war. Was danach in seinem Arbeitszimmer geschah, kannst du dir ja vorstellen. Aber glaube mir, es war nicht halb so schlimm wie sonst, denn ich klammerte meine Gedanken mit aller Kraft an die Freude in meinem Inneren. Endlich würde ich aus erster Hand einen Reisebericht hören! Auch ich würde forschen können und mitbekommen, wie die Welt ausserhalb dieses Hauses aussieht.» Die ganze Zeit über hatte ich nur meine eigenen Füße angestarrt. Erst beim letzten Satz wagte ich es wieder, Iphigeneia direkt in die Augen zu schauen. Ihr Gesichtsausdruck war unbeschreiblich. War es Wut, war es Angst oder Erstaunen, das da in ihren Falten lag? Ich hatte keine Ahnung. «Du hast dich verkauft?», stammelte sie nur fassungslos, «Du hast deinen lieblichen Körper dafür eingetauscht?» Sie schien den Tränen nah. «Und wieso bist du dann jetzt nicht dort drin?», wimmerte sie. «Ich weiss nicht», antwortete ich und Zorn flammte in mir auf. «Er hatte es mir versprochen. Aber als die Gäste vor einer halben Stunde angekommen sind, ist Marinos gleich mit ihnen in der Esstube verschwunden. Ich hatte keine Zeit mehr, hinein zu schlüpfen. Da habe ich mich eben in den Eingang gesetzt und von dort aus zugehört.» Plötzlich fasste Iphigeneia einen Entschluss. Viel schneller, als ich es ihr in ihrem Alter zugetraut hätte, sprang sie auf, packte

mich am Haarschopf und zerrte mich aus der Lebensmittelkammer.

«Lass mich los!», kreischte ich hervor, aber sie zerrte mich den ganzen Weg zurück Richtung Haustür. Beim Vorhang zur Essstube angekommen blieb sie stehen und liess mich los. Ungläubig betrachtete ich sie, wie sie sich direkt neben dem Vorhang an die Wand stellte und angestrengt begann, den Stimmen im Inneren des Raumes zu lauschen. Es dauerte einen Augenblick, bis sie bemerkte, wie fassungslos ich sie anstarrte. «Was?», zischte sie streng, «Ich muss doch wissen, wofür sich mein Mädchen hergegeben hat.» Und so standen wir beide da, weitherum sichtbar, lehnten uns mit der Schulter an die Wand und hörten der Stimme zu, die in der Essstube erzählte.

So schnell ich konnte, rannte ich durch die Strassen von Edessa zurück zur Herberge. «Verdammt, verdammt, verdammt», pochten meine Gedanken synchron zum Atem aus mir heraus. Ich bog um die nächste Strassenecke und spurtete weiter. Ich kam mir so dämlich vor. Wie konnte mir das bloss passiert sein? Keuchend sprang ich über eine Kreuzung und weiter der Strasse entlang. Häuser und Menschen zogen an meinen Augen vorbei, aber ich stierte nur geradeaus zur Herberge am Ende der Strasse. Wir mussten ihn wiederfinden! Wer weiss, wo er unterdessen schon war? Endlich erreichte ich mein Ziel. Mit brennendem Seitenstechen wirbelte ich zur Tür hinein und schrie es in einem einzigen Atemzug heraus: «Phrakoros ist abgehauen!»

Maesius und Servius sprangen vom Tisch auf, aufgeschreckt kamen die Diener ins Zimmer geeilt und die Sklaven starrten mich ungläubig an. «Was?», schrie Maesius entsetzt. Wütend tastete Servius nach seinem Dolch: «Wo hast du ihn verloren?»

«Wir waren dabei, Vorräte einzukaufen, da ist er mir plötzlich wie ein Besessener davongerannt.» «Und du hast ihn einfach entkommen lassen?», brüllte Servius zornentbrannt. Ich wurde wütend: «Natürlich nicht! Ich habe ihn durch die halbe Stadt verfolgt, schlussendlich habe ich ihn verloren, aber hört mir mal zu! Ich denke, ich weiss, wohin er verschwunden ist. Kommt schon!»

«Epithymia, wo steckst du? Komm in die Küche!» Iphigeneia und ich erstarrten. Es war die Stimme von Marinos' Ehefrau, die durch die Gänge hallte. Mit fuchtelnden Armen gebot Iphigeneia mir, loszurennen. «Das ist deine Chance, Mädchen!», zischte sie. Ich wirbelte herum und eilte davon.

In der Küche standen bereits Oliven und Trauben in Schälchen und ein grosser Keramikteller voller Datteln bereit. Hinzu kam eine Obstschale aus Glas, die mit Granatäpfeln gefüllt war und natürlich ein Weinkrug mit vier Kelchen. Das alles verteilte die Hausherrin auf drei Silbertablette, dann ging es sehr schnell. Auch die zwei anderen Sklavinnen Tila und Sepi betraten die Küche, unsere Herrin drückte jeder von uns ein Tablett in die Hand und scheuchte uns in einer Reihe zur Essstube. Mein Herz begann laut zu pochen, in wenigen Augenblicken würde ich drin sein. Direkt an dem Vorhang, der den Eingang verschleierte,

machten wir noch einmal halt. Unauffällig schaute ich mich um – Iphigeneia war wie vom Erdboden verschluckt. Die Hausherrin rückte unsere Kleider zurecht und fauchte: «Vergesst nicht, zu lächeln», dann gebot sie uns mit einem Klapps auf die Schulter, einzutreten.

Mit angehaltenem Atem schritt ich durch den Türrahmen. Das Innere des Zimmers war prächtig geschmückt. An der rechten und der linken Wand hingen Teppiche herunter. In dem einen war Herakles hineingewoben, wie er den ne-mischen Löwen bezwang, aus dem anderen blickte der grauenhafte Kopf der Medusa in den Raum hinein. An der dem Eingang gegenüberliegenden Zimmerseite stand keine Wand. Eine Reihe schlanker Säulen hob dort die Dachbalken empor und öffnete die Sicht auf den Innenhof des Hauses. Fackeln loderten an den Wänden und in der Mitte des Zimmers stand ein kleiner Holztisch. Rund um diesen Tisch herum waren drei Lecti aufgestellt. Ihre hölzernen Beine leuchteten im Sonnenlicht und die vergoldeten Nähte der Kissen liessen sie wie Schatztruhen funkeln. Auf jedem der drei Lecti lag ein Mann und ein Vierter sass auf einem hölzernen Hocker, der den Kreis schloss.

Als Marinos uns sah, unterbrach er das Gespräch und die Männer reckten neugierig ihre Hälse nach den silbernen Tabletten. Tila, Sepi und ich traten in die Mitte, hoben schweigend ein Gefäss nach dem anderen auf und stellten sie auf das Tischchen. Dann drehten sich die anderen beiden um und schritten zurück zum Vorhang. Ich blieb einen Moment lang ratlos stehen. erinnerte sich Marinos überhaupt noch an unsere Abmachung, oder würde er mich davonjagen, wenn ich nicht mit den anderen verschwinden würde? Ich beschloss, alles auf eine Karte zu setzen. Mit

erhobenem Haupt trat ich zwischen zwei Lecti, setzte mich dort einfach auf den Steinboden und lehnte mich mit dem Rücken an die Wand. Zum Glück sah die Hausherrin mich nicht, sie hätte getobt.

Als ich aufsaß, blickte ich in eine Reihe verwunderter Gesichter. Alle drei Gäste schielten etwas verwirrt zu mir herab, während Marinos zu schmunzeln begann. «Meine lieben Herren», meinte er munter, «das ist meine Epithymia. Sie hat mich gefragt, ob sie ebenfalls eure Erzählungen hören darf. Macht euch keine Sorgen, ihr werdet gar nicht bemerken, dass sie da ist.»

Kaum hatte er das gesagt, wurde ich wie Luft behandelt. Alle vier bedienten sich bei den Häppchen auf dem Holztisch und nahmen das Gespräch wieder auf, als ob es die junge Sklavin, die da am Boden auf dem Mosaik sass, gar nicht gäbe. Ich lauschte ihrem Schmatzen und begann, die Runde zu mustern.

Auf dem Lectus rechts von mir lag Marinos, aber ich sah nicht viel von ihm. Er lag mit dem Kopf von mir weg Richtung Innenhof gerichtet. Nur die Sohlen seiner Sandalen waren für mich erkennbar. Ihm gegenüber sass der Junge auf dem Holzhocker. Er war wohl etwa gleich alt wie ich und seine schmutzige, alte Tunika konnte nur die eines Sklaven sein. Die Strahlen der Nachmittagssonne, die zwischen den Säulen hindurchbrachen, liessen seine kurzen, braunen Locken goldig funkeln. Er schwieg und schaute zu seiner Linken, denn dort lag auf einem Lectus der Mann, der gerade sprach. Seine Wangen erröteten dabei leicht und sein Stoppelbart stach hervor. Auch sonst machte er keinen besonders gepflegten Eindruck. Seine verfilzten, braunen Haare hingen ihm in die Stirn und die

tiefen Augenringe bildeten zwei dunkle Schatten in seinem Gesicht. Er war grösser und schlaksiger als der Erste und schien auch älter zu sein, jedoch sicher nicht so alt wie Marinos. Vom Letzten in der Runde ragte von mir aus gesehen nur der blonde Schopf zwischen den Kissen heraus. Auch beim Eintreten hatte ich ihn nicht wirklich angeschaut. Ich hatte keine Ahnung, wie er aussah.

«Übrigens», meinte da plötzlich der junge Sklave mit den braunen Locken, «das hier hat mir Maesius für dich mitgegeben.» Er streckte seine Hand aus und ein kleines Büchlein kam zum Vorschein. Es war sehr einfach zusammengeheftet und Briefe und Zettel hingen lose zwischen den Seiten hervor. Der Gelockte bückte sich vor und drückte es Marinos in die Hand. «Was ist das?»

«Das Tagebuch und ein paar Briefe von Servius Pontianus, dem Freien von Maesius, der mit auf die Reise gekommen ist», erklärte der Junge, «Maesius meinte, es könnte dir vielleicht von Nutzen sein.» Vorsichtig strich Marinos über den braunen Buchdeckel, dann öffnete er das Heft auf einer der ersten Seiten. Sein Gesicht erhellte sich, als ob er einen Schatz in den Händen hielt. Die ganze Runde blickte neugierig auf das Büchlein, als Marinos mit weit geöffneten Augen die erste Zeile las. «7. **Artemisiu**, Antiochia am Orontes», murmelte er in den Raum.

«Das war der Tag vor unserer Abreise», erklärte der mit dem Stoppelbart, «In Antiochia am Orontes haben wir unsere letzten Waren gekauft und uns für die Reise startklar gemacht. Lies mal vor, was dazu steht.»

7. Artemísíu, Antiochia am Orontes

Vor einer Woche war ich noch im Hafen von Seleukia Pieria und habe mich vom Meer verabschiedet, nun beginnt unsere Reise ins Unbekannte. Ich bin ziemlich nervös... Täglich rechne ich von Neuem aus, ob wir auch wirklich genug Geld zur Verfügung haben. Wir müssen schliesslich uns und die Sklaven ernähren, die Lasttiere und den Zoll bezahlen und auch noch Fremdenführer einstellen können.

Maesius scheint alles viel gelassener zu nehmen. Seelenruhig sass er gestern Abend mit mir im Garten der Herberge und erklärte mir seinen Plan, um ins Partherreich zu gelangen. Als Erstes werden wir nach Hierapolis am Euphrates fahren, also direkt an die Grenze zwischen dem Römischen und dem Parthischen Reich. Dort erwartet uns ein guter Freund von Maesius, der selbst schon einige Male im Partherreich war und vorhat, nach Edessa zu reisen. Wir werden uns also ihm anschliessen und gemeinsam mit ihm zuerst dem Euphrates nach Norden folgen, immer auf der römischen Seite der Grenze entlang. Sobald wir dann Zeugma erreicht haben, überschreiten wir dort den Euphrates und reisen auf parthischem Gebiet in den Osten bis nach Edessa, wo sich Maesius Freund verabschieden wird. Wie wir von dort aus weiterkommen, darum kümmern wir uns dann vor Ort.

«Dieses Tagebuch ist genial!», meinte Marinos überwältigt, «genau das, was ich brauche.» Die anderen mussten grinsen. «Schau mal weiter hinten nach», meinte der Mann mit dem Stoppelbart, «dort steht wahrscheinlich etwas zu

Edessa.» Behutsam blätterte Marinos ein paar Seiten weiter.

19. Artemisiu, Edessa

Maesius ist stocksauer. Er hat heute Nachmittag ernsthaft darüber nachgedacht, Occius einfach hier auszusetzen und ohne ihn weiter zu reisen. Ich höre jetzt noch seine Stimme im Ohr: «Dieser Esel! Wie konnte er einfach einen Sklaven entwischen lassen? Und so einen füttere ich mit meinem Geld durch.»

Eine ganze Stunde lang habe ich auf ihn eingeredet und versucht, ihn zu beschwichtigen. Ich habe Maesius davon erzählt, wie ich Occius in Italia kennengelernt habe, wie er mir als Unbekannter meinen eigenen Dolch gestohlen hat und mich dann mit eben diesem Dolch vor einer Räuberbande rettete. Er ist ein gewiefter Kerl und ein guter Kämpfer. Wir werden ihn noch brauchen, das weiß ich.

Hoffentlich beruhigt sich Maesius etwas, wenn wir den entwischten Sklaven wiedergefunden haben. Maesius wird ihn zur Bestrafung töten. Er ist für uns also so oder so wertlos, aber wenigstens schüchtert das die anderen Sklaven ein. Kein Einziger von ihnen darf mehr fliehen. Wir können uns das einfach nicht leisten.

Marinos machte eine Pause und legte das Büchlein neben sich auf ein Kissen. Dem einen der Gäste, dem Ungepflegten mit den Bartstoppeln, war dieser Tagebucheintrag sichtlich unangenehm gewesen. Peinlich berührt schaute er zu Boden. «Ich wusste nicht», murmelte er, «dass Servius

und Maesius meinetwegen diesen Streit hatten.» Darauf ergriff der Gelockte das Wort: «Ich auch nicht, Occius. Servius hat hier scheinbar alles Mögliche hineingeschrieben.» Dann blickte er zu Marinos: «Vieles ist für dich wahrscheinlich uninteressant, aber lies uns doch trotzdem ab und zu etwas daraus vor. Das hilft dem Gedächtnis auf die Sprünge.» Occius warf dem Jungen einen genervten Blick zu, doch der redselige Sklave fuhr unbeirrt fort: «Mir hat es auf jeden Fall geholfen.»

Arbela

Millionen Sterne funkelten am mondlosen Himmelszelt. Von Horizont zu Horizont gespannt leuchteten sie wie ein milchiges Band auf die pechschwarze Erde nieder. Ich sass auf dem Dach unserer Herberge und schaute hinunter in die finstere Stadt. Schemenhaft waren Häuser, Tempel und Strassen im Dunkeln zu erkennen. Nur selten riss ein beleuchtetes Fenster ein Loch in die Schwärze. Ab und zu hallte das Bellen eines Hundes durch die Gassen und immer wieder fiepten die kaum vernehmbaren Schreie der Fledermäuse durch die Luft, ansonsten herrschte Stille. Von den Menschen war nichts mehr zu hören.

Auch ich hätte eigentlich schon längst im Stroh liegen sollen, aber ich konnte nicht einschlafen. Viel zu viele Bilder schossen an meinen Augen vorbei.

Servius befahl uns, uns in Reih und Glied aufzustellen.

Mit feuchten Augen schaute ich hinaus ins Leere, zur waagrechten Grenze, unterhalb welcher keine Sterne mehr in der Schwärze zu sehen waren.

Selbstzufrieden fuhr sich Servius mit einer Hand durch seinen schwarzen Bart. «Ich muss euch etwas mitteilen», meinte er.

Mein Herz pochte wütend in die Nacht hinein.

«Phrakoros ist tot.» Servius machte eine kleine Pause und nahm sich die Zeit, jedem einzelnen von uns in die Augen zu schauen. «Wir haben den Hund heute Nachmittag in einer Gasse erwischt.» Er zog seinen Dolch hervor und streckte ihn uns entgegen. Dunkelrot klebte geronnenes Blut an der Klinge. Ich kniff die Augen zu. Mit grimmigem Tonfall hörte ich Servius' Stimme fauchen: «Lasst euch das

eine Lehre sein.» Das war alles. Seine Schritte entfernten sich.

Wieder staute sich in meiner Brust blanke Wut an. Am liebsten hätte ich geschrien, mit meinem Gebrüll die gesamte Stadt erfüllt und die Götterwelt verflucht. Weshalb war Phrakoros nur geflohen? Wie konnte er sich nur erweisen lassen? Wieso waren sie so grausam gewesen und weshalb waren wir ihnen bloss derart ausgeliefert? Ich brach in Tränen aus und vergrub mein Gesicht zwischen meinen Knien.

«Ist da jemand?» Das Blut gefror in meinen Adern. Erschrocken hob ich meinen Kopf und wischte mir die Tränen von den Augen. Es war totenstill. «Nein, da ist niemand. Komm schon, gehen wir.»

Vorsichtig schielte ich vom Dach herunter auf die Strasse. Fackeln blendeten mich, dann erkannte ich drei verhüllte Männer, die mit einem beladenen Esel die Strasse entlang gingen. Schlagartig hatten sie mich zurück in die Realität gerissen. Ich hörte ihre Schritte auf der Strasse, das Rascheln meiner Kleidung und auf einmal auch Geräusche in der Herberge. Hastig rappelte ich mich auf. Niemand durfte bemerken, dass ich mich davongeschlichen hatte. Ich musste sofort zurück.

Mit angehaltenem Atem zwängte ich mich durch die Dachluke und kletterte die Holzleiter herunter. Ich schaute mich um – im Gang war niemand zu sehen. Sanft landeten meine Füße auf dem Holzboden und ich schlich mich an den dutzenden Zimmern vorbei Richtung Treppe. Nur hinter der letzten Türe brannte noch Licht und flackerte durch einen Spalt in den dunklen Gang. Die Geräusche, die ich schon auf dem Dach gehört hatte, wurden immer lauter.

«Mach doch endlich die Öllampe aus! Ich will schlafen.»
Es war Occius' Stimme, die an meine Ohren drang. «Nein»,
gab Servius zurück, «Ich lasse sie immer an.» «Die ganze
Nacht?», fragte Occius ungläubig. «Ja»
Plötzlich waren Schritte im Zimmer zu hören. Ich erstarrte.
«Nein Occius!», kreischte Servius auf, «Lass sie an!»
«Wieso? Du verschwendest uns noch das ganze Öl.»
«Nein», schrie Servius noch lauter, «Lass sie an! Mach die
Öllampe nicht aus!» Auf einmal mischte sich Maesius ein:
«Lass ihm doch sein Licht.»
«Aber ich will schlafen!», dröhnte Occius' Stimme.
Maesius antwortete gelassen: «Mach die Augen zu, dann
wird es auch dunkel. Wir sind mit elf Wagen unterwegs. Ich
denke, wir haben genug Waren dabei, um uns das bisschen
Öl leisten zu können.» Auf Maesius' Entschluss folgte
keine Widerrede mehr. Ich hörte, wie Servius erleichtert
aufatmete. Er legte sich ins Stroh und Stille kehrte ein.
Auf Zehenspitzen schlich ich weiter, erreichte die Treppe
und eilte hinab. Es war geschafft. Knarrend öffnete ich die
Holztüre und warf mich ins Stroh. Einschlafen konnte ich
aber dennoch nicht.

Phrakoros' Tod hatte auch Dardanos schwer getroffen. Als
die Diener uns am nächsten Morgen aus dem Stall jagten,
konnte er sich nur mit Mühe auf seinen müden Beinen
halten. Seine Augenringe waren riesig, er sah aus wie über
fünfzig, obwohl er eigentlich sogar jünger war als ich. Den
ganzen Morgen lang sprachen wir kein Wort, nicht einmal
miteinander. Schweigend führten wir Befehle aus, füllten
Jutesäcke mit Stroh, mischten vorsichtig Glasteller darun-
ter, zügelten Kamele und beluden sie. Am schlimmsten

aber war der Abmarsch. Dardanos und ich trotteten stumm neben den Tieren her, wie gewohnt mit so viel Abstand zueinander, dass ein Dritter zwischen uns Platz gehabt hätte.

Ich konnte an nichts anderes mehr denken als an unseren Freund. Er war nicht da, um den Sonnenaufgang zu bewundern. Er war nicht da, um den Steppensand unter seinen Füßen zu spüren. Er war nicht da, um sich über das Röhren der Kamele lustig zu machen. Immer wieder liess dieser Gedanke mein Herz versteinern: Phrakoros war nicht mehr da – und er würde auch niemals zurückkehren.

Die anderen Sklaven wussten, wie eng Dardanos und ich mit Phrakoros befreundet waren, allen voran Ambiorix und Acco. Die beiden waren die Kraftprotze unserer Freundesgruppe, besonders Ambiorix hatte in seinem Leben wohl mehr Muskeln aufgebaut als Worte gesagt, doch während der nächsten vier Reisetage kamen die zwei immer wieder zu uns, erzählten uns Geschichten und versuchten, uns auf andere Gedanken zu bringen.

Am fünften Tag nach unserer Abreise rasteten wir in einem Oasendorf. Als es Abend wurde, sassen Dardanos und ich vor der Herberge und betrachteten Helios' Untergang. Er streifte den Horizont bereits und sein wärmendes Licht tauchte den Himmel in feuriges Rot. In wenigen Augenblicken würde er seine tägliche Reise vollendet haben und hinabsteigen... in die Unterwelt.

Auf einmal trat Itys zu uns. Mit einem Stöhnen setzte sich der alte Sklave zu uns nieder. Tiefe Falten lagen in seinem Gesicht. Er schaute uns an, aber sprach nicht. Auch Dardanos und ich sagten kein Wort. Schweigend betrachteten wir drei das Farbenmeer, welches Helios in den Himmel zeich-

nete. Itys strich mit faltigen Händen über seinen langen, grauen Bart, dann gab er sich plötzlich einen Ruck. Ächzend richtete er sich auf und stellte sich vor unsere Füße. «Wartet hier, bis es dunkel ist», flüsterte er, «Ich bin gleich wieder da.» Der alte Itys bereitete etwas ganz Besonderes für uns vor. In der Nacht schlich er sich mit uns aus dem Oasendorf und führte uns in ein Gestrüpp etwas abseits der Häuser. Dort, auf einer kleinen Lichtung hatte er aus Staub und Steinen einen kleinen Hügel zusammengescharrt. Er meinte zu uns, wir sollten uns im Kreis darum herum aufstellen. Dardanos und ich verstanden zuerst nicht, was das sollte. Erst als das Mondlicht auf Itys' ausgestreckte Arme fiel und er uns mit leisem Murmeln zum Gebet einlud, verstanden wir, was vor sich ging. Der Alte hatte eine kleine Grabfeier für Phrakoros vorbereitet. Er hatte zwar keine Öle dabei und er besaß auch keinen Obulus für Charon, wir hatten ja nicht einmal den Leichnam bei uns, aber wir murmelten gemeinsam alle Gebete, die wir zur Verabschiedung unseres Freundes kannten und wünschten ihm eine gute Überfahrt. Als Itys, Dardanos und ich uns eine halbe Stunde später zurück ins Dorf schlichen, huschte mir zum ersten Mal seit Tagen wieder ein Lächeln über die Lippen. Ich spürte Hoffnung in mir aufblühen. «Wenn auch ich eines Tages meine Seele aushauchen werde», flüsterte ich in die Nacht hinaus, «dann werden wir uns endlich wieder umarmen können.» Im Dorf war es still und dunkel. Nur in einem Fenster der Herberge brannte noch Licht; dort, wo Servius übernachtete. Leise schlichen wir uns zurück in den Stall und legten uns ins Stroh. Ich erinnere mich noch gut an die darauffolgende Nacht. Es war die Erste, in der ich wieder durchschlief.

Der Sklave mit den Locken erzählte noch lange weiter, aber mit der Zeit sprach er immer weniger zu Marinos. Ab und zu schaute er beim Erzählen zu mir herunter. Insbesondere, wenn er von seinen Freunden sprach, dann blickte er fast nur zu mir, statt zu meinem Herrn. Bald kannten Marinos und ich die Namen aller Sklaven von Maesius Titianus, denn mit der Zeit liess der gelockte Junge einen seiner Gefährten nach dem anderen in die Erzählung einfließen. Neben seinen Freunden Phrakoros und Dardanos, dem alten Itys und den beiden Kraftprotzen Ambiorix und Acco waren da noch zwei ältere Sklaven. Ihre Namen kannte niemand, weil keiner der anderen ihre Sprache verstand. Sie trugen Vollbärte und tratschten sehr viel, aber eben nur untereinander. Zu guter Letzt war da noch ein kleiner Junge namens Tertius. Über manche berichtete der gelockte Sklave ausführlicher als über andere.

Mit der Zeit entstand eine ganz besondere Verbindung zwischen diesem gelockten Jungen und mir. Wenn ich etwas nicht verstand und ihn fragend anschaute, begann er, ganz beiläufig das Gesagte genauer zu erläutern. Zuerst dachte ich, es sei ein Zufall, aber es funktionierte immer wieder. Es wurde zu einem heimlichen Spiel zwischen uns zwei Sklaven. Ohne meinen Mund öffnen zu müssen, konnte ich ihm meine Fragen stellen und er gab sich alle Mühe, ihnen gerecht zu werden.

Der gelockte Junge erzählte von ihrer Ausreise aus dem Königreich Osrhoene, dem Äussersten der parthischen Staaten und wie sie daraufhin immer tiefer in den Kern des parthischen Reiches vorstiessen. Er berichtete von immer fremderen Menschen und von immer seltsameren Sprachen und Kleidern. Er erwähnte sogar die berühmte Stadt

Nisibis, ihre Stadtmauern und ihre Märkte. Ich kannte sie deshalb, weil ich sie schon auf Marinos' Skizzen gesehen hatte. Dort angelangt, hätten Maesius' Männer einen Fremdenführer gefunden, der Griechisch konnte und sie gegen Bezahlung von Nisibis aus über den Tigris bis in die Tiefen des Königreichs Adiabene führte, einem weiteren parthischen Staat. Als er dann aber auf Arbela zu sprechen kam, brach der Sklave auf einmal ab. Einen Augenblick lang herrschte Stille, doch noch bevor Marinos das Wort ergreifen konnte, setzte Occius ein: «Du hast jetzt schon einiges von den Parthern gehört. Viele ihrer Bräuche finden wir seltsam, aber was in der Hauptstadt der Adiabene geschehen ist, will, glaube ich, niemand von uns erzählen.» «Wieso nicht?», fragte Marinos verdattert. Vorsichtig fuhr Occius fort: «So etwas Grausames und Barbarisches wie in Arbela haben wir noch nie gesehen. Wenn du wissen willst, was wir dort erlebt haben, dann schlag lieber im Tagebuch nach und lies kurz durch, was drinsteht.»

29. Artemísiiu, Arbela

Heute hatten wir endlich wieder so richtig Glück. War nach fast einem Monat, den wir nun schon unterwegs sind, auch einmal Zeit. Wir sind am frühen Nachmittag in Arbela angekommen und waren fix und fertig von der langen Reise. Seit Nisibis haben wir in keiner grösseren Stadt gerastet. Wir freuten uns schon auf eine gemütliche Herberge, doch kaum hatte unser Fremdenführer sein Geld erhalten, verschwand er spurlos. So kam es also, dass wir uns plötzlich mitten in Arbela allein auf einem grossen Marktplatz wiederfanden, mit unseren

achtzehn Kamelen, der gesamten Ware, den Sklaven und keinem Schimmer, was aus uns werden sollte. Maesius und ich begannen, ziellos Menschen anzusprechen, in der Hoffnung, jemanden zu finden, der uns helfen könnte.

Eine Ewigkeit lang standen wir auf diesem Platz herum, auf der Suche nach jemandem, der Griechisch verstand. Ich befürchtete anfangs, dies würde bis zum Abend dauern, aber da sprach ich endlich jemanden an, der Antwort gab: «Entschuldigung, junger Herr. Sprichst du Griechisch?» «Ja! Also... einigermassen. Kann ich euch helfen?»

Anfangs war ich selbst erstaunt, obwohl ich gefragt hatte. Der Junge war höchstens siebzehn Jahre alt. Wieso verstand er mich?

Es stellte sich dann aber sehr schnell heraus, dass es Tyche heute wirklich gut mit uns meinte. Der Junge, den die Göttin uns gesandt hat, heisst Rambakht und scheint der Sohn eines örtlichen Adeligen zu sein. Als er hörte, dass wir von Syria kommen, hat er uns augenblicklich zu sich nach Hause eingeladen und uns heute Abend mit riesiger Begeisterung seinem Vater vorgestellt. Wir haben die Erlaubnis erhalten, uns in dieser Villa zu erholen, solange wir wollen. Die Kamele sind in den Stallungen der Familie untergebracht, unsere Waren lagern in ihrer Schatzkammer. Aber das Beste kommt noch: Ich habe Rambakht erzählt, dass wir nach Asaak reisen wollen und er hat mir versprochen, dass er für uns in Arbela herumfragen wird, ob jemand den Weg bis dorthin kennt.

3. Daisiu, Arbela

Ich habe die letzten Tage viel Zeit mit Rambakht verbracht und ich muss sagen, der Junge ist mir ein Stückweit ans Herz gewachsen. Ich ihm scheinbar auch, denn er hat mich und den ganzen Rest von Maesius' Mannschaft, inklusive Sklaven, zu einem Fest eingeladen, das morgen stattfinden wird. Die Leute hier nennen es Scheharoghaod, oder so ähnlich. Es soll die wichtigste Feier des Jahres sein. Aus der ganzen Umgebung werden Anhänger von Oromazdes anreisen, um mitzufeiern und ihren Gott Oromazdes anzubeten. Er muss irgendeine Feuergottheit sein. Soweit Maesius und ich das einschätzen können, ist es eine grosse Ehre, dass auch wir morgen dabei sein dürfen. Rambakhts Vater war nämlich zuerst dagegen, dass wir ihn begleiten, aber al

Ich kann nicht fassen, was gerade geschehen ist! Ich schreibe gleich jede Einzelheit genauso auf, wie ich sie erlebt habe, nicht mehr und nicht weniger, damit ich es wieder durchlesen kann und wissen werde, dass ich nicht geträumt habe. Ich weiss jetzt schon, dass ich mich sonst später selbst für verrückt halten werde.

Ich sitze da am Tisch in meinem Gästezimmer und schreibe ins Büchlein, da höre ich auf einmal ein lautes Zischen hinter mir. Erschrocken drehe ich mich um und sehe in einer Ecke des Zimmers eine riesige graue Rauchwolke. Sie wird immer dichter und breitet sich im ganzen Zimmer aus. Es wird furchtbar stickig. Panisch springe ich auf und mache einen Satz zur Tür, doch da treiben die Rauchschwaden schon wieder auseinander und aus dem Gewimmel aus Schatten, Qualm und Flackern der Öllampe tritt eine Gestalt hervor. Stumm

bewegt sie sich aus der Zimmerecke heraus auf mich zu. Zuerst erkenne ich nur eine schlanke Silhouette, dann einen langen Mantel und einen Turban. Schliesslich werden auch die Gesichtszüge erkennbar.

Ein älterer Mann mit langem, schwarzem Vollbart begrüsst mich in brüchigem Griechisch.

Ich frage ihn wer er ist, was er wolle, aber er geht nicht darauf ein.

«In deinem Zimmer brennt am Tag Feuer», meint er nur mit krächzender Stimme, «und in deinem Zimmer brennt in der Nacht Feuer.» Er streckt einen Arm aus und zeigt auf die Öllampe neben dem Tagebuch. Dann murmelt er ein paar unverständliche Sätze, vielleicht auf Parthisch und auf einmal flackert die Flamme einen Moment lang in grünem Licht auf, als ob sie dem Mann antworten würde. Was war das für eine Magie? «Dieses ganze Feuer...», murmelt er und schaut mir direkt in die Augen, «...Ich weiss wieso.»

Ich antworte ihm, dass ich Licht brauche, um zu schreiben. «Lügner!»

Einen Moment lang ist es totenstill.

«Du brauchst Oromazdes' Feuer, du überlebst nicht ohne. Gib es doch zu!», meint der Alte plötzlich und macht einen Schritt auf den Tisch zu. «Oder etwa nicht? Darf ich es löschen?», flüstert er gehässig. Mein Herz beginnt zu rasen. Was weiss er über mich? Wieso kennt dieser Mann mich? In meinem Kopf beginnt alles zu kreisen, ich höre panische Stimmen schreien. «Es ist schwarz!» «Alles ist weg!» Ich kenne diese Stimmen. Es ist lange her, dass ich sie das letzte Mal gehört habe.

Keuchend beginne ich den Greis anzuflehen, «Lass sie an.» Er streckt seine schrumpelige Hand nach der

Öllampe aus. «lass sie an!», kreische ich immer panischer, «Mach die Öllampe nicht aus!» – die Flamme erlischt.

Ich breche in Schweiss aus. Krampfhaft versuche ich, mich festzuhalten, irgendwo, an irgendetwas. Aber ich finde nichts. Ich sehe nur Schwärze. Die Stimmen brüllen immer lauter, in Todesangst schreien mir meine Eltern aus der Vergangenheit zu: «Es ist schwarz!» «Servius, wo bist du?» «Die Welt geht unter!» «Alles ist weg!» Mein Kopf beginnt sich zu drehen. In das Geschrei meiner Erinnerungen vermischt sich das Krächzen des Alten, das ich hundertfach in meinem Kopf widerhallen höre: «Spürst du das Böse? Spürst du Ahrimans dunkle Kräfte, die nach deiner Seele greifen?»

«Alles ist weg!»

«Nur Oromazdes hat die Macht, dich vor Ahriman zu schützen!»

«Alles ist weg!»

«Morgen wirst du Scheharoghaod erleben!»

«Alles ist weg!»

«Morgen wirst du sehen, wie man sich vor Oromazdes dankbar erweist!»

Dann brüllt die Stimme des Greises wieder eine parthische Formel durch die Luft. Auf einmal ist alles vorbei. Die Stimmen sind weg, das Zimmer wird hell, der Mann ist verschwunden. Ganz allein stehe ich mitten im Raum, schweissgebadet und mit pochendem Herzen. Ich wünschte, ich könnte mir einreden, dass alles nur ein Traum gewesen ist, aber dem ist nicht so. Die fürchterliche Erscheinung ist nicht ganz verschwunden... die Flamme der Öllampe, sie scheint immer noch in grünem Licht. Auch jetzt noch, während ich diese Zeilen schreibe.

4. Dáisiu, Arbela

Der heutige Tag war ein Alptraum! Am liebsten hätte ich ihn nie erlebt, dabei hatte er so gut angefangen. Schon den ganzen Morgen lang war Rambakht aufgeregt. Er konnte es kaum erwarten, aufzubrechen. Immer wieder erzählte er mir, wie sehr er sich auf heute Abend freue, verriet mir aber kein Wort davon, was geschehen würde. Am frühen Nachmittag machten wir uns dann auf den Weg. Unsere Männer und die aus Rambakhts Familie bildeten gemeinsam bereits einen Zug von etwa fünfzehn Personen. Zählte man ihre und unsere Sklaven hinzu, waren wir schon über dreissig Leute und das war erst der Anfang. Vor Arbelas Stadtmauern erwartete uns eine Menschentraube von weiteren hundert Oromazdesanbetern – Männer jeden Alters, so prächtig gekleidet, wie sie nur konnten. Kleine Jungs rannten in weissen Gewändern umher, Jugendliche spielten Panflöte und Tamburine und die Älteren protzten in ihren Gewändern um die Wette. Sie alle trugen lange Mäntel, die ihnen bis zu den Oberschenkeln reichten und darunter breite Hosen. Ihre Bärte schimmerten gepflegt und grosse Turbane krönten ihre Häupter. Unterschiede fielen mir vor allem beim Schmuck auf. Wer es sich leisten konnte, trug verzierte Gürtelschnallen und goldene Halsreife. Ich muss zugeben, ich fühlte mich in meiner Tunika ganz schön fehl am Platz.

Bald darauf brach der Festzug auf. Die Stimmung war grossartig, rund um uns herum wurden parthische Lieder gesungen, immer wieder brachen Männergruppen in Gelächter aus. Nach etwa einer Stunde Marsch endete der Weg vor einer prächtig verzierten Mauer. In einem riesigen Becken entlang dem Weg wuschen wir unsere Füsse,

Hände und unser Gesicht und durften erst dann das geschmückte Tor in der Tempelwand passieren. Der Eingang führte auf einen gewaltigen, kreisrunden Platz. Hier erwartete uns auf einmal eine völlig neue Atmosphäre – es war still. Keiner, der eingetreten war, sprach ein Wort.

Von der bunt bemalten Mauer, die den Platz umzäunte, war nur noch wenig zu sehen. Die Menschen hatten sich alle vor sie gestellt und bildeten einen riesigen Kreis. Alle Augen waren auf das Zentrum gerichtet. Ein steinerner Altar ragte in der Mitte des Platzes aus dem Boden hervor und gleich dahinter war ein gewaltiger Scheiterhaufen aufgestellt worden. Still bewegten wir uns zur Mauer und gliederten uns in die schweigende Menge ein. Es dauerte wohl noch eine halbe Stunde, in der ich einfach dastand, dann ging es los.

Ein grossgewachsener junger Mann erschien im Eingang und schritt auf die Mitte des Platzes zu. Ich musterte ihn. So sah nun also ein *Magos* aus, einer der berüchtigten parthischen Feueranbeter, deren geheimnisvolle Kräfte so gross sein sollen, dass ich sogar schon in Rom von ihnen gehört hatte. Sein weisser Turban war riesig, das lange Gewand funkelte in der Sonne und bei jedem Schritt rasselten die unzähligen Amulette und Ketten an seinem Hals. Kaum hatte er den Altar erreicht, breitete er die Arme aus und der gesamte Platz begann, einen parthischen Singsang von sich zu geben. Immer wieder rezitierte der Magos neue Formeln, streute dabei Kräuter über dem Altar und dem Scheiterhaufen aus und warf einmal sogar eines seiner Amulette, einen tiefblauen Lapislazuli, in hohem Bogen auf den Haufen aus Holz und Stroh. Dann rief er plötzlich etwas in die

Menge hinein und im gesamten Ring aus Menschen begannen Einzelne, ihre Hand in die Höhe zu halten. Auf einmal flüsterte Rambakht hinter mir: «Hebt eure Hände hoch!» Langsam streckte ich meinen Arm in die Höhe, doch Rambakht riss ihn wieder herunter: «Nein, du nicht, Servius! Nur die Sklaven.»

Eine Gruppe schlicht gekleideter Männer mit Körben trat durch das Tor ein und verteilte allen, die ihre Hand in der Luft hatten, ein Stück Brot, die anderen wurden ausgelassen. Ganz verdattert standen Maesius' Sklaven da, als sie sich plötzlich mit Brotstücken in den Händen wiederfanden, schauten verängstigt zueinander und zu uns und begannen erst zu essen, als Rambakht es ihnen befahl. Kaum waren die Männer mit den Körben wieder verschwunden, traten drei weitere Gestalten durch das Eingangstor.

Als Erstes zog das kleine Kind meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Junge war wohl kaum sieben Jahre alt. Splitternackt wurde er über den Marmorboden gezerrt und schrie aus voller Lunge, dass es an den Mauern widerhallte. Nur am Rande nahm ich auch die beiden Männer wahr, die den kreischenden Jungen vorwärts zogen: zwei Magoi. Gleich gekleidet wie der Erste schritten sie auf den Altar zu, je in einer Hand eine Fackel und in der anderen einen Arm des weinenden Knaben. Ich blickte in ihre Gesichter und auf einmal gefror mir das Blut in den Adern. Der schwarze Vollbart, die schrumpeligen Hände. Das war der Mann von gestern Nacht! Mit starrem Griff zernte er das Kind bis zum Altar und überreichte es dort dem jüngeren Gefährten, der schon alles vorbereitet hatte. Was danach geschah, war einfach nur furchtbar. Meine Hand beginnt jetzt schon zu zittern, obwohl ich es noch

gar nicht niedergeschrieben habe. Der oberste Magos hievte den Kleinen auf den Altar und drückte seinen Rücken unsanft auf das kalte Gestein. Die anderen beiden packten die strampelnden Arme und Beine des kreischenden Jungen und hielten sie starr in ihrem Griff. Als das brüllende Kind fixiert war, trat der junge Magos einen Schritt zurück, breitete die Arme aus und die gesamte Menschenmenge begann wieder wie aus einem Mund zu beten. Die parthischen Sprüche vermischten sich mit dem verzweifelten Geschrei des Jungen. Immer mehr Leute in der Menge schlossen ihre Augen und streckten ihre Arme zum Himmel. Das Gemurmel drang immer lauter, immer energischer an meine Ohren, da zog der Magos plötzlich einen kurzen, spitzen Dolch aus seinem Gürtel und streckte ihn in die Höhe. Die Menge wurde immer unruhiger, die Menschen schrien das Gebet nun beinahe, dann schallte auf einmal der Abschlussvers über den Platz und genau auf das Verklingen des letzten Wortes ergriff der Magos den Dolch mit beiden Händen und versenkte ihn mit einer ungeheuren Geschwindigkeit im jungen Fleisch. Ich schaute weg. Ein letzter, herzerreissender Schrei gellte durch den Tempel, dann herrschte Stille.

Was danach geschah, weiss ich nicht genau. Ich habe es nicht mehr über mich gebracht, zum Altar zu schauen. Weitere Gebete drangen an meine Ohren und schwirrten in meinem Kopf, meist nur von den Magoi, manchmal auch von den Menschen um mich herum. Als ich es wagte, nach vorn zu schauen, brannte der Scheiterhaufen bereits lichterloh und auf seiner Spitze schmorten die verkohlten Überreste eines viel zu kleinen Leichnams. Der Rest des Abends war wohl der Teil des Festes, den

man eigentlich genießen sollte. Die Menschen lösten sich von den Mauern und setzten sich auf den ganzen Platz verteilt auf den Boden. Nun wurde auch an alle anderen Brot verteilt, hinzu kamen Reis und Früchte. Um uns herum brach eine regelrechte Volksfeststimmung aus, nur wir sassen verstört in einem Kreis und gaben uns für den Rest des Abends alle Mühe, bloss nicht auf den ausglühenden Holzhaufen zu schauen. Lustlos kaute ich auf einem frisch gebackenen Fladenbrot herum, während Maesius erklärte, dass wir so bald wie möglich weiterreisen würden.

Wie schon gesagt, der heutige Tag war ein Alptraum, aber die Krönung des Abends fehlt noch: nach einer Weile schaute Rambakht wieder in unserem Kreis vorbei und erzählte uns mit strahlendem Gesicht, er habe jemanden gefunden, der uns von Arbela für den Rest der Reise bis nach Asaak begleiten werde. Wir waren begeistert. Maesius sprang sofort auf und wollte ihn kennenlernen, also verschwand Rambakht für kurze Zeit wieder im Menschengewimmel und als er zurückkehrte, verkündete er stolz: «Darf ich euch vorstellen? Das ist Kírdír, euer neue Fremdenführer.»

Vor Schreck hätte ich fast aufgeschrien;

Hinter **Rambakhts** Schulter erschien der alte Magos von gestern Nacht.

«Den Moment», meinte Occius und schluckte einen Bissen Granatapfel herunter, «habe ich später noch so oft verflucht!» Neugierig legte Marinos das Tagebuch zur Seite: «Du hast diesen Magos also auch nicht gemocht?» «Kírdír?», antwortete Occius höhnisch, «Nach all dem, was

diese Parthersau verbrochen hat?» Der Sklave konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. «Da spricht ein wahrer Römer aus dir», meinte er grinsend. «Ist doch so!», gab Occius zurück, «Weisst du noch, wie er Servius manipuliert hat? Der hätte für Kirdir doch beinahe Tertius geschlachtet und sein eigenes *Scheharoghaod* veranstaltet!» Da zögerte der Sklave plötzlich.

«Hast du das etwa vergessen, Argyros?»

Dem gelockten Argyros schien Occius' Frage sichtlich unangenehm zu sein. Er schaute zum Lectus links von mir, wo der dritte Gast die ganze Zeit über gelegen und geschwiegen hatte. Was lag da in Argyros' Blick? Unsicherheit? Oder suchte er sogar Hilfe? Es wurde still, dann meldete sich der dritte Mann zum ersten Mal zu Wort. Ich hatte ihn vom Boden aus immer noch nicht sehen können, ich sah nur den Lectus, auf dem er lag. «Ist doch nicht so wichtig, Occius», beschwichtigte die junge Stimme.

«Auf keinen Fall!», rief Marinos dazwischen, «Ich will alles hören, was ihr zu erzählen habt. Worum geht es denn?» Noch bevor Occius seinen Mund öffnen konnte, ergriff der Unbekannte wieder das Wort: «Nichts Wichtiges. Occius meint bis heute, Kirdir habe mit der Zeit von Servius Besitz ergriffen.» «Das klingt doch hoch interessant!», meinte Marinos begeistert, «Erzähl mehr davon.» «Ich war zu diesem Zeitpunkt noch nicht dabei», meinte die unbekannte Stimme zögerlich und noch bevor sie etwas hinzufügen konnte, ergriff Occius wieder das Wort.

Ekbatana

Kirdir hatte einen ganzen Nomadenstamm gefunden, der ebenfalls in diesen Tagen Arbela verlassen wollte und den Anführer gefragt, ob wir uns ihnen anschliessen könnten. Maesius, Servius und die anderen schienen froh um die Begleitung, ich hingegen vertrug mich vom ersten Tag an nicht mit diesen hochnäsigen parthischen Händlern. Immer wieder vertritt ich mich mit ihnen, begann dabei, auf Griechisch zu fluchen und wurde wohl auch selbst mehrmals verflucht. Maesius entgingen meine Zankereien natürlich nicht. Beinahe täglich ermahnte er mich, ich sei ein toter Mann, wenn ich auch nur ein einziges lateinisches Wort von mir gäbe. Ich gab mir also alle Mühe, mich mit den Nomaden zu verstehen. Vermutlich würde es sich ja lohnen, es erwartete uns nämlich eine lange Reise.

Über hundert beladene Kamele schlängelten sich von nun an in einer Reihe den schmalen Gebirgspfad entlang. Die Kinder der Händler trieben Schafe vor sich her und die Frauen führten Hunde und Esel mit sich. Nach wenigen Tagen befanden wir uns mitten im parthischen Hochland. Weit und breit war keine einzige Menschenseele mehr zu sehen, nur Fels und Sand kochte unter der unbarmherzigen Sonne.

10. Däisiu, Irgendwo im Nirgendwo

Möge Zeus doch endlich aufhören, uns Berge in den Weg zu stellen! Ich weiss gar nicht mehr, wie viele Passhöhen wir unterdessen überquert haben. Es ist jedes Mal dasselbe. Langsam kämpfen wir uns zum nächsten

Bergkamm hoch und jedes Mal erwartet uns dahinter nur ein weiteres Tal und dahinter die nächste Bergkette. Diese Landschaft macht mich wahnsinnig. Nichts als schroffe Felsen, ausgetrocknete Bachbetten und ab und zu Ziegenherden mit ihren Hirten, bei denen wir uns nach dem Weg erkundigen. Das Abwechslungsreichste war heute eine Gruppe von Antilopen, die weit entfernt an den dünnen Büschen kauten... Wann wird das bloss zu Ende sein?

Am schlimmsten aber war es abends, wenn ich mich mit dieser Bande um ein Feuer setzen musste, um zu essen. Kirdir sass immer neben Servius und mir und übersetzte die parthischen Gespräche. Wie oft hätte ich ihm dabei am liebsten in sein grinsendes Gesicht geschlagen. Kirdir übersetzte uns Witze über die Bewohner der Königreiche Adiabene und der Osroene, ja eigentlich über alle ausser über die Parther selbst, das mächtige Volk, das sie alle unterworfen hatte. Beinahe täglich sprachen die Nomaden von Ekbatana. Die Stadt war ihr Ziel und meine Erlösung, da wir uns dort wieder von ihnen trennen würden. Immer wieder fiel in diesem Zusammenhang auch der Name Pakoros und eines Abends machte ich dann den Fehler, Kirdir zu fragen, wer das sei.

«Pakoros II?», meinte der Magos pikiert. «Er ist der Xschahan Xschah!» Hastig kratzte er eine parthische Drachme aus seiner Tasche und drückte mir die Münze in die Hand. Im Licht des flackernden Lagerfeuers funkelte ein bärtiger Kopf aus dem Metall. «Da, ahnungsloser Grieche», meinte Kirdir grinsend, «da steht eine Übersetzung.» Er drehte die

Silbermünze in meiner Hand um und tippte mit seinem schrumpeligen Zeigefinger auf ihre Rückseite. Ich erschrak. Das waren griechische Buchstaben. Oder doch nicht? Ich hatte keine Ahnung, ich konnte nur Latein lesen. «Baoiteus...? Baaikemu?», ahnungslos stammelte ich vor mich hin. «Was ist los?», meinte Kirdir und blickte mich forschend an, da riss mir Servius die Münze aus der Hand. «Βασιλέως Βασιλέων, **König der Könige**», las er laut und als er bemerkte, dass Kirdirs Blick immer noch an mich geheftet war, fügte er hinzu: «Beachte ihn nicht. Er ist ein Freigelassener... hat nie gelernt zu lesen.» Hätte ich nicht gewusst, dass mir Servius in diesem Moment die Haut rettete, ich hätte ihn für diesen Kommentar verprügelt.

Das wollte ich ihm auch so sagen, doch als wir uns alle schlafen legten, verliess Servius das Lagerfeuer nicht allein. Kirdir begleitete ihn zu seinem Zelt, während Servius in einer Hand eine leuchtende Fackel und in der anderen die Hand des jungen Knaben Tertius hielt. Das Bild weckte in mir schaurige Erinnerungen.

Bis dahin war mir der kleine Tertius nie wirklich aufgefallen. Er war eben einer von Maesius' Sklaven, nur etwas kleiner. Der Junge war vielleicht zwölf Jahre alt und konnte nur brüchig Griechisch. Das Bild seiner leuchtend blonden Haare, die im Fackelschein zu brennen schienen, liess mich aber von nun an nicht mehr los.

In den nächsten Tagen fiel mir der kleine Sklave immer wieder auf. Meistens rannte er mit den Jungen und Mädchen der Nomaden umher. Tertius musste keine Decken oder Lebensmittel mit sich herumtragen. Die Sklaven Argyros und Dardanos nahmen ihm seine Sachen ab. Als ich Servius darauf ansprach, gab er nur zurück: «Man kann

von einem Kind doch keine so harte Arbeit verlangen.» Ungläubig gaffte ich ihn an; Sprach da der Servius, den ich kannte? Noch grösser war meine Fassungslosigkeit jedoch ein paar Tage später, als ich den Sklaven plötzlich auf einem Kamel reiten sah, während ich neben ihm herlaufen musste. Diese Ereignisse fand ich seltsam, aber ich hätte sie nicht mit Kirdir in Verbindung gebracht. Das änderte sich erst, als wir in Ekbatana ankamen.

16. Däisiu, Ekbatana

Als wir heute die letzte Anhöhe erreichten, öffnete sich dahinter endlich der Blick aufs Flachland. Bis zum Horizont erstreckte sich die Steppenlandschaft. Eine Stunde später erkannte ich dann auch Ekbatana. Die Stadt war vom Weg aus gut sichtbar, denn sie lag direkt an den Füßen der Berge.

Die Parther haben eine eigentümliche Art, ihre Städte zu bauen. Ihre Stadtmauern sind kreisrund. So ist es auch bei Ekbatana. Beim Hinabsteigen sah die Stadt aus wie ein grosser, dunkler Kreis, umgeben von grünen Feldern und mit einer unförmigen Masse gefüllt. Erst gegen Nachmittag bildeten sich daraus einzelne Häuser, Plätze und Tempel. Als wir dann in der Ebene auf eine Strasse stiessen und nach wenigen Stunden ein Tor von Ekbatana erreichten, war die Sonne bereits hinter den Bergen verschwunden.

Ich muss zugeben, diese Stadt beeindruckte mich. Vielleicht wurde ihr Effekt auch dadurch verstärkt, dass wir seit fast drei Wochen mehr oder weniger in der Wildnis herumtappten. Nachdem wir mit den Nomaden entlang der Stadtmauer unsere Zelte aufgeschlagen hatten,

haben Kirdir und ich einen Spaziergang gemacht und er hat mir im letzten Tageslicht die prächtigsten Bauten Ekbatanas gezeigt.

Grosse, rechteckige Gebäude mit riesigen Torbögen ragen in dieser Stadt zum Himmel empor und die Hausfassaden sind mit roten, blauen und weissen Mustern bemalt. Am meisten Eindruck macht aber der Königspalast am Ende einer breiten Strasse. Wie eine Festung steht er mitten in der Stadt.

«Hier residiert Pakoros II im Sommer und geniesst die kühle Bergluft», meinte Kirdir, «In zwei Monaten müsste er hier sein.»

Auf einmal bemerkte ich, dass ich keine Fackel mitgenommen hatte. Ich begann, mir Sorgen zu machen. Bald ginge die Sonne unter und es würde dunkel werden, doch der Magos wollte mir noch eine letzte Sehenswürdigkeit zeigen. Er führte mich einer weiteren Strasse entlang und hinter einer Hausecke baute sich auf einmal ein gewaltiger Tempel auf. Flammen loderten an seinem Eingang, Statuen von fremden Gottheiten blickten von den Mauern auf die Strasse herab und das riesige Kupeldach griff nach dem feuerroten Abendhimmel.

«Der hier», krächzte Kirdir und zeigte auf den atemberaubenden Bau, «ist für Oromazdes erbaut worden, dem Schöpfer der Welt und dem Spender unseres Lichts.» Er blickte mir direkt in die Augen und sprach weiter: «Er könnte auch die Dämonen der Finsternis vertreiben, welche dir Ahriman eingeflüsst hat. Du lebstest frei von Angst und im unsterblichen Licht.» Ich schaute auf und betrachtete die Gesichter der Götter. Der Magos fuhr fort: «Alles, was Oromazdes im Gegenzug will, ist ein Opfer.» Auf einmal setzte sich Kirdir in Bewegung, doch ich

blieb wie angewurzelt vor dem Tempel stehen. Er lachte: «Komm schon! Sobald wir in Asaak ankommen, wirst du noch ganz andere Tempel sehen.»

Danach kehrten wir zurück zu den Stadtmauern und setzten uns ein letztes Mal mit den parthischen Nomaden um ein Lagerfeuer. Morgen früh will Maesius sich dann auf die Suche nach Zenodoros machen. Ich bin gespannt, ob wir den Mann wirklich finden werden.

«Wer ist Zenodoros?», fragte Marinos und klappte das Tagebuch zu. Occius musste grinsen: «Das habe ich mich anfangs auch gefragt. Aus irgendeinem Grund schien Maesius mitten im Partherreich, tausende Stadien jenseits der römischen Grenze, einen Griechen zu kennen. Ausser seinem Namen wusste er aber auch nichts über ihn, nur, dass er bei diesem Zenodoros Gastrecht hätte, wenn er ihn denn finden würde.

Am nächsten Tag machten wir uns im Zentrum von Ekbatana auf die Suche nach diesem Mann. Kirdir fragte sich auf einem Marktplatz durch, bis er einen Reishändler fand, der ihm sagen konnte, wo das Quartier der Griechen sei. Tatsächlich ging danach alles viel schneller, als gedacht. Kaum waren wir in die richtige Gasse abgezwiegt, wurde plötzlich in jeder Ecke unsere Sprache gesprochen. Erleichtert mischte sich Maesius in Gespräche ein und fand sehr bald jemanden, der uns sagen konnte, wo das Haus eines Zenodoros' stehe. Wenig später standen wir in seiner Haustür.

«Wer seid ihr?», fragte ein alter Mann mit Glatze und Bart. Auf einen Stock gestützt trat er uns entgegen, zwei Sklaven an seiner Seite. Vorsichtig stellte sich Maesius vor: «Chaire! Ich bin Maesius, Maesius Titianus. Kennst du mich noch?» Tiefe Falten bildeten sich auf der Stirn des Alten. Mit lauter, für einen gut Hörenden vielleicht etwas zu lauter Stimme fragte er: «Woher sollte ich?» Vorsichtig fuhr Maesius fort: «Weisst du noch, vor fünf Jahren in Makedonia? Wir haben uns in einer Taverne kennengelernt.» Die Augen des Alten weiteten sich und er fragte: «Hast du ein Symbolon dabei?»

Maesius kramte in seiner Tasche und zog eine Tonscherbe heraus. Eine schwarze Scherbe, auf der der weisse Rumpf einer Galeere schimmerte. Hastig eilte der Mann aus dem Zimmer, die Sklaven blieben stehen und musterten uns. Es dauerte nur einen Augenblick, da kündigte das Klopfen des Gehstockes die Rückkehr des Alten an. Mit ausgestrecktem Arm hastete er zurück in den Eingang und hielt Maesius' Scherbe seine eigene entgegen, ebenfalls schwarz, aber mit einem Mast und einem Segel bemalt. Vorsichtig näherten sich die beiden, die Scherben berührten sich... und passten perfekt. «Willkommen!», schrie Zenodoros glücklich und umarmte Maesius so herzlich, dass ihm der Gehstock aus der Hand fiel. «Fühl dich wie zuhause!»

Die nächsten Tage waren wunderbar. Zenodoros liess unsere Waren in eines seiner Zimmer bringen, die Kamele kamen zu einem Freund von ihm. Eifrig las er uns jeden Wunsch von den Lippen ab und stellte uns stolz seine griechischen Verwandten und Bekannten vor. Fast alle von ihnen stammten vom römischen Reich oder hatten es bereist. Es war wundervoll, von so viel Vertrautheit umgeben

zu sein. Wir hatten eine durch und durch griechische Strasse entdeckt, genauso, wie man sie auch in Hellas hätte finden können. Die Parther, ihr Essen, ihre Religion, alles schien so herrlich weit weg zu sein.

Umso stärker traf mich der Schlag, als mir eines morgens in Zenodoros' Hauseingang eine blonde Haarmähne entgegenflog. Der kleine Tertius rannte an mir vorüber und an seinem Hals baumelte eine braune Schnur, an der ein tiefblauer Lapislazuli auf und ab hüpfte. «Tertius», rief ich bestimmt. Der Kleine hielt an und schaute mit grossen Augen zu mir hoch. «Woher hast du das?», fragte ich und zeigte mit einem Finger auf den funkelnden Stein. Schüchtern öffnete Tertius seinen Mund: «Servius hat ihn mir geschenkt.»

«Geschenkt? Wieso?»

«Er hat gesagt, die Kette beschützt mich in der Dunkelheit vor Ahriman.» Ich wurde wütend: «Woher stammst du, Tertius?» «Aus Italia», meinte der Kleine unsicher. «Und wieso musst du dich dann vor irgendeinem parthischen Dämon schützen?» «Keine Ahnung», meinte Tertius sanft, «Servius hat mir erklärt, der Edelstein beschütze mich nachts wie der Mond, nur umgekehrt. Wenn der Neumond am kleinsten ist, schützt mich dieser Stein am besten. So bin ich immer in Sicherheit.» Ich gab es auf und liess den Kleinen gehen, er konnte ja nichts dafür.

Zwei Tage später beschloss Maesius, es wäre nun Zeit, weiter zu reisen. Wehmütig bereiteten wir uns auf den Abmarsch vor. Zum Abschied schenkte Zenodoros Servius, Maesius und mir je eine winzige, eiserne Nachbildung von Hermes. Er hätte auch einen kleinen Hermes für Kirdir gehabt, aber der winkte ab. Am Morgen unserer Abreise

begleitete uns Zenodoros an eines der Stadttore. Eine schnurgerade Strasse führte von hier aus mitten in die Steppe hinein, geradewegs Richtung Sonnenaufgang. «Das hier», meinte der Alte und zeigte mit dem Gehstock nach Osten, «ist die Königsstrasse. Sie verbindet alle wichtigen Städte und Königsresidenzen im ganzen Reich. Von hier aus gelangt ihr zuerst nach Rhagae und dann nach Hekatonpylos. Weiter bin ich selbst noch nie gereist, aber dahinter soll die Stadt folgen, die die Parther Asaak nennen.»

Reisen auf der Königsstrasse war deutlich angenehmer als in den Wochen zuvor. Unzählige Wachhäuser ragten dem Weg entlang aus dem Sand, je ungefähr ein Tagesmarsch voneinander entfernt. Manchmal waren es nur kleine Hütten, umringt von einem Kornfeld, oft stiessen wir aber auf ganze Bauernhöfe, Dörfer oder Kasernen, in denen wir gegen wenig Bezahlung übernachten konnten. Wir kamen so erstaunlich schnell voran. Vier Tage am Stück reisten wir, am fünften Tag liessen wir die Kamele rasten. Kaum hatten wir diesen Zyklus zwei Mal durchgespielt, erzählte uns eines Abends die Wirtin einer Gaststätte, dass Rhagae nur noch eine Tagesreise entfernt sei.

Nach dem Essen beschloss ich, einen kleinen Spaziergang zu machen. Während sich die anderen schlafen legten und die Wirtin die Lichter löschte, entfernte ich mich ein Stück weit vom Haus und schlenderte über den Steppensand. Die Luft war angenehm kühl, abgesehen vom Zirpen der Heuschrecken war nichts zu hören. Obwohl es bereits tief in der Nacht war, erkannte ich bis weit zum Horizont den gräulich schimmernden Sand, es musste bald Vollmond sein.

Da krächzte es plötzlich hinter mir: «Bestaunst du Oro-

mazdes' Auge?» Ich erschrak fast zu Tode. Kirdir war wie aus dem Nichts hinter mir aufgetaucht. Ohne auf mein Zusammenzucken zu achten, fuhr er fort: «Siehst du, wie es von dort oben niederscheint und sogar in der grössten Finsternis über uns wacht?» «Was willst du?», fragte ich grob. Kirdirs Augen funkelten im Mondlicht und er schritt auf mich zu. «Ich betrachte die Nacht», meinte er schmunzelnd, «Sobald **Oromazdes**' Auge kreisrund geworden ist, wird es wieder Zeit sein, ihm zu opfern.» «Ach so», gab ich angewidert zurück, «du kannst es kaum erwarten, bis es wieder Zeit ist, jemanden zu schlachten, stimmt's?»

Auf einmal blickte mir Kirdir direkt in die Augen. Forschend bohrten sich seine Pupillen in mich hinein, dann begannen sie zu leuchten: «Es gibt einen zweiten Grund, weshalb ich hier bin: Ich will dich warnen.» Der Magos machte einen weiteren Schritt auf mich zu und grinste dabei, «So wie Oromazdes einmal im Monat sein grosses Auge schliesst und wieder öffnet, bin auch ich manchmal blind. Aber jetzt erkenne ich dich dank dem Licht des Schöpfers so klar wie nie zuvor, ...Grieche.» Das letzte Wort betonte Kirdir dabei so nachdrücklich, dass mir ein kalter Schauer den Rücken hinab lief. «Weisst du», fuhr er fort und lächelte, «wer sich zurzeit in Rhagae aufhält?» Ich hatte keine Ahnung. «Pakoros II», stiess er theatralisch aus, «der Xschahan Xschah!» Kirdir machte einen letzten Schritt und unsere Gesichter berührten sich beinahe. «Glaube mir», flüsterte er, «der Xschahan Xschah weiss genau, welche Könige ihm dienen und welche seine Feinde sind und er weiss, wie er sich vor diesen Feinden schützen muss. Wachen werden vor allen Stadttoren von Rhagae stehen und jeden Fremden kontrollieren. Sollten sie in einem

der Anreisenden einen Feind erkennen, sei es ein Kuschan-schahr aus dem Osten oder ein Römer aus dem Westen», Kirdir machte eine kurze Pause und zischte: «dann wird er tot sein, bevor er vor Schmerz aufschreien kann.» Plötzlich durchzuckte ein grelles, grünes Licht die Dunkelheit. Einen Moment lang erkannte ich nichts mehr und als ich langsam wieder meine Augen öffnen konnte, war Kirdir wie vom Erdboden verschluckt.

Rhagae

Mit schwarz unterlaufenen Augen marschierte ich am nächsten Morgen vor meinem Kamel her. Die ganze Nacht hatte ich wach im Stroh gelegen und mich hin und her gewälzt. Was wusste Kirdir von mir? Wieso lag ihm etwas daran, mir zu helfen und war die Warnung wirklich als Hilfe gemeint oder doch eine Falle? Nachdenklich blickte ich in die Landschaft hinaus. Felder säumten den Wegrand und einzelne Höfe ragten einsam aus dem Boden. Auf den Hügeln rotteten sich Wohnhäuser zu kleinen Dörfern zusammen. Bald erkannte ich die ersten Händler, die uns von weit in der Ferne entgegenreisten. Mit schwitzigen Fingern spielte ich an meinem Beutel herum. Es dauerte eine Stunde, bis sie mit ihren Karren und Kamelen an uns vorbeizogen. Wir grüssten sie, sie musterten uns. Oder musterten sie nur mich?

Der Nachmittag verstrich und auf der Strasse bildete sich immer mehr Verkehr. Dumpfes Trommeln drang an meine Ohren, wurde lauter und schliesslich brauste ein berittener Soldat an uns vorbei. Vor Schreck zuckte ich zusammen und meine Hand schlüpfte in meinen Lederbeutel hinein. Ich griff zu, liess aber gleich wieder los. Was tat ich für Unsinn? Auffälliger ging es wohl nicht. Mit klopfendem Herzen blickte ich dem Reiter hinterher. Seine Kleidung leuchtete in allen Farben und das zweischneidige Schwert an seiner Hüfte funkelte im Sonnenlicht. Langsam verschwand er wieder in der Steppe und ich folgte mit den Augen der Staubwolke, die er hinterliess. Als der bunte Fleck dann weit in der Ferne mit der Landschaft verschmolz, erstarrte ich. Am flimmernden Horizont traten Stadtmauern

hervor. Ich hielt es nicht mehr aus. Ohne ein Wort drückte ich einem Sklaven die Zügel meines Kamels in die Hand und rannte nach vorn zu Maesius.

«Was gibt's?», fragte der Händler gelassen, als er mich kommen sah. Ich löste den Beutel von meiner Hüfte und legte ihn Maesius in die Hände. Ein Klimpern drang an meine Ohren. Es war das erste Mal seit Jahren, dass ich mich von dem Lederbeutel trennte. «Keine Angst mehr vor den Parthern?», meinte Maesius schmunzelnd. «Halt die Klappe und versteck das bei deinen Waren», fauchte ich ihn an, «und sobald wir den ersten Schritt aus dieser Drecksstadt gemacht haben, will ich ihn zurückhaben.» Ich erschrak ob der Grobheit meiner eigenen Worte, aber Maesius störte sich nicht daran. Er schien zu spüren, wie wichtig es mir war: «Ich werde ihn zu den verzierten Schwertern und den anderen Kunstgegenständen packen, dort fällt er sicher weniger auf als an deiner Hüfte.»

Die Ankunft in Rhagae verlief reibungslos. Wir wurden natürlich bei Seite genommen – das geschah in etwa bei jedem, der keine Hosen anhatte und keinen genügend prächtigen Bart trug – aber die Wachen bereiteten keine Probleme. Nachdem Kirdir ihnen erklärt hatte, dass wir von Hellas kämen und sie sämtliches Gepäck und Sklaven abge sucht hatten, liessen sie uns durch das Stadttor treten. Hinter den hohen Mauern erstreckte sich eine breite Strasse bis tief ins Zentrum von Rhagae hinein. Mehrstöckige Häuser drängten in den Himmel empor und zu ihren Füßen verkauften Bauern Reis, Gewürze und Getreide. Strassengewirr dröhnte in meinen Ohren. Im Schatten prächtiger Torbögen führten Pferdezüchter ihre Tiere vor, priesen Teppichhändler ihre Ware an und protzten Öle, Früchte und

Stoffe um die Wette. Als ich am Abend Bilanz zog, machte die Stadt doch einen gewissen Eindruck auf mich. Alles schien riesig, aber dennoch fremd. In Gedanken versunken pulte ich die letzten Reiskörner aus der Schale und spülte sie mit einem Schluck Wein herunter. Ich blickte auf. Eine prächtige Malerei glänzte an der Wand des Speisesaals. Ein Pferd sprang mit ausgestreckten Hinter- und Vorderläufen über Maesius' Kopf hinweg. Das Tier war von Augen bis Schweif in einen metallischen Schuppenpanzer gekleidet und trug einen Reiter auf dem Rücken, der mindestens so bewaffnet daherkam. Der blosse Anblick dieses Bildes genügte und ich bekam ein mulmiges Gefühl im Bauch. Es erinnerte mich an die parthischen Soldaten, die überall in der Stadt ihre Kontrollgänge verrichteten. Den ganzen Abend lang waren wir ihnen immer wieder über den Weg gelaufen. Sie standen an fast jeder grösseren Strassenecke. Ihre metallischen Schuppenpanzer funkelten in der Sonne und wenn ich ihre langen Schwerter erblickte, griff ich instinktiv an meine Hüfte, auch wenn da nichts mehr war.

Die ständige Besessenheit darauf, bloss nicht aufzufallen, machte mich langsam aber sicher wahnsinnig. Dementsprechend konnte ich mein Glück kaum fassen, als Maesius beim Essen plötzlich verlauten liess, dass wir am nächsten Tag schon wieder abreisen würden.

«Was?», fragte Servius überrascht, «Wieso denn das?» Maesius antwortete ruhig: «In dieser Stadt werden für meinen Geschmack zu viele Kontrollen gemacht.» und kaum hatte Kirdir einen Weinkrug an seine Lippen angesetzt, blickte Maesius Servius eindringlich an und zeigte mit einer Hand auf mich. Doch Servius begann zu protestieren: «Wir können doch unmöglich morgen schon abreisen!» «Wieso?»,

fragte Maesius. Servius stockte einen Augenblick. Unruhig spielte er mit den Händen an seinem Kelch herum: «Wir müssen doch ein paar Waren verkaufen, damit wir wieder genug Geld für Essen und Schlafplätze haben.» Maesius schien verwirrt: «Was redest du denn da? Du hast doch selbst am Anfang unserer Reise alles nachgerechnet. Wir brauchen kein zusätzliches Geld, alles läuft doch wunderbar.» «Ja aber...», Servius wusste nicht mehr weiter. Er lief rot an und verstummte.

Nach dem Essen verabschiedeten wir uns von den anderen Gästen im Speisesaal und gingen in unser Gästezimmer. Im Schein der Öllampe besprachen wir uns noch kurz wegen morgen früh, dann nickte einer nach dem anderen ein, zuerst Maesius, dann Kirdir und schliesslich fielen auch mir die Augen zu.

Auf einmal riss mich eine quietschende Holzdiele aus dem Schlaf. Ich öffnete die Augen – es war dunkel. Ungewöhnlich, denn Servius liess normalerweise über Nacht die Öllampe brennen. Leise rappelte ich mich auf und schaute mich um. Der Himmel war schwarz. Nur der kreisrunde Vollmond schien zum Fenster herein und seine bleichen Strahlen leuchteten auf zwei dunkle Körper herab: In einer Ecke des Zimmers schnarchte Maesius, in der anderen lag Kirdir. Servius war verschwunden.

Leise trat ich durchs Stroh zur Zimmertüre. Sie stand offen und vom Gang her drang auf einmal ein Geräusch durch das Haus: jemand hob den Querbalken der Haustür aus der Halterung und stellte ihn am Boden ab, dann öffnete sich die quietschende Tür.

Ich lugte aus dem Zimmer den Gang herunter. Blasses, gelbes Licht schien aus dem Speisesaal, wurde dann

schwächer und verschwand. Das Herz pochte in meiner Brust. Jemand verliess das Haus. Vorsichtig schlich ich den Gang entlang und folgte dem Licht. Schritt für Schritt näherte ich mich dem Speiseraum, da knarrte plötzlich eine Holzdiele unter meinem Fuss. Regungslos blieb ich stehen. Mein Herz raste, aber ansonsten war nichts zu hören. Langsam setzte ich mich wieder in Bewegung, erreichte den Speiseraum und schielte zur halboffenen Türe hinaus ins Freie.

Im Innenhof der Herberge stand Servius völlig regungslos und hielt seine Öllampe in der Hand. Sein Kopf war von mir weg zur Stalltür gerichtet und seine langen, schwarzen Locken schimmerten im Mondlicht. Neben ihm plätscherte Wasser aus einem Brunnen in ein grosses Steinbecken, ansonsten herrschte Stille. Wie eine Statue stand Servius da, dann hörte ich auf einmal ein kaum vernehmbares Knarren. Ganz langsam, so langsam, dass ich zuerst dachte, ich würde es mir einbilden, bewegte sich die Stalltür zur Seite und kaum hatte sich ein kopfbreiter Spalt gebildet, wand sich eine Gestalt aus der Dunkelheit hervor. Argyros trat auf den Innenhof und schritt schweigend auf Servius zu. Wieder bewegte sich die Stalltür. Ein zweiter, deutlich kleinerer Schatten schlüpfte hinaus auf den Platz und im Licht des Vollmonds funkelte der blaue Lapislazuli auf. Wortlos trieb Servius die beiden Sklaven zu einer dritten Türe. Sie traten ein und es wurde wieder dunkel im Innenhof.

Regungslos blieb ich im Speisesaal stehen und liess die Zeit verstreichen. Gelegentlich hörte ich Servius in der Kammer flüstern, aber das plätschernde Wasser übertönte seine Stimme. Immer länger stand ich da, irgendwann

begann mein Bein zu kribbeln, dann regte sich auf einmal etwas. Argyros erschien in der Tür und betrat den Hof. In den Händen hielt er ein braunes Tuch und als das Mondlicht auf den Stoff fiel, erkannte ich darauf dunkle Flecken. Mit angehaltenem Atem beobachtete ich, wie der Sklave neben dem Steinbecken niederkniete und leise begann, das Tuch am Beckenrand zu schrubben. Eine ganze Weile lang wusch er den Stoff im Brunnenwasser. Als er fertig war, stand er auf, schlich mit dem gesäuberten Tuch zurück und verschwand wieder in der Tür.

Dann trat plötzlich Servius auf den Hof hinaus und schritt mit der Öllampe in der Hand geradewegs auf mich zu. Augenblicklich zog ich den Kopf zurück, schaute mich panisch im Speisesaal umher und warf mich gerade noch rechtzeitig unter einen Tisch. Es wurde wieder hell. Servius stellte seine Öllampe ab und verschloss vorsichtig die Haustür, dann schritten seine Füße an mir vorbei zurück in den Gang zu den Gästezimmern. Noch eine ganze Weile lang regte ich keinen Muskel und hörte meinem Herzen beim Pochen zu. Schliesslich kroch ich wieder unter dem Tisch hervor und blieb im Speisesaal stehen. Abwechslungsweise schaute ich den Gang hinunter und zur Haustür, wieder den Gang hinunter und wieder zur Haustür. Ich befürchtete, dass ich mich später für diese Entscheidung noch verfluchen würde, aber meine Neugier war zu gross. Wenige Augenblicke später stand die Haustüre wieder offen in den Innenhof hinaus und ich betrat die Kammer, in welcher sich Servius mit den Sklaven getroffen hatte. Eine Viertelstunde lang suchte ich dort drin herum, tastete die Wände und den Boden ab und wartete darauf, dass sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnten, aber ich fand

nichts. Was auch immer in diesem Raum geschehen war, es hatte keine Spuren hinterlassen. Endtäuscht schlich ich zurück ins Freie. Auch die Stalltüre war wieder verschlossen und der Brunnen plätscherte in die Stille hinein. Der Brunnen – auf einmal ging mir ein Licht auf. Vorsichtig schritt ich auf das rechteckige Steinbecken zu, in dem sich der strahlende Vollmond widerspiegelte. Ich hockte mich auf den Boden und tauchte meine Hand ins Wasser. Gedankenverloren erinnerte ich mich daran, wie Argyros hier das schmutzige Tuch gewaschen hatte. Meine Finger fuhren am Rand des Beckens entlang und auf einmal fühlte ich, wie sie verklebten. Erschrocken zog ich meine Hand vom Stein weg. In was hatten meine Finger da hineingefasst? Ich stand auf und hielt meine Hand ins Mondlicht. Eine schwarze Flüssigkeit klebte an meinen Fingern. Angestrengt starrte ich sie an und verrieb sie auf den Fingerkuppen, aber es war unmöglich, sie einzuordnen. Die Nacht war nicht hell genug.

Hastig schlich ich mich zurück ins Haus, schloss die Tür ab und folgte dem flackernden Licht, welches aus unserem Zimmer in den Gang hinausschien. Ein letztes Mal atmete ich tief durch, versteckte meine Hand hinter dem Rücken und trat ein. Servius sass aufrecht im Stroh und fixierte mich mit seinen schwarzen Augen. «Wo warst du?», zischte er gereizt. «Auf der Latrine», flüsterte ich und war selbst erstaunt über die Gelassenheit, mit der diese Worte aus meinem Mund sprudelten. Ohne Servius ein weiteres Mal anzusehen legte ich mich auf den Boden und drehte mich zur Wand. Servius' Blicke bohrten sich in meinen Nacken. Ich blieb reglos liegen, bis ein Rascheln verriet, dass auch er sich wieder hinlegte, dann hob ich vorsichtig

meinen Arm, platzierte ihn lautlos vor meinem Gesicht im Stroh und schaute auf meine Hand. Vor Schreck hätte ich beinahe aufgeschrien; an meinen Fingern klebte Blut.

Alle Augen im Raum waren auf Argyros gerichtet. Verzweifelt schien der Sklave um Worte zu ringen, während sein Gesicht immer röter wurde. Doch dann unterbrach Occius die Stille: «Argyros wird uns nichts erzählen. Er behauptet bis heute, er wisse nicht, was geschehen ist.» Sein sarkastischer Unterton war nicht zu überhören.

«Ich habe es dir doch schon tausend Mal erklärt», zischte der Sklave und wandte sich an Marinus: «Servius hat mir in der Kammer die Augen verbunden. Ich habe keine Ahnung, was er mit Tertius angestellt hat.»

«Das ist doch lächerlich», unterbrach Occius, «Ich habe dich ja gesehen. Du bist ohne Augenbinde zum Brunnen gegangen und danach hemmungslos mit offenen Augen wieder zurückgekehrt.» Bevor Argyros etwas entgegen konnte, meldete sich der dritte Mann zu Wort: «Lass Argyros doch endlich in Ruhe mit dieser Geschichte. Wieso bist du so versessen darauf?»

«Wieso stellst du dich immer auf seine Seite, Kineas?», fauchte Occius wütend, «Du warst ja gar nicht dabei! Du hast keine Ahnung, was geschehen ist und mischst dich trotzdem ständig ein. Was wollt ihr zwei vertuschen?» Auch die Stimme dieses Kineas' schien nun etwas gereizt: «Ich vertusche überhaupt nichts. Ich glaube nur, was Argyros sagt.» «Dem Märchen mit der Augenbinde? Argyros will damit doch nur den Freund seines Herrn decken!»

Kineas' Stimme wetterte zurück: «Occius, du konntest

doch einfach Kirdir und seine Götter nicht ausstehen. Hör endlich auf, Argyros da mit hinein zu ziehen.»

«Das stimmt nicht!», fauchte der Römer und wandte sich wieder an Argyros: «Pack doch endlich aus! Niemand wird dich mehr dafür bestrafen, wenn du die Wahrheit sagst.»

«Es ist die Wahrheit», knurrte Argyros in die Runde, mehr fiel ihm nicht ein. Stille trat ein und Marinos ergriff vorsichtig das Wort: «Wisst ihr was? Es ist doch viel zu spät, um sich zu streiten. Lassen wir es für heute einfach bleiben.» Verwundert schaute ich zwischen den Säulen hinaus auf den Innenhof der Villa. Tatsächlich, der Nachthimmel war bereits pechschwarz. «Ich würde vorschlagen», fuhr mein Herr fort, «Wir gehen jetzt alle schlafen und morgen früh fahren wir dann fort.» Kaum hatte Marinos das gesagt, rappelten sich Occius und Kineas von ihren Lecti auf.

Neugierig musterte ich die beiden Gäste. Während sie sich von Marinos verabschiedeten und zur Tür gingen, konnte ich endlich einen ersten Blick auf Kineas erhaschen. Er schien jung zu sein, nicht viel älter als Argyros. Seine blonden Haare hingen ihm bis zu den Schultern und als er sich in der Türe ein letztes Mal umdrehte, um Marinos gute Nacht zu wünschen, erkannte ich ein kleines Bärtchen an seinem Kinn.

Argyros hingegen sass noch auf dem Hocker und trank seinen Weinkelch aus. Als die anderen zwei die Essstube verlassen hatten, begann Marinos, sich mit ihm zu unterhalten: «Occius verträgt sich nicht besonders gut mit dir, stimmt's?»

Argyros stellte den Kelch ab. «Nein, nein», erwiderte der Sklave und schien ehrlich widersprechen zu wollen: «Wir haben gerade keinen guten Eindruck gemacht, aber eigent-

lich verstehen wir uns. Ich würde ihn sogar als einen Freund bezeichnen. Tertius ist einfach ein wunder Punkt, den man nicht ansprechen sollte.» «Wieso kennt ihr euch eigentlich?», fragte Marinos auf einmal.

«Occius und ich?»

«Ja. Er ist kein Sklave, kein Diener und auch kein Freier von Maesius, oder? Was hat er dann mit ihm zu tun?» Argyros musste grinsen: «Naja, eigentlich hat mein Herr überhaupt nichts mit ihm zu tun. Ich habe Occius als Erster kennengelernt, damals, als wir in Rom waren.»

Als ich das hörte, fiel mir die Kinnlade herunter. Dieser Sklave war in Rom gewesen? In der grössten Stadt der Welt? Argyros bemerkte mein staunendes Gesicht und ein Lächeln huschte ihm über die Lippen. «Soll ich dir davon erzählen?», fragte er und gab sich dabei alle Mühe, Marinos und nicht mich anzuschauen.

Er stellte den Weinkelch ab und begann, seine Erinnerungen mit uns zu teilen. Neugierig hörte ich zu und machte mich bemerkbar, wenn er etwas ausführlicher beschreiben sollte. Wir unterhielten uns bis tief in die Nacht hinein, ich mit meinen Handzeichen, Marinos mit dem Tagebuch und Argyros mit seinen Erzählungen. «Ich war damals zum ersten Mal in Rom», begann er, «Ich hatte natürlich schon davon gehört, aber wer nicht selbst dort gewesen ist, kann sich diese Stadt nicht vorstellen.»

Rom

Schwer atmend erreichte ich das Forum des Nerva. An den Seiten ragten Säulenreihen weit in den Himmel empor und Marmor glänzte in roten, grünen und gelben Mustern auf den Platz hinab. Nervös blickte ich auf die hunderten Menschen, die das langgestreckte Forum durchquerten und erinnerte mich daran, was Servius gesagt hatte. Wie ein Kanal durchtrennte das Forum des Nerva die restlichen Kaiserforen und sei daher die beste Möglichkeit, in den Westen der Stadt zu gelangen – ich musste richtig sein. Atemlos blickte ich hinauf zu den geschmückten Kapitellen der Säulen und betrachtete das Menschengewirr. Wie gerne wäre ich stehen geblieben und hätte diesen Platz bestaunt, doch die Angst trieb mich weiter.

Ich schlängelte mich durch die Menge und musterte jeden Entgegenkommenden, als würde er mich im nächsten Augenblick anfallen können. Bald hatte ich den halben Weg durch das Forum geschafft. Weisse Marmorsäulen mit violetten Adern glimmerten in meinen Augenwinkeln. Eine prächtige Säulenreihe erstreckte sich auf beiden Seiten des Forums und schien die drängenden Menschenmassen von den Mauern des Bauwerkes fernhalten zu wollen. Hoch oben, an der Grenze zwischen Marmor und Himmel, strahlten übermenschlich grosse Statuen in der Morgensonne. Ihre exotischen Kleider und Rüstungen leuchteten bunt und ihre Arme und Köpfe waren so gefärbt, dass sie wie echte Menschen aussahen, die das Treiben auf dem Platz begutachteten. Jede von ihnen repräsentierte ein anderes Volk des Imperiums und alle schauten sie von dort oben herab auf das Zentrum der Welt; die Kaiserforen, die pochende

Ader der Millionenstadt Rom. Doch das Gefühl der Bewunderung wich gleich wieder der blanken Angst. Weiterlaufen, so schnell wie möglich und so unauffällig wie nötig. Mit klopfendem Herzen streckte ich meine Hand in den Lederbeutel an meiner Hüfte und klammerte mich an den drei Goldmünzen in seinem Inneren fest. Immer wieder schlüpfen sie zwischen meinen schwitzigen Fingern hindurch, immer wieder kratzte ich sie zusammen. Drei Goldmünzen... in meiner Hand hielt ich mehr Geld, als ausgegeben worden war, um mich zu kaufen. Wäre es mir auf dem Weg gestohlen worden, hätte mich Servius töten lassen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Ich rannte weiter, ängstlich schielte ich in jede Richtung, blickte in jedes Gesicht, das mir entgegenkam und erreichte schliesslich das Ausgangstor des Forums. Ich warf einen letzten Blick zurück und ein Lächeln breitete sich auf meinen Lippen aus. Auf der anderen Seite des Platzes ragte ein gewaltiger Minervatempel in den Himmel empor und auf der Spitze des Daches glitzerte die Göttin im Sonnenlicht. Ihre aufgemalten Lippen lächelten vom goldenen Gesicht auf das Forum herab und ihre funkelnden Augen blickten mich an. «Pass auf mich auf, Athene», murmelte ich und atmete auf. Wenigstens die Göttin meiner Heimatstadt schien mich nicht allein zu lassen.

Ich drehte mich um und trat durch das Ausgangstor. Der Gestank in meiner Nase verstärkte sich und Rufe dröhnten mir entgegen. Ich war am Ausgangspunkt einer breiten Strasse angelangt. Dreistöckig reihten sich Kauf- und Wohnhäuser am Bürgersteig auf und entlang den Wänden drängten sich Marktstände aneinander. Mit Herzklopfen horchte ich nach den Rufen der Händler und las die

Überschriften auf Holzbrettern und an den Hausfassaden ab. Geldwechsler, die ganze Strasse war gespickt mit Geldwechslern und ihren Geschäften. Ich hatte es geschafft, hier war der Ort, den ich gesucht hatte: die *Via Argentaria*.

Mit grossen Schritten eilte ich auf den Marktstand des nächstgelegenen Geldwechslers zu, da stellte sich mir plötzlich ein kleiner Junge in den Weg. Er war wohl kaum neun Jahre alt, trat in zerlumpeter Kleidung vor mich hin und fragte mit lauter Stimme: «Wo willst du hin?»

«Was geht dich das an?», gab ich zurück. Unsicher schaute ich in die braunen Augen des Kleinen und hielt mit der linken Hand den Geldbeutel fest im Griff. «Du willst Geld wechseln, stimmst?», fragte der Knabe. Ich starrte den Kleinen nur verständnislos an. Er sprach weiter: «Wechsle dein Geld nicht bei dem da, er hat einen scheusslichen Wechselkurs.» Arbeitete der Kleine für jemanden? Oder war das eine Bettlermasche? «Geh nach dort drüben!» Sein kurzes Ärmchen hob sich und zeigte auf die andere Strassenseite. Ich folgte mit meinem Blick der zierlichen Hand und schaute auf.

Just in diesem Augenblick spürte ich einen Ruck an meinem Arm. Mit beiden Händen riss der Junge am Beutel und biss mir kraftvoll in die Hand. Schmerz durchzuckte mich, ich schrie auf und griff mit der rechten Hand gerade noch nach dem Beutel, dann rutschte die Linke ab. «Lass los!», brüllte ich panisch, «Lass verdammt noch mal los!» Der Junge biss, kratzte und riss mit aller Kraft, während ich mich verzweifelt am Beutel festklammerte und das Scheusal mit den Beinen trat.

«Hast du nicht gehört?», dröhnte urplötzlich eine Stimme in meinem Ohr, so laut und wuterfüllt, dass ich vor Schreck

fast selbst losgelassen hätte. «Finger weg von seinem Geld, du Wicht!» Angsterfüllt liess der Knabe ab, schaute voller Schrecken über meine Schulter und stolperte ein paar Schritte zurück. «Na los, zisch ab!» Ich spürte den Atem der donnernden Stimme in meinem Nacken. Nach einem letzten furchterfüllten Blick rannte der Knabe davon.

Versteinert schaute ich dem verschwindenden Dieb nach und presste den Beutel mit den drei Goldmünzen gegen mein rasendes Herz. Langsam beruhigte sich mein Atem und ich drehte mich um. Ein schlaksiger, junger Mann blickte an mir vorbei die Strasse hinab. Er schien etwas älter als ich zu sein, ungefähr 20 Jahre alt. Sein zerzaustes Haar zeigte in alle Richtungen und Schmutz bedeckte seine modrige Tunika. Seine Kleidung schien alt, aber dennoch die eines Freien zu sein. Als er zu sprechen begann, hüpfen seine Bartstoppeln auf und ab: «Immer diese kleinen Schmutzfinken. Nur Nichtsnutze und sie ruinieren einem auch noch das eigene Geschäft.» Bevor ich ein Wort hervorbrachte, setzte sich der seltsame Mann in Bewegung und ging weiter zum Geldwechsler, auf den auch ich zugesteuert hatte. Verwundert schaute ich ihm hinterher. Er stellte sich an den Stand und lehnte sich lässig an den Tresen. Die Bedienung unterhielt sich noch mit einem glatzköpfigen Herrn, aber das schien den jungen Mann nicht zu stören. Immer wieder schielte er zum Ausgang des Forums des Nerva. Ich gab mir einen Ruck und stellte mich neben ihn an den Stand: «Danke, dass du mir geholfen...» «Halt kurz die Klappe, Sklave. Ich bin gleich fertig», murmelte der Mann mehr zu sich selbst als zu mir und in diesem Augenblick schrien die Menschen am Ausgang des Forums plötzlich auf. «Frechheit!», brüllten die Leute, «Du

Hure!» «Unverschämtheit!» «Zieh dir doch etwas Vernünftiges an!»

Blitzschnell vergrub sich die staubige Hand im Geldbeutel des glatzköpfigen Kunden, tauchte mit einer Hand voll Silbermünzen wieder auf und verschwand im Lederbeutel des jungen Mannes. Vor Schreck wäre ich fast aufgesprungen. Fassungslos schaute ich zum glatzköpfigen Herrn, dann zum Geldwechsler, einem älteren Mann mit Falten und Bart im Gesicht. Keiner von ihnen hatte die rasend schnelle Aktion bemerkt. Sie starrten in Richtung des Tumults, drehten dann ihre Köpfe wieder zueinander, verabschiedeten sich und der Glatzkopf verschwand.

Wie vom Donner gerührt stand ich da und klammerte meinen Geldbeutel an mich. Mein Herz raste, als der skrupellose Taschendieb zu sprechen begann: «Salve Aristokles! Das hier bitte in Silbermünzen.» Er zog seine Hand aus dem Beutel und liess zwei prächtig geschmiedete Ringe auf die Tischplatte fallen. Die alten Augen des Geldwechslers musterten den Schmuck, dann schaute er zornig auf. «Occius, ich bin hier keine Anlaufstelle, um deine dreckige Räuberbeute zu Geld zu machen!» Dennoch griffen seine faltigen Hände nach einem der Schmuckstücke und inspierten es.

«Na gut», gab der Dieb grinsend zurück, «Wenn du sie nicht haben willst, geh ich eben zum nächsten Geldwechsler und tausche sie dort ein. Ich weiss, wie viel solche Ringe wert sind. Es findet sich sicher jemand, der sie mir abkauft.» Beleidigt starrte Aristokles in das freche Gesicht seines Gegenübers. Ohne ein Wort packte er auch den zweiten Ring, drehte sich auf der Stelle um und verschwand in einer Tür zum Gebäude hinter dem Marktstand.

«Also Sklave», meinte der Dieb und wandte sich plötzlich wieder mir zu, «was sagtest du gerade?» Ich bekam kein Wort hervor. Starr vor Schreck schaute ich auf die Theke und hoffte, den Mann ignorieren zu können. «Menschenfüssler! Ich spreche mit dir.» Zaghaft wandte ich meinen Blick hinauf in das ungepflegte Gesicht des Kriminellen und er zischte mir zu: «Du hast mich gesehen, aber nichts verraten... wahrscheinlich einfach, weil du zu feige bist, aber dennoch. Wenn das so bleibt, wenn Aristokles zurückkommt, habe ich keinen Grund, dir was anzutun. Ansonsten wird es schwierig für dich, verstanden?» Glücklicherweise musste ich mir darauf keine Antwort ausdenken. Der alte Mann kam schon wieder zur Tür hinaus. «Da, du Hund!», knirschte der Geldwechsler zwischen den Zähnen hervor und knallte mit der flachen Hand acht Silbermünzen auf den Tisch. «Das ist alles?», antwortete der Dieb in gekünstelt gekränktem Tonfall, «Frisch beim Silberschmid gekauft wären die fast zwei Goldmünzen wert!»

«Den Rest des Wertes behalte ich», knurrte der Alte, «Einen besseren Preis bekommst du bei niemandem für deine dreckige Beute. Jetzt hau ab und lass mich arbeiten!» Mit selbstzufriedenem Grinsen pickte der Taschendieb die Münzen einzeln vom Tisch auf und liess sie in seinem Lederbeutel verschwinden. «Also... und was kann ich für dich tun?», fragte Aristokles und wandte sich an mich. Unsicher ballte ich meine Hand zu einer Faust und zog sie aus dem Beutel. Ich gab mir alle Mühe, die drei Münzen gänzlich darin zu verbergen. «Na Sklave? Hast du was für mich oder nicht?», der Geldwechsler schaute auf meine Finger, aber die geschlossene Faust rührte sich nicht. Der Dieb stand immer noch da und musterte neugierig meine Hand.

Aristokles wurde ungeduldig: «Was soll das, Sklave?» Ich konnte das Übel nicht weiter abwenden. «Das hier bitte in Silber», murmelte ich und legte die funkelnden Goldmünzen in die Hand des Geldwechslers.

14. Xandiku, Rom

«Wo liegt Asaak denn?» Auf diese Frage hätte ich nur zu gerne eine Antwort. Schon tausend Mal habe ich sie gestellt bekommen, von Verkäufern, Sklavenhändlern, Kellnerinnen, eigentlich von jedem, dem ich von Maesius' Unterfangen erzählt habe. Jedes Mal verkrampfen sich dabei meine Innereien und jedes Mal kommen mir dabei dieselben Gedanken: Keiner hat eine Ahnung, wie viele Wüsten und Gebirge zwischen uns und Asaak liegen, und Maesius hat nie jemanden kennengelernt, der ihm versichern konnte, dass eine Handelsreise dorthin zu überleben sei. Aber als ich heute Morgen bei Lucius Valerius war, musste es mir einfach gelingen, all diese Zweifel zu verbergen.

Ich atmete tief durch und antwortete dem Senator auf seine Frage, wo Asaak liege, so selbstsicher, wie eben möglich und entgegnete, ob er die Stadt Ekbatana kenne. «Ich habe schon davon gehört», antwortete der und griff nach seinem Weinkelch, «aber das ist lange her. Hilf mir auf die Sprünge.» Ich überlegte einen Moment, dann erzählte ich ihm alles, was ich über den Osten wusste: dass Ekbatana im Nordosten Mesopotamias lag und Asaak im Osten von Ekbatana.

«Du weißt, dass diese Orte unglaublich weit weg sein müssen, oder?», fragte mich der Senator und fügte hinzu: «Hat Maesius denn schon einmal eine dieser

beiden Städte besucht, von denen du da erzählst?» Herzklopfend musste ich diese Frage verneinen. Tiefe Falten legten sich in Lucius Valerius' Stirn. Hastig fügte ich hinzu: «aber er hat einen guten Freund, der in Ekbatana lebt und der uns dort erwartet.»

Naja, ein guter Freund ist übertrieben. Als ich das gesagt habe, dachte ich an einen griechischen Händler, den Maesius vor ein paar Jahren notdürftig aufgenommen hatte und der im Gegenzug versprach, sich seiner anzunehmen, falls er je nach Ekbatana geraten sollte. Das Versprechen war durchaus ernst gemeint gewesen, aber der Grieche rechnet wohl kaum damit, dass er es tatsächlich eines Tages einlösen wird, denn seither haben er und Maesius nie wieder voneinander gehört. So genau musste das Lucius Valerius aber alles nicht wissen.

Unser Gespräch ging noch eine halbe Stunde so weiter. Verzweifelt versuchte ich, das Irrsinnige dieses irrsinnigen Unterfangens zu verbergen. Ich berichtete von weiteren Städten, Strassen und hilfeleistenden Bekannten und wo mein Wissen nicht ausreichte, half ich mit Fantasie nach. Schliesslich unterbrach der Senator meinen Redeschwall und meinte:

«Weisst du, mein Junge, ich sage es dir ganz ehrlich. Geld ist nicht mein Problem. Du wirst es wohl mitbekommen haben: Unser Kaiser Traianus hat Dakia und seine Silber- und Goldminen erobert, seither strömt der Reichtum nur so in die Staatskassen. Traianus hat öffentlich sämtliche Schuldschriften gegenüber dem Imperium verbrennen lassen und ich muss gestehen, auch mir wurde dadurch ein stattlicher Haufen Schulden erspart. Kurzum, Rom badet nur so im Geld und mit Rom auch seine Senatoren.

Was mir Sorgen macht, ist allein das Leben meines Freundes Maesius und darum frage ich dich und wünsche nichts anderes als eine aufrichtige Antwort: Glaubst du, dass er von dieser Reise zurückkehren wird?» Ich schaute dem Senator direkt in die Augen: «Ja, er ist vollkommen überzeugt.» Aber dann fragte er folgendes: «Und du? Glaubst du daran?»

Diese Frage lässt mich nicht mehr los. Jedes Mal, wenn ich über diesen Augenblick nachdenke, läuft mir ein kalter Schauer den Rücken hinab.

Glaube ich daran, dass wir Italia oder Hellas jemals wiedersehen werden? Ich habe bis jetzt keine Antwort auf diese Frage. Dem Senator habe ich natürlich «Ja» geantwortet und es klang sogar erstaunlich sorglos. «Auch ich bin sicher, dass wir zurückkehren werden», log ich.

So waren es letzten Endes weder meine bescheidenen Überredenskünste noch Geld, welches den Senator umstimmten, sondern allein das Vertrauen in seinen alten Freund. Er hat mir versichert, dass er Maesius das gesamte Vermögen zur Verfügung stellen wird, welches ihm durch die Schuldenverbrennung überlassen wurde. Das ist mehr, als ich mir je erträumt hätte.

Kaum hatte ich meinen Beutel mit den Silbermünzen gefüllt, liess ich den Geldwechsler und den Dieb einfach stehen und rannte los. Mein Herz raste. Blindlings stürmte ich in den Verkehr und stiess die Leute aus dem Weg. Mit beiden Händen hielt ich das Geld umklammert und dachte nur eines: Ich muss hier weg. Die Flucht war meine einzige Chance gegen diesen Mann. Ich flog förmlich über das Forum des Nerva, aufschreiende Passanten zogen an meinen

Augen vorbei und auf einmal tauchte auf der linken Seite ein prächtiges Tor in der Säulenreihe auf. Ohne nachzudenken bog ich ab und fand mich plötzlich vor einer gewaltigen Baustelle wieder. «Verdammt», presste ich schwer atmend hervor. Servius hatte mich gewarnt, dass eines der Foren in Restauration sei.

Keuchend blickte ich zurück und stiess vor Schreck einen spitzen Schrei aus. Der Dieb schlängelte sich zwischen den Menschen hindurch und sein Blick war direkt auf mich geheftet. Meine Füsse erstarrten vor Angst, schliesslich riss ich mich los und rannte quer über den abgesperrten Platz. Von allen Seiten her schwirrte mir der durchdringende Lärm von Hammer und Meissel entgegen. Ich rannte vor einem mit Geröll beladenen Ochsenkarren durch und schlängelte mich an herumstehenden Marmorblöcken vorbei. Erst als ich schon beinahe eines der monumentalen Ausgangstore erreicht hatte, drang das protestierende Gebrüll einiger Sklaventreiber an meine Ohren.

Hinter dem Durchgangstor baute sich ein weiteres Forum vor mir auf. Ich begann zu verzweifeln. Wie viele gab es davon bloss? Atemlos schielte ich zurück und Panik brodelte in mir auf. Der Mann war mir immer noch auf den Fersen. Ich sammelte all meine Kräfte und rannte weiter, quer über das Forum, an den Füßen eines Marstempels vorbei und dann mitten ins Stadtgetümmel. Ich prügelte mich durch Menschengruppen hindurch, rannte an Marktständen vorüber und erreichte drei Gassen weiter endlich die Herberge. Völlig ausser Atem trat ich durch die Haustüre und schaute ein letztes Mal zurück. Der Taschendieb war ebenfalls am Ende seiner Kräfte. Keuchend stütze er sich gegen eine Hausfassade und presste eine Hand in seine

Seite. Mit Schmerz verzerrtem Gesicht blickte er mir hinterher und ich verschwand zwischen den Passanten in der Tür.

Ich dachte zuerst, dass dieser Alptraum hiermit beendet sein würde, doch ich hatte mich getäuscht. Noch am selben Tag erhielt ich einen weiteren Auftrag: Ich sollte einen Weinhändler suchen und eine Bestellung an Amphoren, die Servius aufgegeben hatte, verdoppeln. Am Eingang zu einer Taverne machte ich kurz Halt und pinkelte in eine braune *Vase*, die gleich neben der Türe an der Hauswand stand. Als ich weitergehen wollte, stand der Taschendieb plötzlich breitbeinig vor mir.

Genüsslich blickte der Mann in mein verängstigtes Gesicht. «Salve!», grüsste er mich höhnisch und schritt auf mich zu. Einen Augenblick lang bekam ich kein Wort aus dem Mund, dann spreizte ich langsam die Hände von meinem Körper ab und schaute direkt in seine Augen. «Ich trage nichts bei mir», antwortete ich und war selbst über die Sachlichkeit meiner Worte erstaunt. «Ich weiss», gab der Dieb zurück und grinste, «Wenn du etwas gehabt hättest, wäre es auch schon lange in meiner Tasche.» Wieder trat Stille ein. Ich wagte es nicht, mich von der Stelle zu bewegen. «Was willst du dann von mir?», stiess ich hervor, doch der Dieb schien kein Interesse daran zu haben, sich zu erklären. Er musterte mich und fragte gelassen: «Wie heisst du?» «Mein Name ist Argyros und ich gehöre dem Makedonier Maesius Titianus.»

Der junge Mann lächelte auf mich herab, dann öffnete er wieder seinen Mund. «Dein Herr war bisher noch nie in Rom, stimmt's? Niemand, der schon einmal in der gefährlichsten Stadt der Welt war, lässt hier einen so

schmächtigen Sklaven wie dich allein mit drei Goldmünzen herumspazieren.» «Mein Herr ist nicht hier in Rom», antwortete ich. Er lachte auf: «Noch schlimmer», dann fuhr er fort: «Ich habe euch auch noch nie in dieser Herberge gesehen. Was wollt ihr hier?» Mein Herz pochte in meiner Brust. Sollte ich diesem Mann die Wahrheit sagen? Bisher hatte ich es immer bereut, wenn ich ohne Erlaubnis einen Freien angelogen hatte. «Wir bereiten uns auf eine grosse Reise vor», stotterte ich. «Und wohin soll es denn gehen?» «Ins Partherreich» «Aha», war die einzige Reaktion, die ich darauf erhielt. Ohne ein weiteres Wort verschwand der Dieb im Getümmel und liess mich stehen. Ich machte auf der Stelle kehrt, rannte zurück und berichtete Servius, was geschehen war.

15. Xandiku, Rom

Ich habe heute eine äusserst beunruhigende Nachricht erhalten. Kriminelle sind auf mich aufmerksam geworden, das Gelingen des gesamten Auftrags ist in Gefahr. Ich habe den Dienern und den fünf Sklaven nun folgende Befehle erteilt: Bis zu unserer Abreise sollen sie immer mindestens zu Dritt unterwegs sein und das Geld des Senators und die Waren, die wir damit kaufen, sollen in einem der sichersten Lagerräume des Quartieres untergebracht werden. Den dämlichen Sklaven, der unsere Reisepläne den Verbrechern ausgeplaudert hat, habe ich verprügeln lassen. Zusätzlich wird er für die nächsten zwei Tage keine Mahlzeiten mehr erhalten. Ich hoffe, diese Massnahmen werden genügen.

18. Xandiku, Rom

In den letzten Tagen habe ich hunderte Silbergefässe und Säcke voller Glaswaren gekauft – alles in hervorragender Qualität. Ich kann es immer noch nicht fassen, dass uns Senator Lucius Valerius so unglaublich viel Geld überlassen hat. Der Lagerraum, den wir ein paar Strassen von der Herberge entfernt gemietet haben, wird schon bald prall gefüllt sein.

Umso mehr Sorgen mache ich mir um unsere Sicherheit. Unter den Sklaven geht immer noch das Gerücht herum, dass sie von einer zweifelhaften Gestalt beobachtet werden. Allerdings geht die Geschichte immer wieder vom jungen Argyros aus. Langsam beginne ich, an der Existenz dieses vermeintlichen Taschendiebes zu zweifeln, aber man kann nicht vorsichtig genug sein. Ich habe lange darüber nachgedacht und bin zum Schluss gekommen, dass es sich zwar nicht lohnt, gleich eine Schutzstaffel anzuheuern, aber dennoch etwas gemacht werden muss. Ich habe heute drei weitere Sklaven eingekauft, zwei **Daker** und einen Griechen. Verschwendetes Geld ist es nicht, denn Maesius würde ansonsten sowieso noch welche kaufen und es lohnt sich erst recht, da sie in Rom zurzeit deutlich billiger sind als anderswo.

Zu guter Letzt habe ich noch einen kleinen Dolch gekauft. Er ist nicht gerade erstklassig, aber im äussersten Notfall werde ich mich mit ihm schon verteidigen können. Ich hoffe, das wird zu unserem Schutz genügen. Es darf nichts schief gehen.

Herzhaft biss ich in mein Fladenbrot. Ich sass zwischen Dardanos, Ambiorix und Acco auf dem Boden und wir

assen zu Abend. Draussen war es bereits dunkel und nur der flackernde Schein einer Fackel erhellte den Stall der Sklaven. Keiner von uns sagte ein Wort.

Servius stand in der Türe und brüllte einen der drei neuen Sklaven an. Ich war ihnen allen schon über den Weg gelaufen, aber ich hatte noch kein Wort mit ihnen gesprochen. Zwei waren ältere, aber dennoch muskulöse Männer, beide mit mittellangem Vollbart und einer Stoffmütze. Sie schienen sich zu kennen und sprachen andauernd miteinander, aber niemand von uns beherrschte ihre Sprache. Ich hatte also auch keine Ahnung, wie sie hiessen.

Der dritte war deutlich jünger, vielleicht 20 Jahre alt und hatte meines Wissens noch keinen einzigen Laut von sich gegeben. Er fiel mir erst jetzt auf, als er Servius vor die Füsse fiel und ihn auf Griechisch verzweifelt anflehte: «Bitte, mein Herr! Sei gnädig!» Tränen flossen über seine Wangen und mit den Händen umklammerte er Servius' Beine. Der ganze Raum schielte betreten zu ihm hinüber. «Bitte, es ist alles, was ich besitze!» Zuerst begriff ich nicht, worum es ging, dann funkelte in Servius' Hand kurz ein Täfelchen auf. Es schien vollkommen durchsichtig, musste wohl aus Glas oder sogar Kristall sein und als sich die Flammen in ihm widerspiegelten, flackerte ein eingrauerter Fisch auf seiner Oberfläche auf. «Halt die Klappe», brüllte Servius, «So eine Kostbarkeit hat nichts bei einem Sklaven zu suchen.» Er umschloss das rechteckige Täfelchen mit seiner Hand, schwang mit der anderen kraftvoll den Vorhang zur Seite und trat aus dem Zimmer.

Kaum war Servius verschwunden, brachen Dardanos, Ambiorix und Acco wieder in Geschnatter aus. Die beiden Alten schauten einen Moment lang unsicher zu unserer

Vierergruppe, dann vertieften auch sie sich wieder in ein Gespräch. Nur der junge Mann, dem Servius das Täfelchen abgenommen hatte, sass zusammengekauert im Eingang, vergrub das Gesicht in den Händen und weinte bitterlich. Die anderen ignorierten ihn, aber ich konnte es nicht. Ich rappelte mich auf und setzte mich neben dem neuen Sklaven ins Stroh. Er hob seinen Kopf und seine feuchten Augen funkelten mir entgegen. Ich grüsste ihn: «Chaire! Mein Name ist Argyros.» Der Sklave schluchzte, dann öffnete er seinen Mund und antwortete mit einem feinen Lächeln: «Ich heisse Phrakoros.»

21. Xandiku, Rom

Morgen starten wir unsere Reise zurück nach Antiochia am Orontes. Ich habe einen Kaufmann gefunden, der uns und unsere Ware in einer Tagesreise ans Meer nach Ostia fahren wird. Eigentlich wollte ich nach Portus, aber der Kaufmann hat mich umgestimmt. In Portus haben vor kurzem Bauarbeiten begonnen. Momentan wisse niemand, wann dort wie viele Anlegestellen geöffnet seien, was den Betrieb völlig unberechenbar mache – so meinte zumindest der Kaufmann. Wir fahren nun also nach Ostia. Der Hafen dort soll etwas kleiner sein, aber immerhin herrscht dort normales Treiben. Sobald wir morgen Abend dort sein werden, mache ich mich auf die Suche nach einem Schiff nach Seleukia Pieria, um von dort aus in einer weiteren Tagesreise nach Antiochia am Orontes zu gelangen.

Auf dem Rückweg vom Kaufmann in die Herberge ist etwas Seltsames geschehen. Plötzlich stand da auf der

Strasse ein hagerer Mann und fragte mich: «Brauchst du noch jemanden für deine Reise ins Partherreich?» Ich war völlig verdutzt und fragte den jungen Herrn, woher er mich kenne, doch er antwortete mir nicht. Er sagte nur, dass er gerne mit ins Partherreich käme. Als ich ihn fragte, wer er denn überhaupt sei und er mir nicht einmal das beantworten wollte, wurde ich wütend. Ich beschimpfte ihn, sagte, dass ich jemanden, der so mager sei, sowieso nicht gebrauchen könne und dass ich schon genug hungrige Mäuler zu stopfen hätte. Da drehte sich der Mann einfach um und ging davon.

Den Dolch, den ich gekauft hatte, habe ich schon wieder verloren. Ich weiss genau, dass ich ihn beim Kaufmann noch bei mir hatte, aber ich finde ihn einfach nicht mehr. Irgendwo muss er mir abhandengekommen sein... so ein Mist.

Ostia

Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Nebelschwaden hingen in der Luft, aber es schien, als müsse ganz Italia an diesem Morgen durch das südliche Stadttor Roms. In Einerkolonne bewegten sich unsere Ochsenkarren Schritt für Schritt auf die Stadtmauer zu, einem Handwerker mit Esel dicht auf den Fersen. Frauen mit Körben drängten sich an unseren Wagen vorbei und Werberufe plärrten über die Strasse hinweg. Einzelne Verkäufer zwängten sich zwischen Lasttieren, Passanten und Wagen hindurch und priesen ihre Getränke und Häppchen an. Der Lärm war ohrenbetäubend und steigerte sich mit jedem Häuserblock, den wir uns der Stadtmauer näherten, weiter ins Unerträgliche. Als wir dann das Stadttor erreichten, schien es für unsere vier Ochsenkarren kein Durchkommen mehr zu geben. Von allen Seiten her drängten Holzkarren, Reiter und beladene Esel auf den Ausgang zu, während sich umgekehrt Bauern mit Schafherden, Gänsescharen und Gemüseswagen in die Stadt hineinzuzwängen versuchten.

Die meisten von uns Sklaven hatten einen derart grossen Trubel noch nie erlebt und auch Servius schien froh, als wir endlich das Stadttor passiert hatten und die Menschen nicht mehr so nahe an unseren Wagen und den geladenen Schätzen vorbeidrängten. Unser Ochsenzug bog auf die Via Ostia ein. Ich spazierte neben dem hintersten unserer Ochsenkarren her, blieb kurz stehen und schaute zurück. Helios tauchte zwischen den Hügeln auf und seine warmen Strahlen erhellten die grüne Landschaft. Das Tau glitzerte zwischen den Grashalmen. Ich atmete tief durch und genoss die frische Luft und die aufkommende Stille, dann

blickte ich auf und betrachtete die Hauptstadt der Welt. Nirgends sonst waren so viele Menschen, aber auch so viel Gestank, Verkehr, und Lärm in einer Stadtmauer zusammengepfercht. Den Trubel und die Gefahren dieses Ortes würde ich nie vergessen, aber beim Zurückschauen musste ich gestehen, dass Rom auch etwas Fantastisches an sich hatte. Ein riesiges Heer aus Grabsteinen spross aus den umliegenden Wiesen und bewachte die Tore der Stadt. Der Schatz, den es behütete, beinhaltete den grössten Zirkus, das kolossalste Amphitheater und die prächtigsten Foren der gesamten Welt.

«Kommst du, Argyros?» Dardanos sass an den Zügeln des hintersten Ochsenkarrens und blickte zurück. Ich riss mich los und lief den Ochsen hinterher. Den ganzen Morgen lang polterten unsere Wagen über den Pflasterstein. Ich betrachtete die Landschaft und Dardanos sumnte ein Lied vor sich hin. Wir zwei waren allerdings nicht die Einzigen, die Servius beim hintersten Ochsenkarren eingeteilt hatte.

«Hast du lange in Rom gelebt?», fragte ich. Phrakoros hatte die ganze Zeit über nur schweigend auf die Pflastersteine gestarrt. Als er bemerkte, dass ich mit ihm sprach, huschte ein Lächeln über seine Lippen. «Nein», gab er zurück. Ein Wagenrad krachte in ein Schlagloch und das Silbergeschirr klirrte in den Jutesäcken. Als der Lärm verstummte, antwortete er ausführlicher: «Bis vor einem halben Jahr lebte ich in Miletos. Meine Herrin war eine der wohlhabendsten Frauen der Stadt. Aber sie ist gestorben und ihr Sohn hat mich daraufhin zusammen mit den anderen Sklaven verkauft.» «War eure Herrin hart zu euch?» «Sie war streng», antwortete Phrakoros langsam, «aber sie kümmerte sich gut um uns.» Vorsichtig schaute er sich um, dann fragte er: «Ist

der neue Herr immer so herzlos?» Als ich das hörte, erstarrte ich. Vorsichtig lugte ich nach vorn, aber das Krachen der Wagen und das Geklimper der Waren war zu laut, als dass Servius etwas hätte mitbekommen können. «Ich weiss nicht», gab ich leise zurück, «Ich kenne eigentlich nichts anderes. Aber Servius ist nicht unser Herr. Unser Herr heisst Maesius Titianus. Den wirst du noch kennenlernen, wenn wir in Antiochia am Orontes ankommen.»

«Und wie ist der?»

«Ähnlich.»

Wir schwiegen wieder eine Weile, dann stellte Phrakoros auf einmal eine Frage: «Warst du schon einmal in Syria?» «Ja. Auf Handelsreisen», antwortete ich, «Unser Herr, Maesius Titianus, stammt aus Makedonia und wir sind viel in Hellas unterwegs, aber wir waren auch schon einige Male in Syria, vor allem in Antiochia am Orontes und in Tyros. Einmal sind wir sogar nach Palmyra gereist.» Als er das hörte, erhellte sich Phrakoros' Gesicht. «Was für eine Sprache spricht man dort?», fragte er plötzlich voller Begeisterung. Ich musste lachen: «Alles Mögliche! Griechisch, Lateinisch, Palmyrenisch, Babylonisch, Parthisch. Kommt ganz auf den Händler an. Wieso meinst du?» Kaum hatte ich das gefragt, heftete sich sein Blick wieder an die Pflastersteine. Eine Weile lang sagte niemand ein Wort. «Es ist so...», meinte er dann unsicher, «Ich spreche eine dieser Sprachen.» «Wirklich? Welche denn?»

«Ich weiss es nicht. Als mich meine Herrin kaufte, war ich erst drei Jahre alt. Ich habe keine Ahnung, wo meine eigentliche Familie lebt. Meine Herrin hatte beim Sklavenhändler nachgefragt, aber der hatte mich auch nur von einem anderen Händler abgekauft.» Betreten schaute ich den

Sklaven an. Er sprach weiter: «Ich habe nur schemenhafte Bilder meiner wahren Eltern vor Augen, aber wo diese Erinnerungen entstanden sind, kann ich nicht sagen. Ich wuchs von Kind an in einem miletischen Haushalt auf und habe ausser Griechisch keine Sprache gelernt», Phrakoros schaute vom Boden auf und fuhr fort, «aber eines Tages, als ich etwa 15 Jahre alt war, begleitete ich meine Herrin auf einen Markt und als wir an zwei streitenden Händlern vorbeikamen, bemerkte ich plötzlich, dass ich sie verstand.» Phrakoros' Augen funkelten. Er korrigierte sich: «Naja, verstehen ist übertrieben, aber dennoch. Viele Wörter kamen mir bekannt vor und ein paar verstand ich sogar ganz genau und das, ohne eine Ahnung zu haben, was die beiden überhaupt für eine Sprache gebrauchten! Ich konnte mir diese Magie nicht erklären und erzählte gleich meiner Herrin davon. Sie glaubte mir zuerst nicht, aber dann gingen wir zusammen zu den Händlern und sprachen sie auf Griechisch an. Eine halbe Stunde lang unterhielten wir uns mit ihnen. Sie erzählten, dass sie aus Damaskus seien und als sie hörten, dass ich sie verstand, begann die ganze Runde, darüber nachzugrübeln, woher ich bloss stammen könnte. War meine Familie auch von Damaskus? Oder von Hierapolis am Euphrates oder sogar von Dura Europos? Es fielen die Namen von unzähligen fremden Städten und Regionen. Diese Unterhaltung war die schönste meines Lebens. Nie habe ich mich meiner Heimat und meiner Familie so nah gefühlt, wie damals.»

Unsere Blicke kreuzten sich kurz, aber ich wusste nicht, wie antworten. Sprachlos schaute ich Phrakoros an. Ich war mein ganzes Leben lang ein Sklave gewesen, meine Familie ertrug das seit Generationen, aber nie ist in der

Gefangenschaft der Ort meiner Herkunft in Vergessenheit geraten. Ich wusste: ich war Athener, genauso wie Dardanos vom Mare Adriaticum stammte und Ambiorix und Acco aus Belgica. Dieses Wissen erinnerte uns jeden Tag daran, wer wir waren und dass wir stolz auf unsere Herkunft sein konnten. Es war unser Antrieb, denn es gab uns ein Ziel: eines Tages als Freie in unsere Heimat zurückzukehren. Wie hatte Phrakoros bloss die ganzen Jahre in der Sklaverei überstanden?

Auf einmal erinnerte ich mich an den Abend, an dem ich den Sklaven kennengelernt hatte. «Und das rechteckige Fischtäfelchen?», fragte ich vorsichtig, «Was hat es damit auf sich?»

«Ich weiss es nicht», antwortete Phrakoros und atmete tief durch. «Eine Dienerin meiner Herrin hat das Fischtäfelchen in meiner Kleidung gefunden, als ich noch ein kleines Kind war. Als ich bemerkte, dass sie meinen Schatz entdeckt hatte, soll ich wie ein Wahnsinniger auf die Dienerin losgegangen sein und sie gebissen haben. Ich selbst erinnere mich nicht mehr daran, meine Herrin hat mir diese Geschichte erzählt. Als sie mich zur Rede stellte, soll ich bereits damals geantwortet haben, dass dieser Fisch mich schon immer begleitet habe und mir gehöre. Mehr weiss ich nicht. Ich hoffte natürlich immer, dass meine Familie ihn mir mitgegeben hatte.»

Phrakoros und ich schwatzten noch lange weiter und bald hatte Helios uns auf seiner täglichen Reise eingeholt. Er blickte von oben auf uns herab und seine Strahlen brannten auf die braunen Pflastersteine nieder. Manchmal ragten Dörfer und kleine Bauernhöfe aus der grünen Landschaft und der Tiber rauschte an uns vorbei Richtung Meer. Immer

wieder polterten uns lange Einerkolonnen von Ochsenwagen entgegen. Karren voller Getreide zogen an uns vorüber, andere transportierten Salzsäcke oder rochen nach frischem Fisch. Sie alle reisten vom Hafen her landeinwärts, um die nimmersatte Millionenstadt mit Nahrung zu versorgen. Häufig rollten unsere vier Wagen aber völlig allein über die Via Ostia. So war es auch, als hinter einer Wegbiegung bei den vorderen Ochsenkarren plötzlich Geschrei ausbrach.

Dardanos machte Halt und wir horchten auf. Auf einmal vervielfachte sich das Gebrüll und aus dem Gewirr dröhnte Servius' wutentbrannte Stimme heraus: «Alle Sklaven hier her! Helft uns!» Einen Moment lang schauten wir drei uns verdutzt an, dann sprang Dardanos vom Wagen herab und wir rannten los. In der Wegbiegung erschien zuerst der zweithinterste Wagen.

Die beiden alten Daker waren von ihm abgestiegen. Einer hastete mit einem grossen Ast in der Hand weiter nach vorne, der andere schaute zurück, brüllte uns in seiner Sprache irgendetwas Unheilvolles entgegen und lief dann seinem Freund hinterher. Als wir wenige Schritte später ihren Ochsenkarren erreichten, sahen wir mit eigenen Augen, was vor sich ging.

Eine Räuberbande sprang von rechts aus den Büschen hervor. Sieben oder acht Schurken stürmten auf die Strasse und stürzten sich auf die schreienden Verteidiger.

Panisch schaute ich mich um. Ich brauchte einen Ast, Steine, irgendetwas. Suchend riss ich meinen Kopf herum und plötzlich erkannte ich ihn wieder: Der Dieb aus Rom kam von hinten der Strasse entlang auf uns zugestürmt. Den vierten Wagen hatte er bereits hinter sich gelassen und hetzte direkt in unsere Richtung. Phrakoros und ich blieben

wie versteinert stehen, nur Dardanos rannte ihm ganz allein entgegen, aber der Dieb machte kurzen Prozess. Er streckte den Sklaven mit einem Faustschlag nieder und rannte weiter. Im Lauf griff er nach seinem Lederbeutel und zog einen kleinen Dolch heraus. Er packte ihn an der Klinge und streckte seinen Arm aus, bereit, um uns die Waffe entgegenzuschleudern. Phrakoros und ich hatten keine Ahnung, was wir diesem Mann entgegensetzen sollten. Mit einem Satz sprangen wir hinter die Ochsen und gingen in Deckung. Mit rasendem Herzen schielte ich zwischen den Hörnern hervor und sah gerade noch, wie der Dieb seine Waffe mit aller Kraft nach vorn schleuderte, doch der Dolch flog nicht mir entgegen. Er schwirrte direkt ins Kampfgetümmel, verfehlte Servius' Kopf nur haarscharf und traf dafür mit aller Härte die Schulter eines Räubers. «Los jetzt, ihr Menschenfüssler!», schrie der Dieb in unsere Richtung: «helft doch!» Fassungslos gafften wir ihn an. Er griff wieder in seinen Beutel und zog ein kleines, vergoldetes Messer heraus, dann küsste er kurz die Klinge der Waffe und stürzte sich damit auf den nächstgelegenen Räuber. Der darauffolgende Kampf war kurz, aber heftig. Servius zog den Dolch aus der Schulter seines Gegners und ging damit auf den nächsten Feind los. Der Kaufmann und die beiden Diener waren mit Keulen bewaffnet und wir Sklaven verteidigten uns mit Händen und Füßen so gut es ging. Vor allem Ambiorix und Acco hatten damit Erfolg, während die beiden alten Daker Kriegsgesänge johlend den fliehenden Schurken hinterherrannten. Am tapfersten kämpfte jedoch der römische Dieb. Einzig mit seinem Messerchen brachte er drei Räuber zu Boden. Als wir endlich die ganze Bande zurück ins Dickicht

getrieben hatten, wurde es still. Alle schauten ihn an und auf einmal brach Jubel aus. Es war wohl das erste Mal, dass wir einen Schurken wie einen Helden feierten.

Servius grüsst seinen Maesius

Du wirst es nicht glauben: Bei hellichtem Tag hat man uns heute mitten auf der *Via Ostia* überfallen. Aber mach dir keine Sorgen, uns geht es gut. Auch die Waren und die Sklaven haben den Angriff ohne grosse Schäden überstanden.

Die Götter waren auf unserer Seite, denn sie schickten uns einen Mann namens *Occius Antonius*. Bereits in Rom hat dieser Mann mich angesprochen und mir angeboten, für mich zu arbeiten, ich Esel habe aber abgelehnt. Hätte ich dort doch schon gewusst, wie tapfer er ist und wie gut er kämpfen kann. Der hartnäckige *Occius* ist uns den ganzen Tag über heimlich gefolgt und als er sah, dass wir in Not waren, sprang er aus seiner Deckung und rettete uns. Wenn es für dich in Ordnung ist, werde ich diesen Mann von nun an mit Unterkunft und Essen versorgen und ihn mit nach *Antiochia* nehmen. Ich bin sicher, wir werden ihn auf unserer Reise noch gebrauchen können.

Wir haben es heute also heil nach *Ostia* geschafft. Ich habe sogar gleich ein Schiff gefunden, das noch heute Nacht nach *Seleukia* segelt, aber das hat für uns und unsere Waren leider keinen Platz mehr... immerhin werden sie diesen Brief mitnehmen.

Wann wir in See stechen können, ist schwer zu sagen. Vielleicht sind wir, wenn du diese Zeilen liest, schon

mitten auf dem Meer, vielleicht dauert es auch noch einige Tage. Ich hoffe natürlich, dass wir so schnell wie möglich eine Mitfahrgelegenheit finden.

Es grüsst dich dein Servius

25. Xandiku, Ostia

Wir sind nun schon drei Tage in Ostia. In der Basilika bin ich schon karthagischen und hellenischen Händlern begegnet und im Hafen habe ich mit Seefahrern aus Alexandria, Cyrene und sogar aus Tingis gesprochen. Die gesamte Welt scheint von dieser Stadt aus erreichbar zu sein, nur aus Seleukia Pieria liess sich in den letzten Tagen einfach niemand finden. So war es auch, als ich heute Morgen ganz in der Nähe des Forums eine Taverne betrat und nach Seefahrern Richtung Antiochia am Orontes fragte. Es meldete sich ein Mann aus Tarsos... näher kam ich an Syria nicht heran. Entmutigt setzte ich mich und bestellte mir ein Frühstück.

Wenig später kaute ich lustlos auf einem Stück Fisch herum, da setzte sich zu allem übel auch noch jemand neben mich an den Tisch und quatschte mich an: «Schönen guten Morgen», begrüßte mich der Mann viel zu enthusiastisch, «Du siehst aber gestresst aus!» Mürrisch schaute ich auf: «Wer bist du?» «Mein Name ist Epictetus Buticosus», antwortete er voller Begeisterung. «Schön», unterbrach ich, «und was muss ich tun, damit mich Epictetus in Ruhe lässt?» Ich muss zugeben, das war vielleicht etwas unhöflich, aber was soll man schon tun, wenn man so angefallen wird?

«Siehst du!», fuhr der Mann fort, «Ich habe es doch gleich

gesagt: viel zu gestresst. Weisst du, was du brauchst? Ein entspannendes Bad in den Thermen! Gleich auf der anderen Seite des Forums habe ich vor einer Woche bezaubernde kleine Thermen eröffnet. Sie sind strahlend neu und blitzsauber! Du wirst sehen, ein Bad dort drin und all deine Sorgen werden verdampfen.» So eine Nervensäge! Meine Faust verspürte den Drang, mit Epictetus' Kinn Bekanntschaft zu schliessen, doch just in diesem Augenblick kam die Kellnerin vorbei und fragte: «Epictetus! Dein Bruder segelt doch morgen nach Seleukia Pieria, oder? Der Mann hier sucht nämlich noch nach einer Mitfahrgelegenheit.»

Was soll man dazu sagen? Endlich ist Tyche auf meiner Seite. Oder vielleicht hat die Göttin es auch nur gut gemeint mit Epictetus' Gesicht. Auf jeden Fall werde ich nachher in diese **Thermen** gehen und der Mann stellt mir dort seinen Bruder vor. Wenn alles gut kommt, stechen wir morgen früh endlich in See.

Am Tag darauf begleitete ich Servius zum Hafen. Gemeinsam gingen wir eine schnurgerade Strasse entlang, die vom Zentrum Ostias bis ans Meer führte. Grosse Kaufhäuser ragten in den blauen Himmel empor. Ein Geruch von frischem Fisch und Fleisch ging von den Läden aus und vermischte sich in der salzigen Luft mit dem Gestank der uringefüllten Vasen an den Hausfassaden. Menschen riefen sich über die Strasse hinweg Verkaufspreise zu. Möwen kreischten von den Dächern herab und pickten auf den Gehwegen nach Essensresten. Im Vorbeigehen beobachtete ich eine, die einen Fisch aus einer Kiste stahl, da sprang plötzlich ein Junge hinter einer Hausecke hervor und

klammerte sich an Servius' Bein fest. Erschrocken sprang ich zur Seite. Servius fluchte und packte den Kleinen mit seiner Hand an den kurzen, blonden Haaren. Er riss ihn los und das Kind schrie vor Schmerz, doch es gab nicht auf. Immer wieder klammerte sich der Kleine an ihm fest, auch als Servius ihm einen Tritt verpasste und er fast zur Seite fiel. Wir beschleunigten unseren Schritt, doch der Junge rannte uns hinterher. Mit allen Mitteln versuchte er, sich an Servius festzuhalten, doch dann riss der ihn von sich, packte den Kleinen mit beiden Händen und hob ihn in die Höhe. «Was willst du von mir, du Dreckspatz?», brüllte er den Kleinen an und schüttelte ihn. Ich fühlte die Blicke der umstehenden Leute im Nacken. Es wurde still auf der Kreuzung und auf einmal bemerkte ich, dass der Kleine etwas wimmerte. Er wiederholte es immer und immer wieder. Beide Augen fest zugekniffen hing er da, krallte sich mit seinen Händchen an Servius' Handgelenken fest und flehte: «Bitte nimm mich mit! Bitte nimm mich mit! Bitte nimm mich mit!»

«Argyros!» Ich schreckte auf und blickte zur Tür. Kineas war wieder eingetreten und stand breitbeinig mitten in der Essstube. «Willst du jetzt nicht auch langsam schlafen gehen?» Die zwei wechselten vielsagende Blicke. Ich verstand nicht, was da vor sich ging, aber Kineas schien keine Widerrede zu dulden. Auch Marinos war etwas perplex, fing sich aber gleich wieder und überspielte die Spannung zwischen den Gästen mit seinen Entschuldigungen. Es sei schliesslich seine Schuld, wenn er Argyros so lange wach behalten habe. Sie könnten sich nun gerne zur Ruhe

begeben, wenn sie das wünschten, denn Morgen sei ein langer Tag und sie müssten ja noch so viel erzählen. Schweigend stand Argyros auf, wünschte Marinos eine gute Nacht und folgte dann Kineas aus der Tür.

Asaak

Es wurde still in der Essstube. Fassungslos rappelte ich mich vom Boden auf und schaute zu Marinos. Als ob nichts geschehen wäre, lag er auf dem Lectus und vergrub seine Nase im Tagebuch. «Marinos», fragte ich leise, «darf ich gehen?» Ohne aufzuschauen, wünschte er mir eine gute Nacht und las weiter. Ich schritt hastig zur Tür und zog den Vorhang zur Seite. Das Bellen eines Hundes war von der Strasse her zu hören. Es dauerte einen Augenblick, bis das Tier verstummte, dann horchte ich auf. Tatsächlich, ein leises Flüstern raunte durch die stille Villa. Mein Herz machte einen Hüpfen, das musste Kineas' Stimme sein. Auf Zehenspitzen näherte ich mich dem Gang, der zum Gästezimmer führte. Nun war auch Argyros zu hören: «Spielt es denn überhaupt noch eine Rolle, wenn ich auch davon spreche?» «Natürlich!», zischte Kineas, seine Stimme klang wütend: «Ich habe dir befohlen, kein Wort herauszulassen.» Mit angehaltenem Atem presste ich mich gegen die Wand und lauschte.

«Occius hat ja sowieso schon alles erzählt.»

Eine Ohrfeige klatschte durch den Gang. «Ja», flüsterte Kineas zurück: «Das war auch nicht anders zu erwarten. Aber du machst alles nur noch schlimmer!»

«Ich habe doch gar nichts verraten!», doch Kineas unterbrach ihn: «Komm schon, wir müssen weiter. Sonst vermutet Occius noch etwas.»

Ihre Schritte entfernten sich, dann knarzte die Tür des Gästezimmers und es wurde still.

Ganz allein stand ich im Gang und mit einem Schlag wurde ich mir wieder der anderen bewusst. Tila und Sepi hatten

keine Ahnung, was aus mir geworden war. Ich rannte los, an der Küche vorbei Richtung Schlafzimmer. Angst brodelte in mir auf. Ich war viel zu lange weg gewesen. Ich flitzte an der Lebensmittelkammer vorüber, bog um eine Ecke ab und blickte plötzlich direkt ins Licht. Einen Moment lang erkannte ich nichts mehr und noch bevor ich wusste, was geschehen war, hatte mich eine Hand gepackt und durch eine Tür gezerrt.

Ich zwinkerte heftig und nach einer Weile erkannte ich eine Silhouette vor meinen Augen. Die Hausherrin baute sich mit einer Fackel in der Hand vor mir auf. «Du freche Göre!», fauchte sie mich an, «Wo hast du den ganzen Tag gesteckt?» Sie holte mit einer Hand aus und packte mich am Hinterkopf. Ich schrie auf. «Hast du gedacht, du gönnst dir heute eine Auszeit?» Sie zog immer stärker an meinen Haaren. Kreischend verkrampfte ich meine Arme, behielt sie aber unten. Sich wehren würde alles nur schlimmer machen. «Antworte mir!» Tränen schossen in meine Augen. «Ich war in der Essstube», wimmerte ich, «den ganzen Abend lang.»

«Einfach so?», brüllte die Hausherrin mich an und zerrte meinen Kopf weiter in die Höhe. Ich kreischte: «Nein! Marinos hat es mir erlaubt. Ich habe ihn gefragt!»

Auf einmal liess sie mich los. «Soso, Marinos hat es erlaubt...», wiederholte sie und ihr Gesicht verbitterte sich: «und hat Marinos deine Gesellschaft genossen?» Ich brachte keinen Ton heraus. Zitternd schaute ich auf. Die Hausherrin blickte wehmütig auf ihre rechte Hand und strich mit der Linken über die ersten Altersfalten, dann sprach sie: «Mal sehen, ob Marinos dich auch dann noch bei sich haben will, wenn dein Gesicht nicht mehr so jung

und lieblich aussieht.» Blitzschnell holte sie aus und verpasste mir eine Ohrfeige und noch bevor ich aufgeschrien hatte, donnerte mir eine Faust ins Gesicht. Ich brüllte vor Schmerz und versuchte, mein Gesicht hinter meinen Armen zu verstecken, während die Hausherrin immer weiter auf mich einschlug.

Mein ganzer Schädel bebte. Meine Wangen, meine Lippen, alles schrie vor Schmerz und als ich mit Mühe meine angeschwollenen Augenlider wieder hob, stand die Herrin schwer atmend vor mir und blickte mich hasserfüllt an.

«So», knurrte sie gehässig und wischte ihre blutigen Hände am Kleid ab. «Grüss Marinos morgen schön von mir, wenn er dich sieht.» Ohne ein weiteres Wort machte sie den Weg zur Tür frei und ich stürzte mich hinaus.

«Weisst du, Maesius? Ich bin aus dir immer noch nicht schlau geworden.» Ich gab einem Steinchen, das auf dem Weg lag, einen Tritt. In hohem Bogen flog es zu unserer Linken den Hang hinunter, hüpfte von Felsen zu Felsen und verschwand schliesslich in einem reissenden Strom. Ich erhielt nicht sofort eine Antwort, nur die Wassermassen rauschten in meinen Ohren. Sie wälzten sich durch die Schlucht und ihr Brausen verstärkte sich an den Steilwänden zu unseren Seiten. Ihr dröhnendes Geräusch begleitete uns schon seit Stunden. «Was meinst du?», fragte Maesius schliesslich und blickte kurz zu mir auf. «Das da», ich streckte den Arm aus und zeigte auf die lange Kolonne, die an die Felswand geschmiegt dem Flusslauf folgte; Sklaven, Kamele, Diener und zuvorderst Kirdir mit Servius. Ich fuhr fort: «Du bist nicht irgendein Pirat oder ein Taschendieb,

der jeden Tag von Neuem aufbrechen muss, um am Abend ohne Hunger schlafen zu können. Du bist reich! Schau dir deine Sklaven an, die Amphoren voller Wein, die Vasen und das Glas. Du könntest dich noch heute niederlassen, beschliessen, ein kleines Haus zu bauen und den Rest deiner Tage ein entspanntes Leben führen.» Maesius meinte nur, «Das stimmt» und blickte wieder auf den Weg.

«Wieso tust du es dann nicht? Wieso riskierst du dein Leben und das deiner Leute, indem du auf gut Glück in die Fremde verschwindest und nach irgendeiner Stadt suchst?» Maesius schwieg für eine Weile. Dann fragte er: «Weisst du, was das Schöne an Türen ist?» Ich schaute den Händler nur verwirrt an. Er sprach weiter: «Dass man sie öffnen kann. Du kannst durch ein Fenster in einen Raum hineinspähen, du kannst an der Wand stehen und hindurchlauschen und du kannst dir von anderen erzählen lassen, wie der Raum aussieht, aber es geht doch nichts über das Gefühl, selbst die Türe aufzumachen und zu sehen, wie es im Inneren wirklich aussieht.» Ich musste lachen.

«Ist doch so!», entgegnete Maesius, «Stell dir vor, du hättest alle Türen in deinem Haus schon aufgemacht. Das wäre ja furchtbar. Ich könnte das nicht. Ich müsste umziehen.» Nur mit Mühe fing ich mich wieder: «Meinst du das ernst?» «Ja und Nein», meinte Maesius und fragte: «Du bist nie aus einem Römernest herausgekommen, oder?»

«Aus Rom? Nein.»

Maesius schüttelte den Kopf. «Das wäre für mich nicht denkbar. Schon mein Vater war ein Händler. Er hat ganz Hellas und Italia bereist und unzählige Türen für mich geöffnet. Alles was ich habe, verdanke ich ihm, sogar meine

Freunde! Mein Vater hat Servius von einer seiner Reisen durch Italia mitgebracht.

Aber glücklicherweise war es nicht einmal für ihn möglich, jeden Raum zu betreten. Es sind immer noch geschlossene Türen für mich übrig.» Eine Weile lang schwiegen wir. Ich schaute nach vorne. Der Weg machte vor uns eine scharfe Biegung. Geistesabwesend betrachtete ich unseren Kamelzug, der Lasttier für Lasttier hinter einem grossen Felsen verschwand. «Du tust es also einfach aus Neugier», murmelte ich etwas enttäuscht. «Naja», meinte Maesius, «Einfach aus Neugier klingt ein wenig fad. Ich würde sagen, ich will so viele Räume sehen wie möglich, bevor ich in den Keller geworfen werde. Erfreulicherweise muss ich mir keine Sorgen darum machen, irgendwann alles gesehen zu haben. Ich denke, es wird nie einen Menschen geben, der alle Türen geöffnet haben wird – zum Glück, sonst würde es ja langweilig.»

Wieder wurde es still und ich lauschte dem brausenden Fluss. Dann erreichten auch wir die Wegbiegung und hinter dem Felsen tat sich auf einmal eine umwerfende Landschaft auf. Die steinernen Pforten der Schlucht öffneten sich und machten den Weg in eine weite Ebene frei. Saftig grüne Weiden badeten in den Sonnenstrahlen. Die unzähligen Seitenarme des Flusses umwoben die Felder und glitzerten wie ein Spinnennetz. Mit offenem Mund blickte ich hinaus in die Ferne. Jenseits der Ebene glänzte gelblich-oranger Sand zu uns hinauf. Bis zum Horizont erstreckte sich glühend heisse Wüste. Ich sah Kirdir zu uns eilen. Freudig grüsste er uns: «Seht ihr die Stadt dort unten? Das ist Hekatonpylos, die letzte Station vor Asaak.»

9. Panemu, Hekatonpylos

Kirdir scheint es kaum erwarten zu können, in Asaak anzukommen. Er hat mir heute Abend erzählt, er sei seit 20 Jahren nicht mehr dort gewesen. «Glaube mir», sprach er mit seiner krächzenden Stimme, «An keinem anderen Ort auf der Welt ist Oromazdes den Menschen so nah wie in Asaak. Der heilige Tempel in der Innenstadt ist sein wichtigstes Zuhause. Der erste Xschahan Xschah der Geschichte, der grossartige *Arsakes I*, hat dort vor 354 Jahren das Parthische Reich gegründet und von dort aus Oromazdes' Licht in die Welt hinausgetragen. Du hast es mit eigenen Augen gesehen: von hier über ganz Mesopotamía bis zum Euphrates hat er Ahrimans Dunkelheit vertrieben und über die Reichsgrenzen gejagt. Wenn es also einen Ort auf der Welt gibt, an dem es mir gelingt, dein inneres Feuer von den Dämonen der Finsternis zu befreien, dann ist es Asaak.»

Mir scheint das fast unmöglich, aber ich hoffe, Kirdir hat Recht. Allerdings hat er mich schon vorgewarnt, ich solle mich nicht zu früh freuen. In Asaak werde er alles in seiner Macht stehende tun, um mir zu helfen. Ob sich Oromazdes aber wirklich meiner annehmen wird, wird sich erst zeigen, wenn ich ihm zum ersten Mal selbst opfern werde.

Als er das sagte, ging mir ein flaves Gefühl durch den Magen: «Wie lange soll das denn noch dauern?» Kirdir meinte, man müsse sich gedulden. Oromazdes will seine neuen Diener im vollen Glanz strahlen sehen, wenn sie zum ersten Mal zu ihm beten. Ich darf ihm mein Opfer also erst beim nächsten Vollmond übergeben... Leider. Im Moment ist der Mond abnehmend.

Am nächsten Morgen beschloss Maesius, mit seinen Waren einen Testlauf durchzuführen. Mit Kirdir und zwei Sklaven ging er auf einen der Märkte von Hekatonpylos und versuchte, ein paar Weinamphoren und Glasschalen loszuwerden. Ich beschloss, sie zu begleiten.

Wir platzierten uns im Schatten eines grossen, kuppelförmigen Tempels und warteten auf Kundschaft. Maesius hatte Mühe, mit den Leuten ins Gespräch zu kommen, da Kirdir alles übersetzen musste. Passanten und Händler kamen vorbei und betrachteten unsere Waren, aber gingen weiter. Es dauerte beinahe eine Stunde, bis endlich ein junger Parther etwas kaufte. Nach einer kurzen Verhandlung drückte Kirdir dem Kunden eine kleine Glasschale in die Hand und verabschiedete sich von ihm, dann wandte sich der Magos an Maesius und streckte ihm eine Hand voll parthischer Tetradrachmen entgegen.

Fassungslos blickte der Händler auf das Metall: «All das nur für die eine Glasschale?» Kirdir lächelte: «Diese Gegenstände stammen vom Rand der Welt. Was du hier anbietest, sind wahre Schätze.» Ein Mann kam an unserem Stand vorbei, betrachtete die Weinamphoren und ging weiter. «Siehst du», grinste Kirdir, «die meisten Leute können sich deine Waren erst gar nicht leisten.»

Bis in den Nachmittag hinein waren sie beschäftigt, hielten Passanten auf und verkauften Stück für Stück Maesius' Schätze. Gegen Abend stupste Kirdir Maesius auf einmal an: «Siehst du den dort?» Ich folgte seinem Blick. Von der anderen Seite des Marktplatzes her schritt ein grossgewachsener Herr auf uns zu. Das Schwert an seiner Hüfte rasselte bei jedem Schritt und die goldene Gürtelschnalle funkelte im Sonnenlicht. Zwei Wachmänner mit ebenso

prachtvollem Bart wie ihr Herr eskortierten den Adeligen durch das Menschengewimmel. Kirdir fuhr fort: «Der muss aus der Familie der Spahbed sein. Wenn du den richtig anpackst, kauft er dir die gesamte Glassammlung ab.»

«Ich?», fragte Maesius und konnte seine Unsicherheit nicht ganz verbergen. Kirdir flüsterte: «Ja, du. Ich bin aus der Familie der Karen, das macht sich bei ihm wahrscheinlich nicht besonders gut...»

«Und wie soll ich das tun?»

«Mach dir keine Sorgen. Der kann bestimmt Griechisch.» Maesius gab sich einen Ruck und ging auf ihn zu. «Hispanischer Wein! Römisches Glas!», rief er inbrünstig über den Platz. Der Spahbed warf im Vorbeigehen einen Blick auf ihn und Maesius schlug zu: «Mein Herr! Kommen Sie näher und bewundern Sie die grossartigen Schätze. Das alles haben wir aus dem fernen Westen hierhergebracht!» Tatsächlich blieb der Mann stehen und Maesius begann gekonnt, seinen Kunden zu umgarnen.

Kirdir hatte nicht zu viel versprochen. Als sich der Spahbed entfernte, konnten wir unseren Versuch beenden. Maesius hatte alles verkauft und der Händler war hin und weg beim Anblick des Haufens an Silbermünzen, den wir mit so wenigen Waren verdient hatten.

Wir packten unsere Sachen ein und wollten uns schon auf den Weg zurück zu unserer Herberge machen, da blieb Maesius auf einmal bei einem Marktstand stehen. «Schaut mal!», flüsterte er ehrfurchtsvoll. Am Strassenrand hatte ein Stoffhändler einen grossen Stand aufgestellt. Tücher und Kleider leuchteten in der Abendsonne in allen Farben des Regenbogens. Maesius schritt auf den Stand zu und griff zielstrebig nach einer Stoffrolle. Vorsichtig inspi-

zierten seine Finger das durchsichtige Material. «Das ist Seide», meinte er verzaubert. Der Händler hinter der Theke sprach ihn an und Kirdir begann, sich mit ihm zu unterhalten. Auf einmal schreckte der Magos auf: «Maesius, lass lieber die Finger davon. Das Zeug ist teuer.»

Aber der Händler fragte nur: «Wie viel will der Mann dafür?»

«Für eine Stoffrolle ginge alles drauf, was wir heute mit den Amphoren verdient haben.» Maesius lachte nur unbeeindruckt: «In Rom könnten wir dafür fast doppelt so viel verlangen. Fühlst du das?» Er hielt Kirdir das Tuch entgegen: «Direkt von den Wolken gepflückt und zu Stoff verarbeitet.» Kirdir grinste: «Ihr Griechen habt seltsame Vorstellungen.»

«Dann erklär du mir doch, wie man zu diesem Material kommt», meinte Maesius trotzig. Kirdir legte das Tuch wieder zurück: «Ich frage ihn.»

Wir warteten, während Kirdir sich weiter mit dem Händler unterhielt. Dann wandte er sich wieder an uns: «Er hat keine Ahnung, woher diese Stoffrolle kommt. Er hat sie in Nisa einem Händler abgekauft, der sie auf einem Markt in Merw gefunden hat.»

«Wo?», fragte Maesius gebannt. «Aus der Stadt Merw», wiederholte Kirdir, «Das liegt im äussersten Osten des parthischen Reiches.» Maesius strich über das Seidentuch und fragte vorsichtig: «Wie weit entfernt ist das?» Ich beschloss, mich einzumischen: «Maesius, denk erst gar nicht daran! Wir sind jetzt schon fast zweieinhalb Monate unterwegs.» «Ja, ja», murmelte Maesius beschwichtigend, «nur aus Interesse.» Kirdir fragte kurz nach und drehte sich

wieder zu uns: «Von hier nach Merw dauert es einen Monat. Von Asaak aus sind es noch etwa drei Wochen.»

Maesius beschloss, die gesamte Stoffrolle zu kaufen. Erst danach konnten wir ihn vom Stand wegreißen und uns auf den Weg zur Herberge machen.

11. Panemu, Hekatonpylos

Kirdir hat heute einen Händler gefunden, der ebenfalls nach Asaak reisen will. Wir haben beschlossen, uns gemeinsam auf den Weg zu machen. Morgen früh brechen wir auf, darum haben Maesius und ich heute noch alle Vorkehrungen für die Abreise getroffen. Kirdir meint, der Abschnitt der Königsstrasse, der uns noch bevorsteht, sei ziemlich kräftezehrend. Um die Kamele gut durch die Wüste zu bringen, haben wir sie heute nochmals mit Wasser und Ästen eingedeckt.

Man merkt, wie die Begeisterung die ganze Mannschaft erfasst hat, sogar die Sklaven. Auch ich kann es kaum fassen: in einer Woche werden wir endlich in Asaak sein!

Sieben Tage später tauchten am Horizont die Mauern der Stadt auf. Durch das Flimmern des Sandes waren sie zwar kaum erkennbar, aber Kirdir versicherte uns, dass der tanzende, braune Punkt zwischen den Dünen unser Ziel sei. Gegen Nachmittag erkannte ich in allen Himmelsrichtungen Händler und Nomaden. Auf schmalen Wegen bewegten sie sich durch die Dünenlandschaft. Alles schien entweder von Asaak her zu kommen oder hin zu wollen. Auch auf unserem Pfad kamen uns Esel, Kamele und Ochsenkarren entgegen und riesige Schafsherden bewegten sich

wie Nebelschleier von einem Hügel zum Nächsten. Je näher Helios seinem Tagesziel kam, desto näher rückten die mächtigen Stadtmauern. Schliesslich berührte der Gott schon zwischen den Dünen die Erde und tauchte den Abendhimmel in prächtiges Violett. Feurig rot strahlten uns die Wachtürme und Schiessscharten der kreisrunden Stadt entgegen. Die schwarzen Schatten vor unseren Füßen zogen sich immer weiter in die Länge und tanzten über den scheinbar glühenden Sand. Dann verfinsterte sich der Himmel hinter Asaak und wurde tiefblau. Als wir endlich das Stadttor erreichten, tauchte Helios ab und weit im Osten funkelten die ersten Sterne am Nachthimmel. Wir hatten es geschafft!

Die nächsten Tage waren wie ein Rausch. Kirdir hatte eine Herberge und einen Lagerraum für uns gefunden. Jeden Morgen führten wir zwei beladene Kamele auf einen der grössten Märkte Asaaks und Maesius begann, wie ein Besessener seine Waren zu verkaufen. Mit weit geöffnetem Mund beobachtete ich das Treiben, während Stück für Stück Glasschalen, Vasen und Weinamphoren aus den Jutesäcken verschwanden und dafür regelrechte Haufen an Silbermünzen ihren Platz einnahmen. Maesius war nicht mehr zu bremsen. Stundenlang rannte er kreuz und quer über den Platz, hielt Passanten an, unterhielt sich mit Kunden und besuchte die anderen Marktstände. Kirdir konnte bald kaum mehr mithalten. Ausgelaugt torkelte er dem enthusiastischen Maesius hinterher und versuchte atemlos, seine Gespräche zu übersetzen.

Bald versuchte sich Maesius auch im Tauschhandel. Er verliess unseren Standort mit mindestens zwei voll beladenen Sklaven und kehrte mit allem Möglichen zurück: Säcke

voller Pfeffer, Keramik, bunt bestickten Teppichen und Muskat. Manchmal trugen die Sklaven auch Elfenbein, goldene Gürtelschnallen und kunstvoll geschmiedete Halsketten herbei, auf denen in allen Grüntönen Nephrit und Jade schimmerten. Jeden Abend verstauten wir die eingekauften Kostbarkeiten in der einen Ecke unseres Lagerraumes, während wir am nächsten Morgen weitere Jutesäcke aus der anderen zum Markt brachten.

22. Panemu, Asaak

Kirdir hat sich gerade eben von mir verabschiedet und hat die Herberge verlassen. Er meinte, er werde im heiligen Bezirk der Stadt für mich beten und sei morgen früh vor Sonnenaufgang wieder zurück. Um Oromazdes für mich um Hilfe zu bitten, wird er sich vor das reinste Feuer der Erde stellen: das unsterbliche, königliche Feuer, welches seit der Krönung von Arasakes I hier in Asaak brennt.

Ich bin eigentlich unglaublich dankbar für das, was er tut, aber kurz bevor Kirdir das Haus verlassen hat, hat er etwas sehr verstörendes gefragt. Mit seinen schwarzen Augen starrte er mich an und meinte: «Wer ist dir wichtiger, deine Freunde oder Oromazdes?»

Verwirrt blickte ich ihn an: «Was soll die Frage?» Sein bohrender Blick liess mich in Schweiß ausbrechen. «Ich denke nicht», krächzte er, «dass du als Diener von Oromazdes in deine Heimat zurückreisen können wirst. Du bist zu schwach. Die Dämonen der Finsternis, die dich plagten, würden dich wieder befallen und Ahrimans dunklen Mächte würden dein Feuer ersticken.» «Was meinst du damit?», erwiderte ich beunruhigt. Mit einer

Hand strich Kirdir über seinen langen Bart, dann zischte er: «Du brauchst mich. Wenn Oromazdes bei dir bleiben soll, dann musst du bei mir bleiben.» Mit diesen Worten verschwand er aus der Tür.

Was soll ich jetzt bloss tun? Ich kann doch unmö

Nachdem wir vier Tage in Folge auf dem Marktplatz verbracht hatten, rief mich Maesius am Abend zu sich und bat mich, ihm in unser Zimmer zu folgen.

Servius sass mit seiner Öllampe und dem Tagebuch in einer Ecke. Wir traten ein und er klappte erschrocken sein Büchlein zu. Ohne darauf zu achten schloss Maesius die Tür hinter sich und fragte Servius, wo Kirdir sei. «Der ist gerade aus dem Haus.»

Maesius atmete auf: «Umso besser. Ich will nur mit euch zwei reden.» Wir setzten uns zu Servius ins Stroh und der Händler begann zu erzählen. Schon nach den ersten Sätzen bekam ich ein ungutes Gefühl. Maesius erklärte uns, er habe auf dem Markt einen Händler kennengelernt, der in den nächsten Tagen zu einer Reise nach Merw aufbrechen würde. Wie lange er danach noch um den heissen Brei herumsprach, weiss ich nicht mehr. Mir war völlig klar, was jetzt kommen würde. Schliesslich verkündete er uns vorsichtig, dass er mit dem Gedanken spiele, bis nach Merw weiterzureisen.

Maesius blickte uns fragend an. Er wollte wohl unsere Meinung hören, aber ich erkannte es an seinem Gesichtsausdruck: Seine Idee war bereits ein Entschluss. Wir würden ihn nicht mehr davon abhalten können. Sprachlos fuhr ich mit einer Hand durchs Stroh.

Ich hoffte, dass wenigstens Servius irgendwelche vernünftigen Worte bereithielt. Ich hoffte, er würde Maesius sagen, dass das wahnwitzig sei, dass wir schon viel zu lange unterwegs waren, dass wir doch bald wieder Zuhause sein wollten. Aber von all dem, was er hätte sagen können, schoss ihm nur etwas aus dem Mund: «Kirdir wird mitkommen, oder?»

Tertius

Auf einmal blickte Occius verwirrt zum Eingang der Essstube. Ich folgte seinem Blick und erstarrte vor Schreck. Die Hausherrin hatte den Vorhang zur Seite geschoben und schielte ins Zimmer herein. Sie musterte die Gäste und blieb mit ihrem Blick an Marinos haften. Ohne ein Wort zeigte sie mit ihrem Kinn zu mir herüber und starrte ihren Ehemann eiskalt an. Mein Herz raste vor Angst. Ich warf meinen Kopf herum und blickte Marinos ins Gesicht. Er zeigte keine Reaktion.

«Meine Epithymia», hatte er an diesem Morgen noch entsetzt gerufen, «Was ist dir bloss geschehen? Wer hat dir das angetan?» Mit mitleidigem Ausdruck hatte er meine blauen Wangen gestreichelt und zärtlich meine aufgeplatzte Lippe geküsst. Als ich ihm erzählte, was mir in der Nacht geschehen war, hatte er mir versprochen, dass die Hausherrin damit nicht durchkäme. Er würde seine Gattin zur Rede stellen und bestrafen. Niemand hätte das Recht, mir so etwas anzutun. Wo war nun all dieser Mut, diese Kampfbereitschaft?

Ohne mit der Wimper zu zucken schaute Marinos in mein flehendes Gesicht und dann zurück zur Hausherrin. Ihr Blick wurde noch giftiger und schliesslich hielt Marinos nicht mehr stand. Mit einem Nicken gab er mir den Befehl, aufzustehen – Jedes einzelne seiner Versprechen war gebrochen.

Wortlos rappelte ich mich auf und schritt auf die Tür zu, ohne mich ein weiteres Mal umzudrehen. «Entschuldige Occius, erzähl weiter», hörte ich Marinos' Stimme hinter mir, dann schloss sich der Vorhang.

Mit angehaltenem Atem blickte ich auf. Die Lippen der Hausherrin verzerrten sich zu einem Lächeln: «Ich hätte dich gerne noch eine Weile bei deinem Marinos gelassen», erklärte sie mit trockener Stimme, «aber leider ruft die Pflicht.» Mit einem Stoss in den Rücken schupfte sie mich vorwärts.

Die nächsten Stunden verbrachte ich mit Hausarbeiten. Ich musste das Gästezimmer wieder herrichten, Kleidung waschen und beim Putzen helfen. Erstaunlicherweise wurde ich nicht mit schwereren Arbeiten bestraft; Der Hausherrin war die blossе Überlegenheit, die sie Marinos gegenüber demonstriert hatte, offensichtlich Befriedigung genug.

Mir sollte das nur recht sein. Ich war auch so am Boden zerstört. Marinos hatte mich fallen lassen, einfach so, ohne den kleinsten Hauch von Mitgefühl. Die ganze Zeit über konnte ich an nichts anderes denken. «Mitgefühl?», fauchte ich vor mich hin, «Wieso sollte er Mitgefühl haben?» Er hatte keine Gefühle für mich. Ich war immer nur sein Spielzeug gewesen. Dieser Mann war abscheulich und gerade jetzt hätte ich ihn am liebsten erwürgt. Dann kamen mir wieder Argyros, Occius und Kineas in den Sinn. Ich schluchzte auf. Während ich im Haus hin und her rennen musste, erzählten die drei von ihrer Reise. Noch nie hatte ich von den Orten gehört, von denen sie sprachen. Von einigen würde ich wahrscheinlich auch nie wieder hören. Die Welt war in diesem Augenblick so nah und trotzdem unerreichbar.

Der Morgen verstrich und es wurde Zeit, das Essen für den Mittag vorzubereiten. Ich betrat die fensterlose Lebensmitelkammer und pflückte lustlos Granatäpfel aus einem Sack, dann griff ich nach den Trauben in einem Tonkrug

und füllte auch sie in einen grossen Korb. Im Gang eilten hastige Schritte über den Steinboden. Gedankenversunken hob ich den Korb in die Höhe und drehte mich zur Tür, doch dann versteinerte ich. Stimmen drangen an meine Ohren.

«Was soll das, Argyros?», raunte Occius' Stimme wütend. «Psst! Sei doch endlich mal still!», «Nein!»

Auf einmal erschien der Römer im Türrahmen und blieb dort stehen. «Ich werde nicht einfach still sein. Erkläre mir, was du für ein Theater veranstaltest!» Erschrocken sprang ich aus Occius' Sichtfeld und presste mich mit angehaltenem Atem neben der Tür an die Wand.

«Hör zu», flüsterte Argyros, «Du musst endlich damit aufhören, von Tertius zu sprechen!»

«Auf keinen Fall», fauchte Occius zurück, «Meinst du, ich falle auf deine Geschichtchen herein? Du weisst doch ganz genau, was Servius mit dem Jungen alles angestellt hat.»

«Hör doch einfach auf, darauf herumzureiten!»

Occius lachte auf: «Willst du, dass ich dir helfe, das Ganze zu verschweigen?» Es wurde still im Gang. Ich bewegte keinen Muskel. Plötzlich raunte Argyros: «Na schön, ich werde dir alles erklären.»

«Was?», fragte Occius verdutzt. Er schien nicht fassen zu können, was er gerade gehört hatte. «Es scheint ja die einzige Möglichkeit zu sein, dich zum Schweigen zu bringen.»

Occius wusste nicht, was er antworten sollte. «Aber nicht jetzt», fügte Argyros hinzu, «Wir müssen zurück. Wer weiss, was sich Marinos sonst noch denkt. Wir machen es so: Heute während der Mittagszeit treffen wir uns mit Kineas in unserem Zimmer. Dann werden wir dir alles

erklären, aber bis dahin sprichst du kein Wort mehr über Tertius, gut?»

Das Gespräch war beendet. Schritte hasteten über den Steinboden, entfernten sich und es trat wieder Stille ein.

Wenig später hatte Helios die Hälfte seiner täglichen Reise geschafft. Erbarmungslos brannte er auf den Innenhof des Hauses nieder und erwärmte den Gang und die Zimmer. Ich stand allein in der Küche und bereitete das Essen vor. Mühselig pulte ich Granatapfelkerne aus dem Fruchtfleisch, da tauchte auf einmal Marinos in der Tür auf.

«Epithymia, ist das Essen bereit?»

Ich schaute ihm nicht ins Gesicht, ich konnte es nicht. Starr blickte ich auf die Frucht in meinen Händen und meinte: «Fast fertig.» Es wurde still. Eine Weile lang stand Marinos schweigend im Eingang zur Küche und beobachtete mich. Schliesslich beschloss ich, die Gelegenheit zu nutzen. Ohne aufzublicken fragte ich: «Was war eigentlich wieder los mit Occius und dem Sklaven Argyros?» Marinos machte einen Schritt auf mich zu: «Was meinst du?»

Ich schaute kurz auf: «Sie standen im Gang und haben miteinander gestritten.» «Wirklich?», fragte mein Herr, «Was haben sie gesagt?» Ich schaute wieder auf meine rotverschmierten Hände: «Keine Ahnung. Sie waren zu leise. Was ist geschehen?»

«Occius ist wieder auf Tertius zu sprechen gekommen», begann Marinos, «Er hatte gerade von Nisa erzählt, der grössten Stadt zwischen Asaak und Merw. Sie hatten sich dort für das letzte grosse Stück der Reise klar gemacht und starteten auf der Königsstrasse Richtung Osten. Mitten in der Wüste wurden sie aber von einem Sandsturm über-

rascht und blieben darum in einer Kaserne entlang der Landstrasse stecken.

Gerade mal fünfzehn Soldaten waren mit ihren Familien in der kleinen Anlage stationiert. Wie ein trostloser Fels stand sie in der kargen Landschaft, nur ein rechteckiger Turm ragte aus den steinernen Mauern in den Himmel hinauf. Eines Nachts spazierte Occius über den dunklen Innenhof, als auf einmal ein leises Knirschen an seine Ohren drang. Er sprang hinter einen Strohhaufen und schielte über den grau schimmernden Platz. Ganz langsam öffnete sich die Stalltüre und ein kleiner Schatten schlich über den Innenhof der Kaserne. Auf einmal trat er ins Mondlicht und der Lapislazuli funkelte auf. Tertius schlich den Mauern entlang bis zum Turm, blieb dort stehen und flüsterte in die Nacht hinein: 'Lass das Seil herunter.'

Ein Tau schielte aus dem Fenster im Turm hervor und wurde langsam immer weiter nach unten gelassen, bis es Tertius' Augenhöhe erreichte. Occius konnte gar nicht fassen, was danach geschah: Der Junge packte das Tau mit beiden Händen und kletterte daran den gesamten Turm hoch. Wie ein bleicher Geist zog er sich im Mondschein die Mauersteine empor, bis er schliesslich weit in der Höhe das Fensterchen erreichte und hindurchschlüpfte.

Zuerst befürchtete Occius, Kirdir könnte etwas mit diesem heimlichen Treiben zu tun haben. Am nächsten Tag fand er dann aber heraus, dass dort oben im Turm ein Junge lebte, der auch etwa zwölf Jahre alt war. Das Soldatenkind lebte dort oben in einem Zimmer, das es nie verliess. Irgendwie mussten sich die beiden kennengelernt haben, worauf Tertius beschloss, den einsamen Jungen jede Nacht zu besuchen. Eine putzige ***Geschichte***, nicht?»

Ich spürte Marinos' Blick auf mir lasten, aber ich antwortete nicht. Wortlos fixierte ich weiter meinen Granatapfel. «Wie dem auch sei», murmelte Marinos in die Stille, «Als Maesius' Leute schliesslich weiterreisten, hörte Occius eines Abends, wie zwischen Kirdir und Servius Streit ausbrach. Kirdir wollte wissen, wo der Lapislazuli sei, den er Servius in Ekbatana gegeben hatte und Servius erklärte ihm daraufhin, dass er ihn Tertius geschenkt hatte. Als der kleine Sklave dann gestand, dass der Edelstein in der Kaserne beim Jungen geblieben sei, raste Kirdir vor Wut. Heute Nacht sei Vollmond, schimpfte er. Servius müsse Oromazdes sein Opfer bringen und ausgerechnet jetzt sei der Lapislazuli verschwunden. Betreten fragte Servius, was sie jetzt tun sollten und Kirdir meinte, sie würden es dennoch versuchen, um Mitternacht hinter der Herberge. Als Occius das hörte, gefror ihm das Blut in den Adern. Er beschloss, in dieser Nacht Wache zu halten.

Die Sonne verschwand und am Horizont ging bereits der Mond auf, als sich Occius in der Herberge an ein offenes Fenster setzte und hinausspähte. Der Mond stieg immer weiter zum Himmel auf und tauchte die Steppe in grauen Glanz, ansonsten geschah nichts.

Dann quietschte auf einmal eine Türe und Schritte huschten über den Kies. Occius rappelte sich auf. Es konnte unmöglich schon Mitternacht sein, aber irgendetwas war dort unten in Gange. Langsam streckte er den Kopf aus dem Fenster und lugte die Hausfassade hinab. Sein Herz machte vor Schreck einen Satz. Argyros schlich sich im Mondschein der Hauswand entlang. In seiner Hand hielt er ein fleckiges Tuch.»

Marinos machte eine kurze Pause, dann meinte er: «Du kannst dir ja vorstellen, was für ein Streit daraufhin in der Essstube ausbrach. Occius beschuldigte Argyros wieder, dass er wisse, was Servius in diesen Nächten mit dem kleinen Sklaven anstellte und Argyros entgegnete, er habe immer eine Augenbinde angehabt. Aber Occius hackte immer weiter und weiter auf den Sklaven ein. Schliesslich wusste der sich nicht mehr zu verteidigen und Kineas mischte sich ein. Der Streit eskalierte und Kineas schlug Occius vor, das mit Argyros vor der Türe zu klären.

Die zwei gingen also hinaus und ich blieb eine Weile allein mit Kineas. Als sie dann wieder hereinkamen, war auf einmal alles wieder gut. Wie Lämmchen nahmen die beiden Platz und wir unterhielten uns weiter.»

Schweigend kippte ich die letzte Hand voll Granatapfelkerne in eine Glasschale. Ohne ihn anzusehen fragte ich noch: «Hast du eigentlich herausgefunden, was Kineas mit der ganzen Reise zu tun hat?»

«Ja!», rief Marinos begeistert, «Die anderen haben Kineas in Merw kennengelernt, also am äussersten Rand des Partherreichs! Ich kann es immer noch nicht fassen, dass ich mich mit jemandem unterhalten kann, der so unglaublich weit weg lebte.» Wut kochte in mir auf und ich biss meine Zähne zusammen. Schweigend wusch ich meine Hände in einer Schale ab und stellte das Geschirr auf ein Silbertablett. «Bist du fertig?», fragte Marinos ungeduldig. «Ja», knurrte ich und hob das Tablett in die Höhe, aber als ich an ihm vorbei zur Tür wollte, riss Marinos es mir auf einmal aus der Hand.

«Wunderbar», meinte er und blickte auf das Essen in seinen Händen. Er drehte sich um und meinte: «dann bring ich das

doch gleich zu unseren Gästen.» Ohne ein weiteres Wort verschwand er in der Tür. Wie angewurzelt blieb ich in der Küche stehen. War das sein Ernst? Ich durfte nicht einmal mehr die Mahlzeiten in die Essstube bringen? Wütend schlug ich meine Hand auf den Tisch.

Was für ein verdammter Feigling.

Die nächste halbe Stunde lang rührte sich nichts in den Gängen. Die Mittagssonne brannte zum Fenster herein und im Haus wurde es wärmer und wärmer. Ich putzte die Küche und entsorgte die Abfälle. Immer wieder erstarrte ich dabei und hielt inne. Kam ein Geräusch von der Essstube? Nein, es war nur Einbildung.

Die Gänge waren leer, Occius, Kineas und Argyros mussten immer noch am Essen sein. Dann, während ich die Tischplatte schrubbte, hörte ich endlich das ersehnte Geräusch. Der Vorhang wurde zur Seite geschoben und Männerstimmen hallten durchs Haus. Es war so weit.

Mein Herr wünschte den Gästen einen schönen Mittag und ihre Schritte bewegten sich auseinander. Erschrocken duckte ich mich hinter den Tisch und hielt den Atem an. Marinos ging achtlos an der Küche vorbei, drehte hinter der Speisekammer um eine Ecke und verschwand in die Richtung seines Zimmers. Zeitgleich schloss sich auch die Tür zum Gästezimmer und es wurde still.

Mein Herz raste. Es war Mittag. Argyros und Kineas befanden sich mit Occius im Gästezimmer.

Ich atmete tief durch und flüsterte zu mir selbst: «Komm schon. Das ist deine einzige Chance, um zu verstehen, was hier vor sich geht.»

Ich legte den Stofflappen beiseite und schlich mich hinaus in den Gang. Auf Zehenspitzen näherte ich mich der Tür

zum Gästezimmer und unverständliches Geflüster drang an meine Ohren. Mit pochendem Herzen machte ich die letzten Schritte und blieb stehen. Die Holztüre war einen Spalt breit geöffnet. Ich rührte mich nicht mehr und lauschte.

«Nein Occius», erklang Kineas' Stimme, «Was wir dir jetzt erzählen, darfst du wirklich niemandem verraten, verstanden?»

«Na schön. Ich verspreche es. Jetzt kommt doch endlich auf den Punkt!»

«Also...», fing Argyros an, aber brach wieder ab.

«Ja...?», fragte Occius genervt.

«Es ist so», setzte der Sklave wieder an und stotterte: «Tertius ist nicht wirklich Tertius. Er, oder besser gesagt sie, heisst in Wirklichkeit Tertia. Sie ist ein Mädchen.»

«Was?», rief Occius. Er hätte beinahe losgelacht, behielt sich dann aber doch unter Kontrolle: «Das kann doch nicht euer Ernst sein. Was soll das?»

«Argyros», ertönte plötzlich Kineas' Stimme, «er glaubt es uns nicht... Zeig ihm den Tagebucheintrag.»

Einen Augenblick lang waren nur Schritte und Geraschel zu hören, dann rief Occius auf einmal: «Das sind doch Teile aus Servius' Tagebuch! Was habt ihr damit angestellt?»

«Lies jetzt erst einmal die oberste Seite durch», befahl Kineas.

26. Xandiku, Ostia

Heute Morgen war ich mit einem Sklaven auf der Via Marina unterwegs. Ich wollte zum Hafen, um das Schiff von Epictetus' Bruder zu suchen und folgte der schnur-

geraden Strasse ans Meer, vorbei an Marktständen und Fischverkäufern.

Da sprang auf einmal hinter einer Hausecke ein kleines Mädchen hervor und klammerte sich wie besessen an mir fest. Ich befahl ihr, mich los zu lassen und schüttelte an meinem Bein, aber es half nichts. Das störrische Ding liess sich nicht abwimmeln und schliesslich packte ich das Mädchen an seinen langen, blonden Haaren und riss es von mir los.

Ich hatte gehofft, damit wäre die Sache erledigt, aber nein. Sie verfolgte uns. Auch als ich ihr einen Tritt verpasste und sie fast umfiel, gab sie nicht auf und krallte sich immer wieder an mir fest. Wieder packte ich das Mädchen, hob es in die Höhe und brüllte es an. Stille trat ein und in diesem Augenblick, als ihr schmutziger Kopf meinem Gesicht ganz nahe war, hörte ich auf einmal ihre feine Stimme. Ganz leise flehte das Mädchen: «Bitte nimm mich mit. Bitte nimm mich mit.» Sie wiederholte den Spruch wie eine Zauberformel und presste dabei ihre Augen zu: «Bitte nimm mich mit. Bitte nimm mich mit.»

Ich lachte auf: «Wieso sollte ich?» Ich wollte keine Antwort abwarten, sondern das Kind einfach zu Boden fallen lassen und weiter gehen, aber dann wimmerte das Mädchen: «Meine Familie ist weg. Mein Zuhause ist weg. Alles ist weg!»

Als ich diesen Satz hörte, erstarrte ich. «Alles ist weg», riefen plötzlich auch die Erinnerungen in meinem Kopf. Versteinert blieb ich mit dem Mädchen in der Hand stehen: «Alles ist weg!»

Die Erinnerungen schrien immer lauter, immer verzweifelter: «Servius, wo bist du?» «Es ist schwarz!» «Alles ist weg!»

Ich musste das Kind mitnehmen. Ich konnte das arme Ding doch nicht einfach allein lassen. Wir machten kehrt und versteckten das Mädchen in der Herberge in einem leeren Zimmer. Dort erzählte es mir und dem Sklaven seine ganze Geschichte.

Die Kleine heisst Tertia und stammt aus einem Dorf am Anio, dem Fluss, den auch wir auf der Reise nach Ostia überquert haben. Ihr Vater war ein wohlhabender Römer, gross gewachsen und mit einem langen schwarzen Bart - ganz ähnlich wie ich, meinte Tertia. Sie lebten in einer prächtigen villa, doch eines Tages kam ein furchtbarer Sturm auf. Den ganzen Tag lang regnete und hagelte es, der Boden im Dorf und auf den umliegenden Hügeln triefte vor Wasser und am späten Nachmittag polterte auf einmal ein gewaltiger Strom vom Hügel herab - der Anio verwandelte sich in eine Lawine.

Brauner Schlamm, Geröll und Wasser wälzten sich die durchweichenden Wiesen herab und brachen mit voller Wucht über das Dorf herein. Tantias Nachbarhaus wurde aus seinen Fundamenten gerissen und gegen die villa ihrer Familie gespült. Die Mauern erzitterten und Geschrei brach aus. Tantias Vater rannte an seiner Tochter vorbei und befahl ihr, schon einmal aufs Dach zu klettern, während er die Mutter holen würde.

Es sollte die letzte Begegnung der beiden sein. Kaum war Tertia durch die Dachluke geklettert, brach unter ihr das Haus zusammen. Mit einem gewaltigen Krachen erlagen die Mauern der Flut und innerhalb von wenigen

Augenblicken wälzten sich Matsch und Geröll über die Trümmer. Nur das Ziegeldach wurde als Ganzes losgerissen. Zusammen mit Holzmöbeln und zerbrochenen Säulen trieb der Strom es die Strasse hinunter. Ein letztes Mal tauchten die Hauslaren an der Oberfläche auf, dann wurden auch sie von der **braunen Masse** begraben. Als sich das Ziegeldach schliesslich in den Ruinen eines Hauses verfang und endlich zum Stillstand kam, hatte Tertia alles verloren.

Das Ganze geschah vor fast zwei Jahren. Seither streunt das Mädchen obdachlos in der Region umher. Vor vier Monaten kam es nach Ostia.

Nachdem ich diese Geschichte gehört hatte, stand es völlig ausser Frage, Tertia wieder auf die Strasse zu stellen. Irgendwie mussten wir sie in die Mannschaft einschleusen und der Sklave schlug vor, sie als Junge zu verkleiden. Wir haben ihr die Haare geschnitten und ihr neue Kleidung angezogen. Sie wird von nun an Tertius heissen und sich als gekauften Sklaven ausgeben müssen, anders bekomme ich Maesius nicht dazu, ein weiteres hungriges Maul mit auf die Reise zu nehmen.

«Das ist ja verrückt», murmelte Occius, «Und was steht auf den anderen Tagebuchseiten?» Argyros antwortete: «Das sind Einträge, in denen Servius Tertia erwähnt. Kineas und ich haben sie alle aus dem Büchlein gerissen, bevor wir es Marinos übergeben haben.» Occius musste lachen: «Ihr spinnt doch. Wer wusste alles davon?»

«Eigentlich hatte Servius mir befohlen, es keiner Menschenseele zu verraten, aber Phrakoros und Dardanos habe ich es dann doch anvertraut.»

«Und wusste es Kirdir?», fragte Occius sofort. «Nein», entgegnete Argyros: «Kirdir hat nie etwas davon erfahren. Er hatte nichts mit Tertia zu tun.»

«Aber die heimlichen Treffen in der Nacht», stotterte der Römer, «und das Blut? Was sollte das Blut?» Der Sklave wurde etwas verlegen: «Naja, das geschah zum ersten Mal in Arbela, zwei Tage bevor wir den furchtbaren parthischen Gottesdienst besucht haben. Kurz vor dem Einschlafen kam Tertia verängstigt zu mir und meinte, sie hätte begonnen, zu bluten und sie wüsste nicht, wie sie das verstecken sollte. Sie drehte sich um und nahm vorsichtig ihre Hand von der Tunika. Darunter kam ein kleiner, roter Fleck zum Vorschein.

Ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte, also schlich ich mich aus dem Zimmer und machte mich auf die Suche nach Servius. Ich erzählte ihm, was vor sich ging und er beschloss, dass wir uns in dieser Nacht heimlich treffen würden, um eine Lösung zu finden.

In dieser Nacht hatte Servius die Idee, dass sich Tertia unter der Tunika ein Tuch zwischen die Beine und um die Hüfte schnürten sollte, bis sie aufhören würde zu bluten. Ein paar Tage später gingen wir nachts wieder heimlich zu ihm und ich wusch das Tuch ab.

Seither schlichen wir uns jedes Mal, wenn Tertia zu bluten aufgehört hatte, zu Servius. Wir trafen ihn, damit wir wenigstens den Hauch einer Ausrede haben würden, falls man uns zwei Sklaven mitten in der Nacht beim Herumstreunen

erwischte. Ausserdem wollte Servius wissen, ob es Tertia wieder gut ging.

So machten wir das von da an jeden Monat. Beim zweiten Mal in Rhagae hast du mich heimlich beobachtet und einen Monat später hast du mich zwischen Nisa und Merw schon wieder erwischt.

Aber Kirdir und seine Zaubereien haben überhaupt nichts damit zu tun, das kannst du mir glauben. Servius hat Tertia nie ein Haar gekrümmt. Im Gegenteil, er hat sich um sie gekümmert wie um eine Tochter.» Argyros verstummte wieder. Für kurze Zeit herrschte Stille, dann meinte Occius: «Ich kann es einfach nicht glauben. Wir hatten die ganze Zeit ein Mädchen dabei. Was würde Maesius bloss tun, wenn er wüsste, dass ihr ihn in solchem Masse übers Ohr gehauen habt?»

«Deshalb darf er es ja nicht erfahren!», warf Kineas auf einmal ein: «Wer weiss, was Maesius mit ihr anstellen würde, wenn er es herausfände? Wir dürfen nicht riskieren, dass Marinos auf irgendwelchen Umwegen Maesius ausplaudert, dass Tertius ein Mädchen ist. Deshalb versuchen wir die ganze Zeit, es zu verheimlichen. Nur leider hast du uns das reichlich schwer gemacht...»

«Was hast ausgerechnet du jetzt wieder zu melden?», spot-tete Occius, «Wieso weisst du überhaupt, dass Tertius ein Mädchen ist?»

«Wenn es jemand weiss», wandte Argyros ein und grinste, «dann Kineas. Er weiss es besser als jeder andere.» Keiner sagte ein Wort. Nach einer Weile murmelte Argyros: «Bist du bereit, noch eine zweite Überraschung zu hören?» «Was?», schmunzelte Occius, «Ist Kineas jetzt etwa auch ein Mädchen?» Niemand lachte über seinen Witz. Es

wurde wieder still im Raum. Occius klang genervt: «Ja was ist denn?»

Auf einmal sprudelte es aus Kineas heraus: «Ich habe mich in sie verliebt.»

«Wie bitte?», rief Occius wohl viel lauter, als er wollte, «In Tertius?» «Ja», antwortete Kineas ruhig, «in Tertia.»

Occius fehlten die Worte. Sprachlos versuchte er, ganze Sätze hervor zu stammeln, es kamen aber nur Wortfetzen über seine Lippen. Schliesslich setzte Kineas wieder ein: «Ich kann mir vorstellen, dass das Ganze für dich ein wenig verwirrend ist...»

«Ein wenig?», fiel ihm Occius ins Wort. Kineas fuhr fort: «Na schön, ziemlich verwirrend. Aber ich werde dir alles erklären... Occius? Was machst du?»

«Warte einen Augenblick», murmelte der Römer und auf einmal waren Schritte zu hören. Ich hatte gerade noch die Zeit, um zu begreifen, dass ich verloren war, da riss Occius auch schon die Türe auf. Ich schrie vor Schreck, aber bevor ich einen Muskel bewegen konnte, packte mich der Römer am Handgelenk und zerrte mich ins Zimmer hinein.

«Du dreckige Sklavin!», brüllte er und verpasste mir einen Schlag auf den Hinterkopf. Schmerz durchzuckte meinen Schädel. Als ich meine Augen wieder öffnete, stand Occius breitbeinig vor mir. Argyros sprang vom Boden auf und Kineas schloss hastig hinter uns die Tür. «Was fällt dir ein», schrie Occius weiter, «dass du es wagst, uns zu belauschen?»

Bevor er ein weiteres Mal zuschlagen konnte, riss Argyros seinen Arm herunter und rief: «Beruhige dich!» Plötzlich hörte ich Kineas' Stimme hinter mir: «Was hast du gehört?» Ich drehte mich um. Der junge Mann schaute mir

direkt in die Augen und fragte mich noch einmal, langsam und bestimmt: «Was hast du gehört?»

Ehe ich antworten konnte, brüllte Occius wieder dazwischen: «Alles hat sie gehört! Was denkst du denn? Sie steht wahrscheinlich schon die ganze Zeit da draussen.» Er rangelte sich an Argyros vorbei, packte mich an der Schulter und riss mich zu sich herum. «Na warte», meinte er, «wenn wir das deinem Herrn erzählen, dann bist du tot.»

Mein Herz raste vor Angst. Panisch befreite ich mich von den Dreien und flüchtete in eine Ecke des Zimmers. Einen Augenblick lang war es vollkommen still. Kineas' Miene war unlesbar und Occius' Gesichtszüge waren immer noch zornentbrannt. Nur in Argyros' Augen schien ein wenig Mitleid zu schimmern.

Tausend Gedanken brodelten in mir, mein Herz pochte in meinem Kopf und schliesslich entschied ich mich für das wohl Tollkühnste, was ich in meinem Leben je getan hatte. Ich atmete ein letztes Mal durch und dann antwortete ich: «Wenn ihr Marinos verrätet, dass ich hier war, dann erzähle ich ihm von Tertia.»

Occius brüllte los: «Du spinnst wohl, du Ratte! Du willst uns erpressen?» Mit geballten Fäusten schritt er auf mich zu. Kineas und Argyros gelang es nur mit grösster Mühe, ihn zurück zu halten. «Ich meine es ernst», sagte ich mutig, wandte mich von Occius ab und blickte zu Kineas. Dann fügte ich hinzu: «Ich habe zwei Bedingungen. Wenn ihr sie einhaltet, wird Marinos nie von Tertia erfahren.» Occius wollte sich einfach nicht beruhigen: «Du kommst uns mit Bedingungen? Du bist ja das frechste Ding, das mir je über den Weg gelaufen ist! Warte nur, bis ich dich in die Finger kriege!» Kineas packte Occius am Arm und zerzte ihn

zurück. «Halt endlich die Klappe», zischte er, «Wir können ja mal hören, was sie von uns will.» Er blickte mich fragend an.

Einen Moment lang sagte niemand ein Wort, dann erklärte ich: «Erstens dürft ihr Marinos nicht erzählen, was hier vor sich gegangen ist. Zweitens müsst ihr mich mit in die Essstube nehmen und Marinos darum bitten, dass ich euch wieder zuhören darf.» Ich konnte selbst kaum glauben, was ich da von mir gegeben hatte. Occius begann wieder zu toben und als Kineas und Argyros ihn erneut zum Schweigen gebracht hatten, fragte Ersterer: «Du verlangst von uns zwei Gefallen und im Gegenzug erhalten wir nur einen?», seine Stimme klang herausfordernd, aber amüsiert, «Das scheint mir nicht besonders gerecht. Denk daran: du wirst hart bestraft, wenn wir dich verraten.»

Ich blickte Kineas direkt in die Augen und meine Antwort klang noch viel giftiger, als ich es gewollt hatte: «Tertia wird genauso hart bestraft, wenn ich sie verrate.»

Merw

Der Wüstensand glimmerte wie ein Perlenmeer. Die rote Abendsonne schien auf die Dünen herab und tauchte die fremde Landschaft in feurigen Glanz. In der unendlichen Weite zog ein dünnes, grünes Band durch die Ebene und das glitzernde Wasser flimmerte mit dem Horizont um die Wette. Direkt am Fluss ragten kreisrunde Mauern aus dem Sand empor. Die untergehende Sonne umkränzte die Stadt und liess sie wie ein Juwel erstrahlen.

Mit pochendem Herzen hielt ich die Zügel meines Kamels im Griff und schritt weiter. Vor mir lag Merw, die Grenzstadt zum grossen Reich des Westens: von dort an herrschten die Parther.

«Und, Kineas?», hörte ich eine Stimme hinter mir rufen: «Bist du nervös?» Ich drehte mich zurück. Mein Vater führte das Kamel hinter meinem und blickte mich grinsend an. Ich konnte es nicht verbergen. «Ein wenig», antwortete ich.

«Denk daran», rief mein Vater weiter: «Die parthischen Grenzposten werden uns kontrollieren, wenn wir am Stadttor angekommen sind, aber das sollte kein Problem sein. Sobald sie hören, dass wir Griechen sind und wir den Zoll bezahlt haben, werden sie uns hereinlassen.»

Schweigend bewegte sich unsere Einerkolonne weiter. Wir marschierten mit dreissig Kamelen, einigen Schafen, einem Esel und unserem gesamten Hab und Gut durch den Sand. Mein Vater Koinos war ein wohlhabender Wanderhändler. Mit seinen zwei Ehefrauen, einigen Dienern und uns Söhnen reiste er von Stadt zu Stadt und verdiente sich damit eine goldene Nase. Mein ganzes Leben hatte ich auf Reisen

verbracht, so weit in den Westen hatte ich meinen Vater aber noch nie begleitet.

Als wir die Mauern von Merw erreichten, begann es bereits zu dunkeln. Müde liessen wir uns und unsere Waren von den parthischen Soldaten kontrollieren, dann betraten wir die Stadt. Ich blickte mich neugierig um und mit den letzten Sonnenstrahlen betrachtete ich die Strassen und Häuser, zwischen denen wir nach einer Herberge suchten. Fremdartige Gottheiten protzten auf den Monumenten und warfen furchterregende Schatten auf uns herab. Die wenigen Menschen, denen wir noch begegneten, waren seltsam gekleidet. Einige trugen Turbane auf dem Kopf, viele Männer hatten einen Vollbart.

Nach einer halben Stunde fanden wir endlich eine Herberge, die noch Platz hatte für uns und unsere Tiere. Die Kamele wurden in einem Stall untergebracht und der Wirt beschrieb uns den Weg durchs Haus zu unserem Gästezimmer.

Erschöpft schlurfte unsere Familie einen dunklen Gang entlang. An den Wänden leuchteten nur wenige Fackeln und vor Erschöpfung fielen mir beinahe die Augen zu, als sich auf einmal mitten im Gang eine gewaltige Rauchwolke bildete. Wir schrien auf. Es zischte und qualmte und meine Mutter zerrte mich erschrocken ein paar Schritte zurück. Graue Rauchschwaden breiteten sich im Gang aus und raubten uns den Atem. Wir wollten schon zurücklaufen, da verflog der Qualm auf einmal wieder und im Fackelschein bildeten sich die Umrisse einer Gestalt heraus. Ein hagerer Greis trat aus der Rauchwolke hervor. Er trug einen langen, schwarzen Vollbart und einen übergrossen Turban auf seinem Haupt. Sprachlos gafften wir den Alten an und er

öffnete seinen Mund. «Wer seid ihr, ihr Gottlosen?», zischte er in brüchigem Griechisch. Mein Vater nahm all seinen Mut zusammen und stammelte: «Mein Name ist Koinos. Wir kommen aus Baktria.» «Ihr Unglücklichen!», krächzte der Mann, «Ihr habt es gewagt, die heiligen Grenzen zu überqueren! Ihr wollt die feurigen Seelen dieses Reiches entführen und Ahriman zum Opfer bringen, damit die Dunkelheit sie erstickt.» Er blickte uns feindselig an und brüllte: «Aber ich werde es nicht zulassen. Seht ihr das?» Er streckte seinen Arm nach einer Fackel an der Wand aus, fauchte einen unverständlichen Spruch und auf einmal flackerte das Feuer in grünem Licht auf. Starr vor Schreck blickte ich in die magischen Flammen. «Das», zischte der Greis, «ist die Macht von Oromazdes. Er selbst wird euch heimsuchen und euch mit seinem Feuer bestrafen!»

Auf einmal drang ein Geräusch durch den Gang. Ehe ich verstand, was vor sich ging, flüsterte der Alte eine Formel und die grüne Flamme erlosch. Ein Mann trat aus einer Tür heraus in den Gang. Fragend blickte er in unsere verängstigten Gesichter.

«Kirdir?», meinte er verwirrt, «Was machst du?» Der Herr sah seltsam aus. Er trug keine Hosen, sondern nur eine Tunika. «Mit wem sprichst du da?»

«Nichts, Maesius», stotterte der Greis, «Ich habe nur mit diesem Herrn hier geplaudert...» Mein Vater unterbrach ihn: «Wer seid ihr?» Da erstarrte der Mann in der Tunika plötzlich. Mit aufgerissenen Augen rief er: «Ihr sprecht ja Griechisch!»

2. Olou, Merw

Wir haben heute in der Herberge eine unglaubliche Bekanntschaft gemacht! Ganz begeistert kam Maesius heute Abend ins Zimmer gestürmt und meinte, ich solle herauskommen. Ich folgte ihm und auf einmal stand ich am äussersten Rand des Partherreichs einer griechischen Familie gegenüber. Ich verstand überhaupt nichts mehr, erst recht nicht, als der Vater, Koinos, erzählte, er käme aus einer fernen Gegend namens Baktria, die noch weiter im Osten läge als Merw.

Wir unterhielten uns bis tief in die Nacht hinein und ich muss sagen, wir haben uns prächtig amüsiert. Es tut gut, wieder unter Griechen zu sein, auch wenn diese hier ein paar merkwürdige Eigenheiten aufweisen. Allen voran ist Koinos mit zwei Frauen verheiratet und das Griechisch, das sie alle sprechen, klingt scheusslich. Aber das ist nicht weiter schlimm, verstehen tun wir uns trotzdem bestens.

Erst vor einer Stunde kehrten wir dann in unser Zimmer zurück. Wir legten uns ins Stroh und Maesius erklärte mir, was diese Familie zu bedeuten hat.

Maesius' Vater hatte ihm vor vielen Jahren erzählt, dass weit im Osten, jenseits des Partherreichs, Griechen behéimtet waren. Sie lebten schon seit Generationen dort. Der Sage nach stammten sie direkt von den Soldaten von Alexander dem Grossen ab, der sie dort angesiedelt haben soll. Maesius hatte der Geschichte damals keinen Glauben geschenkt, sein Vater tat es sogar selbst nicht und so vergass er die Sage der *Ostgriechen* bald wieder. Erst als er heute Abend auf einmal diese Familie vor sich sah, kam ihm wieder in den Sinn, was er vor Jahren gehört hatte.

Die Vorstellung, mit diesen Menschen im gleichen Haus zu leben, fesselt mich. Auch Occius sass aufrecht im Stroh und hörte Maesius zu. Nur Kirdir lag die ganze Zeit über in einer Ecke und spielte unbeteiligt an einem seiner Amulette herum. Er scheint von dieser Familie nicht besonders erfreut zu sein.

Kineas lachte los: «Das kann man wohl laut sagen.» Neugierig blickte Marinos vom Tagebuch auf und fragte: «Was meinst du damit?»

«Kirdir war wirklich nicht begeistert von uns», erklärte der junge Grieche und fuhr fort, «Maesius und Koinos haben sich auf Anhieb bestens verstanden und nach wenigen Tagen war klar, dass wir nicht ohne weiteres wieder auseinandergehen konnten, aber Kirdir ertrug dies ganz und gar nicht. Mein Vater schwärmte von den Landschaften in Baktria und erzählte von seiner Hauptstadt Baktra, doch jedes Mal, wenn er die Kostbarkeiten aufzählte, die aus der ganzen Welt stammten und die man auf den Märkten von Baktra finden konnte, verdrehte Kirdir nur die Augen. Spätestens wenn Koinos dann von der Seide schwärmte, die man in der Stadt zuhauf finden konnte, stand der Magos auf und verschwand. Wir bekamen in diesen Tagen kaum etwas von Kirdir mit. Abgesehen von seinem furchteinflößenden Auftritt am Tag unserer Ankunft sprach er nur noch ein einziges Mal zu uns: am letzten Tag, bevor wir Merw verliessen.

«Und deshalb», rief Maesius glücklich und blickte Koinos an, «habe ich beschlossen, dass wir mit ihnen in den Osten nach Baktra reisen werden.» Meine Familie sprang vom Boden auf und brach in Jubel aus. «Auf zur Seide!», schrie Maesius. «Auf zur Seide!», brüllten wir nach. Maesius' Sklaven standen in einer Ecke des Zimmers und musterten uns, da trat auf einmal Kirdir zwischen ihnen hervor.

«Auf keinen Fall verlasse ich das Partherreich!», brüllte er wutentbrannt, «Ihr seid doch nicht mehr bei Trost!» Er blickte Maesius in die Augen und fauchte: «Ich habe euch alle ins Licht geführt und ihr wollt nun ins Reich der Kuschan-schahr reisen? Ahrimans dunklen Mächten direkt in die Arme?» Fassungslos blickte er in die Runde, dann schrie er: «Servius und ich sind wohl die einzigen Seelen in diesem Raum, die noch zu retten sind! Wer vernünftig ist, kehrt mit uns beiden zurück nach Asaak!»

Es wurde still. Alle Augen richteten sich auf Servius. Der trat einen Schritt hervor und atmete tief durch, dann sprach er bestimmt: «Nein. Ich werde mit Maesius gehen.» «Was?», kreischte Kirdir, «Wie kannst du es wagen? Nach allem, was ich für dich getan habe!»

«Es bleibt dabei, ich gehe mit Maesius.»

«Ich habe dir Oromazdes' Licht offenbart! Ich habe dir die Dämonen der Finsternis ausgetrieben!» Kirdir tobte: «Na schön! Geht nur!», er drehte sich zu Koinos und brüllte ihn an: «Geht nur, geht zu Grunde!» Plötzlich war ein lautes Zischen zu hören.

«Geht zu Grunde!»

Rauch qualmte vom Boden auf und verschleierte Kirdirs Gestalt.

«Geht nur!»

Erschrocken stoben wir auseinander, dann durchzuckte ein greller, grüner Blitz den Qualm und blendete unsere Augen. Als wir wieder etwas erkennen konnten, war Kirdir verschwunden. «Geht zu Grunde!», hallte es in meinem Schädel nach. «Geht nur, geht zu Grunde.»

Kineas hatte den letzten Satz wie ein Gebet wiederholt und in die Essstube hineingeflüstert, dann verstummte er auf einmal. Occius und Argyros blickten betrübt zu ihm hinüber. Mit angehaltenem Atem streckte ich meinen Kopf nach oben und versuchte, Kineas auf seinem Lectus zu erspähen, aber ich erkannte nur seine blonden Haare. Was war bloss los mit ihm?

Occius, Argyros und Kineas hatten mich tatsächlich wieder in die Essstube eingeschleust, aber auf irgendeine Art das Gespräch zu stören, das wäre weiterhin mein Aus gewesen. Ich blieb also regungslos sitzen und nach einem kurzen Augenblick setzte Kineas' Stimme wieder ein.

Bis in den Nachmittag berichtete er, wie seine Familie und Maesius' Mannschaft daraufhin Merw verliessen und in die Wüste hinauszogen. Tag für Tag wanderte der lange Kamelzug der aufgehenden Sonne entgegen. Spätestens nach einer Tagesreise stiessen die Händler auf eine Unterkunft, eine kleine Herberge oder ein Oasendorf und alle fünf Tage wurde ein **Rasttag** eingelegt, damit die Tiere sich erholen konnten. Nach einer Woche übernachteten sie auch erstmals in einer Kaserne der Kuschan-schahr, oder einfach Kuschan, wie Kineas sie nannte.

Freudig erzählte der junge Grieche vom Abendessen, welches sie alle gemeinsam an jenem Abend mit den

stationierten Soldaten verspeisten. In einem grossen Kreis sassen Maesius, Occius, Servius und Kineas' Familie auf dem Boden eines Zimmers. Die Kuschianer mit ihren langen, blonden Haaren brachten Reis und Fladenbrote herbei und ihre Schnäuze tanzten vor ihren Hälsen auf und ab, wenn sie sich mit Koinos unterhielten.

Auf einmal verstummte Kineas. Ich dachte zuerst, er habe sich bloss verschluckt, aber er sprach nicht mehr weiter. Argyros' und Occius' Gesichter verfinsterten sich erneut und die beiden blickten mitleidig zu ihrem Freund herüber. Erst jetzt begriff ich, was vor sich ging: Kineas weinte. Ganz leise drang sein Schluchzen an meine Ohren.

Noch bevor Marinos etwas sagen konnte, ergriff Argyros das Wort: «Ich denke, was danach geschah, sollte nicht Kineas erzählen», er schielte ein letztes Mal zum Lectus links von mir, dann meinte er: «Ich mache weiter.»

Jeden Morgen trieben die Diener uns noch vor Sonnenaufgang aus dem Stall, gaben uns ein Stück Brot zum Frühstück und wir machten uns an die Arbeit. Während der alte Itys, Dardanos und ich die Kamele zügelten, trugen Ambiorix und Acco die Säcke voller Waren herbei. Wir konnten unterdessen sogar mit den beiden bärtigen Dakern kommunizieren. Sie schnürten die Waren um die Kamele und so arbeiteten wir uns durch den ganzen Stall, bis alle Tiere abmarschbereit vor der Herberge standen.

An jenem Morgen in der Kaserne ging dann aber alles etwas länger. Die Diener hatten uns zu spät geweckt und es kam hinzu, dass sich eines der Kamele besonders stur benahm. Es zerbiss den Riemen, den die Daker um seinen

Bauch binden wollten, um die Säcke zu stabilisieren. Maesius tobte. Als wir schliesslich aufbrachen, waren wir beinahe eine Stunde in Verzug. Schon um Mittag erklärte uns Koinos, dass wir wohl nicht vor Sonnenuntergang die nächste Kaserne erreichen würden.

Stunde um Stunde kam Helios seinem Tagesziel näher und als er schliesslich den Horizont erreichte, war von der Kaserne noch keine Spur zu sehen. Soweit das Auge reichte, erblickte ich nur die unendliche Steppe. Tiefrot leuchteten Felsen aus der dünnen Landschaft. Die trockenen Gestrüppe griffen mit ausgestreckten Ästen nach den letzten Sonnenstrahlen und die letzten Heuschrecken beendeten ihre Lieder, dann wurden die schwarzen Schatten immer länger und schliesslich nahm Dunkelheit die Überhand. Während hinter uns ein letztes, violettes Glimmen vom Horizont ausging, sahen wir vor unseren Augen die tiefschwarze Nacht aufgehen.

Auf einmal hörte ich Schritte hinter mir näherkommen und ich blickte zurück. Koinos' Familie, die ganz hinten in unserem Kamelzug unterwegs war, hatte Fackeln ausgepackt und angezündet. Kineas kam direkt auf mich zu und drückte mir eine in die Hand: «Da, zünde deine bei Dardanos an und halt Augen und Ohren offen. Wenn du irgendetwas bemerkst, schlag sofort Alarm.»

Mit den Fackeln fest im Griff marschierten wir weiter. Von meinen Füßen bis zu den Sternen am Horizont erstreckte sich schwarze Finsternis. Nur die rote Flamme beleuchtete meine Schritte und brachte die Schatten auf den Felsen zum Tanzen.

Jedes Mal, wenn es in den Büschen knisterte, machte ich vor Schreck einen Satz. «Da ist nichts», murmelte ich mir

immer wieder zu, «eine Maus, vielleicht auch eine Schlange.» Kaum hielt ich die brennende Fackel gegen das Astgeflecht, wurde es auch schon wieder still. «Da ist nichts», murmelte ich noch einmal. Nur raschelnde Mäuse, maulende Kamele und im Hintergrund das ständige Zirpen der Insekten – aber da war noch ein Geräusch. Ganz weit in der Ferne.

Leises Gepolter schwirrte durch die Nacht. Oder nicht? Nein, es war keine Einbildung. Mitten in der Steppe trommelte etwas auf den Boden. Ich drehte mich zu Dardanos um. Mit angespanntem Gesicht blickte er mir in die Augen und noch bevor ich etwas sagen konnte, flüsterte er: «Hörst du das?» Mir fehlte der Atem, um zu antworten. «Verdammt», zischte Dardanos und starrte in die Dunkelheit hinaus, «du hörst es auch.»

«Kineas?», rief ich in die Nacht hinaus. Der junge Grieche ging ganz vorne neben Maesius her. Die zwei drehten sich um, doch als ich weiterreden wollte, erstarrten sie. Sie schauten an mir vorbei und Entsetzen flammte in ihren Gesichtern auf. Als ich mich zurückdrehte, um ihren Blicken zu folgen, stiess ich vor Schreck einen Schrei aus. Weit hinter unserem Kamelzug tanzten fünf Flammen durch die Nacht. In ihrem rotgelben Schein funkelten Pferdehufe, Lanzen und Metall. Auf einmal erfüllte Koinos' Geschrei die Nacht:

«Tocharer! Von hinten! Tocharer greifen an!»

Tumult brach aus. Die Diener packten ihre Keulen aus den Jutesäcken und Maesius zog klirrend ein Schwert hervor. Der ganze Kamelzug kam zum Stillstand. Im flackernden Licht des Feuers stoben Dardanos und ich auseinander, um nach einem Ast, nach Steinen oder sonst irgendeinem

Schutz zu suchen. Am panischsten wurde jedoch Kineas: «Kommt schon!», brüllte er uns an, «Wir müssen ihnen helfen!» Er riss einen Dolch aus seinem Beutel und stürmte los. Maesius rannte hinterher. Mein Herz raste vor Angst. Ich griff einige Steine vom Boden auf und rannte der Kamelreihe entlang, den anderen nach.

Am Ende des Zuges war gewaltiges Chaos ausgebrochen. Tobende Kamele rannten zwischen den Flammen umher. Die Säcke voller Keramik und Metall lösten sich von ihren Rücken und krachten zu Boden. Zerrissene Jutesäcke, Reiskörner und Scherben lagen auf dem Pfad zerstreut, aber niemand hätte sich um die Tiere kümmern können. Wie Pfeile schossen die tocharischen Reiter durchs Gewimmel und schlachteten mit ihren Lanzen jeden nieder, der nicht rechtzeitig aus dem Weg sprang. Ihr ohrenbetäubendes Gebrüll übertönte unser Geschrei und das Trampeln der Pferdehufe dröhnte in meinen Ohren.

Auf einmal schrie ich auf. Körper, der staubige Boden war bespickt mit menschlichen Körpern und leuchtend rotem Blut. Entsetzt blickte ich wieder auf und sah einen Reiter direkt auf mich zu galoppieren. In der einen Hand wirbelte er mit einer Fackel, mit der anderen richtete er eine Lanze auf mich. Einer von Koinos' Dienern stellte sich ihm in den Weg und schwang ihm ein Schwert entgegen, doch der Arme war vollkommen ohnmächtig. Wie durch Butter bohrte sich die Lanze des Tocharers durch den ungeschützten Oberkörper und der Diener sackte zusammen. Das Pferd bäumte sich auf und galoppierte dann geradewegs weiter in meine Richtung.

Mein Körper war vollkommen erstarrt. Mit aufgerissenen Augen blickte ich der blutroten Lanzenspitze entgegen,

dann spürte ich auf einmal einen Ruck. Mit aller Kraft wurde ich zur Seite gerissen und zu Boden geschleudert. Das Pferd preschte an mir vorbei und jagte weiter. «Argyros!», hörte ich Occius' Stimme in meinen Ohren. «Argyros!» Mit einer Hand rüttelte er an meiner Schulter, mit der anderen hielt er sich krampfhaft an seinem goldenen Messer fest. «Wo ist Maesius?», brüllte er mich an, «Wir müssen hier weg! Wo ist er bloss?» Wir rappelten uns vom Staub auf und suchten im Gewimmel nach meinem Herrn. «Dort!», schrie ich und rannte los. Maesius und Servius standen mit gezückten Schwertern mitten auf dem Pfad. «Maesius!», schrie Occius ihnen entgegen, «Wir haben keine Chance gegen die! Wir müssen hier weg, sofort! Sonst sind wir alle tot.» «Ich weiss», rief der zurück, schien aber nicht wirklich zuzuhören. Occius brüllte noch lauter: «Na dann los! Worauf warten wir noch?» Ein Esel preschte zwischen uns hindurch. Die Säcke auf seinem Rücken brannten lichterloh. Maesius liess sein Schwert sinken. «Du hast recht», murmelte er. Dann füllte er seinen Brustkorb und brüllte in die Nacht hinaus: «Rückzug! Rückzug! Packt euch ein Kamel und haut ab. Und schmeisst die Fackeln weg!» Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht im Kampfgetümmel. «Haut ab», schrien die Stimmen durch die Nacht. «Jeder schnappt sich ein Kamel», «Rennt in die Dunkelheit!»

Ich rannte los, weg vom Geschrei und dem Feuer dem Pfad entlang nach vorne. Im Dunkeln erkannte ich dutzende herrenlose Kamele, die verstreut auf dem Weg herumstanden und auf unsere Rückkehr warteten. Mit zitternden Händen packte ich die Zügel von einem und zerrte es los, rannte weiter, ergriff mit der anderen Hand ein Zweites und

flüchtete in die Dunkelheit hinaus. Die Stimmen hinter mir wurden immer lauter. Die anderen folgten mir, packten sich Kamelzügel und stoben mit den Tieren auseinander. Mit rasendem Herzen stolperte ich durch die Dunkelheit, nur gerade aus und immer weiter. Die Schreie in meinem Rücken wurden leiser und bald war mein Atem und das Poltern der Steine unter meinen Füßen das lauteste Geräusch. Erst jetzt wagte ich es, mich umzudrehen. Flammen glimmerten in der Finsternis, wie ein feuriges Band loderte der Pfad in der pechschwarzen Landschaft. Das Gebrüll der Reiter gellte immer noch durch die Nacht und die fünf Feuer, die über dem Boden tanzten, verrieten, wo sie sich befanden.

Doch da war noch eine weitere Flamme. Eine einsame Fackel torkelte durchs Schwarze in meine Richtung. Ich zwinkerte dem Licht entgegen und erkannte Servius mit zwei Kamelen. Keuchend stolperte er auf mich zu, in einer Hand die zwei Zügel, in der anderen die Fackel. «Servius!», fauchte ich ihn an. Die Todesangst hatte mir sämtliche Unterwürfigkeit vom Leib gebrannt. Ich zischte: «Spinnst du? Mach sofort die Fackel aus! So sehen sie uns.» Servius antwortete nicht. Schweigend blieb er neben mir stehen. Er ist doch nicht mehr bei Trost, dachte ich panisch. Schneller als seine dicken Fäuste zugreifen konnten, packte ich seine Fackel, riss sie ihm aus der Hand und warf sie zu Boden.

«Nein!», japste Servius auf, «Mach das Licht nicht aus!» «Natürlich mache ich es aus!», fauchte ich und zertrat die Flamme. «Nein!», kreischte Servius, stiess mich zur Seite und packte die Fackel, doch es war zu spät. Wir standen in der Finsternis.

«Es ist schwarz», hörte ich seine Stimme wimmern. Ich verstand nicht, was mit ihm los war und zischte: «Komm jetzt, wir müssen weiter», aber Servius rührte sich nicht. «Alles ist schwarz», jammerte Servius nur und wurde immer lauter: «Ich sehe nichts mehr! Alles ist schwarz! Alles ist weg!» «Servius!», fauchte ich, «Halt die Klappe. Du bist viel zu laut!» Mit angstverzerrtem Gesicht stapfte Servius zwischen den Steinen umher. Er fuchtelte mit den Händen herum, als versuchte er, sich irgendwo festzuhalten, und schrie immer lauter: «Es ist dunkel! Vater, Mutter, wo seid ihr? Alles ist weg!» Auf einmal hörte ich leises Poltern im Steppensand. Panisch blickte ich auf. Eine der Flammen hatte den Pfad verlassen und tänzelte in unsere Richtung. Ich packte Servius und riss ihn auf meine Augenhöhe herunter: «Servius! Was ist los mit dir? Sei still!»

«Alles ist weg!»

Die klappernden Hufe wurden immer lauter. Das Feuer kam näher.

«Alles ist weg!»

Mit aller Kraft verpasste ich Servius eine Ohrfeige. «Sei still!», aber Servius war nicht mehr zu helfen. Er klappte zu Boden und kreischte weiter, er drehte völlig durch.

Die Angst schnürte mir die Kehle zu. Die Flamme hatte uns schon fast erreicht. «Servius, bitte!», Tränen schossen in meine Augen.

«Alles ist weg!», schrie Servius nur ein weiteres Mal. Ich gab auf.

Mit rasendem Herzen packte ich die Zügel meiner zwei Kamele und rannte los. Kopflös lief ich in die Dunkelheit hinaus. Das Blut pochte in meinen Ohren, ohne zu denken, ohne den Boden unter den Füßen zu spüren rannte ich über

die Steppe in die Finsternis. Ich hörte hinter mir, wie Servius einen letzten, schmerz erfüllten Schrei ausstieß, dann wurde es totenstill.

Atemlos stolperte ich durch die Felslandschaft und die zwei Kamele trotteten mir hinterher. Die Reiter hatte ich weit zurückgelassen. Ihre Feuer waren nicht mehr zu sehen. Planlos irrte ich in der Steppe umher, ungefähr in die Richtung, in der ich Osten vermutete. Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich unterwegs gewesen war, vielleicht eine halbe, vielleicht auch vier Stunden, als auf einmal weit weg in der Finsternis Lichter aufleuchteten. Zuerst erstarrte ich vor Schreck. Pferdetrab war zu hören, die Fackeln kamen immer näher, doch dann hörte ich eine Stimme rufen: «Ist da jemand? Maesius? Koinos? Servius? Irgendwer?» Ich begann, um Hilfe zu schreien und erkannte, wie die Fackeln augenblicklich kehrt machten und zielstrebig auf mich zu schwebten. Eine ganze Gruppe von kuschanischen Soldaten trat auf ihren Pferden aus der Dunkelheit hervor. Auf dem vordersten Pferd sass Occius. Er drückte mir eine Fackel in die Hand und erklärte mir kurz, wie ich die Kaserne finden würde, dann verschwand der Trupp wieder in der Dunkelheit.

Erschöpft stapfte ich durch die Nacht. Bald leuchteten kleine Lichter in der Finsternis und zwischen den Felsen zeichneten sich die Umrisse einer kleinen Kaserne ab.

Das Tor öffnete sich und ich trat ein. «Argyros!», brüllte eine Stimme über den Innenhof. Maesius und ein Diener kamen mir entgegengestürmt. Sie löcherten mich mit tausend Fragen, wollten wissen, was ich gesehen hatte, wie viele noch am Leben seien und ob ich jemanden getroffen hätte. Ich brachte anfangs keinen Ton heraus. Wortlos

drückte ich dem Diener die Zügel meiner Kamele in die Hand, dann nahm ich allen Mut zusammen, blickte Maesius direkt in die Augen und sagte es: «Servius... hat es nicht geschafft.»

Mein Herr brach in Tränen aus. Vor meinen Augen begann er zu schreien und zu fluchen, zerriss im Schmerz seine Kleider und sank weinend zu Boden. Mitten im Innenhof sass er im Staub, sein Gesicht in die Hände vergraben und in Lumpen gekleidet. Der Diener und ich standen betreten daneben und blickten sprachlos auf das schluchzende Häufchen Elend nieder.

Die darauffolgenden Stunden waren ein Alptraum. Maesius, der Diener und ich sassen in der Kaserne um ein Lagerfeuer und warteten. Wir schliefen nicht, wir assen nicht, nicht einmal sprechen konnten wir. Fassungslos blickten wir in die wärmenden Flammen und warteten. Jedes Mal, wenn ein unverständlicher Ruf über den Hof gellte und eine Wache zum Tor geeilt kam, stürmten wir los und folgten ihr. Atemlos blieben wir vor dem quietschenden Torflügel stehen, um zu sehen, wer dahinter auftauchen würde.

«Itys!», schrie ich voller Freude, als der erste Überlebende eintraf und warf mich dem Alten um den Hals. Keuchend trat der Sklave durch das Tor und übergab mir das Kamel, dass er mitgebracht hatte, dann schritt er zielstrebig auf Maesius zu: «Herr!», rief er bitterlich, «Es ist eine Katastrophe!» Itys erzählte, wie Koinos vor seinen Augen niedergestochen worden war. Mindestens zwei seiner Söhne und einen seiner Diener hatte es ebenfalls getroffen. Wie viele aus dem hinteren Teil des Kamelzugs sonst noch umgekommen waren, wusste er nicht. Dann dämpfte er seine

Stimme und gab bekannt, dass auch mindestens einer unserer Diener gestorben war.

Als sich das Tor eine halbe Stunde später wieder öffnete, trat einer von unseren Dienern ein und brachte zwei Kamele mit. Wenig später betrat einer der dakischen Sklaven die Kaserne, auch er hatte zwei Kamele dabei. Fassungslos schaute er mich an und stammelte irgendwelche Worte in seiner Sprache, schien aber keine Neuigkeiten zu haben.

«Argyros!», schrie eine übergelückliche Stimme, als sich das Tor spät in der Nacht wieder öffnete. Dardanos rannte mir freudenstrahlend entgegen und umarmte mich. Hinter ihm trat Acco durch das Tor und übergab Itys ein gerettetes Kamel, dann stellten sich die zwei betreten vor Maesius und berichteten, dass mindestens zwei unserer Diener tot waren.

Danach geschah lange Zeit nichts mehr. Ein Soldat brachte uns Felle und Strohsäcke. Eingemummelt lagen wir ums Feuer herum und harrten in der Kälte aus. Als nach über einer Stunde endlich wieder ein Befehl durch den Innenhof hallte und wir aufstanden, schritt Ambiorix zum Tor herein. Breitbeinig betrat er den Innenhof, in der einen Hand eine Fackel, in der anderen die Zügel von drei Kamelen. Wir Sklaven brachen in Jubel aus, sprangen ihm entgegen und umarmten ihn, doch sein Gesicht blieb vollkommen ausdruckslos. Ohne ein Wort zu sagen schritt er geradewegs auf den Daker zu und blieb vor ihm stehen. Wir verstummten.

«Ich weiss nicht, ob du mich verstehst», murmelte er leise, blickte ihm direkt in die Augen und legte ihm eine Hand auf die Schulter, «aber du musst jetzt sehr tapfer sein.» Angst flammte in den Augen des Dakers auf. Er stammelte

ein paar unverständliche Worte, dann unterbrach ihn Ambiorix und sprach weiter: «Dein Freund ist nicht mehr bei uns.» Tränen rannen über die Wangen des Sklaven, fragend blickte er Ambiorix an, aber der konnte dem Daker nicht mehr ins Gesicht sehen. Er schloss die Augen und flüsterte: «Er ist tot.» Atemlos wiederholte der Daker: «Tot?», dann brach er weinend zusammen.

Die letzten Stunden der Nacht verstrichen und mit ihnen schwand auch die Hoffnung auf Überlebende. Im Osten wurden langsam die ersten Zeichen des neuen Tages sichtbar. Das Schwarze am Himmel wich einem Dunkelblau und ein letztes Mal in dieser Nacht gellte der Befehl zum Öffnen des Tors über den Innenhof. Erschöpft rappelten wir uns auf und eilten zum Tor. Die Wache machte den Eingang frei und vor unseren Augen erschien Kineas. Aufgelöst liess er die glühende Fackel zu Boden fallen, an seinem Arm hielt sich Tertius festgeklammert. Die Tunika des Kleinen war zerschlissen und er trug Kineas' Decke um die Schultern. Wortlos tappten die beiden in den Hof und legten mir die Zügel eines Kamels in die Hand.

Als am frühen Morgen die Soldaten mit Occius zurückkehrten, erlangten wir traurige Gewissheit darüber, dass nach Kineas und Tertius niemand mehr kommen würde. Der Trupp war dem Pfad gefolgt und bis zur Stelle des Angriffs geritten. Sämtliche Männer und Frauen, die wir noch vermissten, hatten sie tot im Steppensand gefunden. Die Tocharer und ihre Beute hingegen waren spurlos verschwunden.

Den angebrochenen Tag nutzten wir, um die Toten zu bestatten. In Begleitung einiger Soldaten wanderten wir zurück zur Angriffsstelle, gruben für jeden Verstorbenen eine

Mulde und legten sie hinein. Jeder Leichnam erhielt von Maesius einen Obulus in den Mund gelegt, dann sprachen wir einige Gebete und schütteten die Gruben wieder zu. Nur der dakische Sklave zelebrierte mit seinem Freund etwas abseits eine eigene Totenfeier, während wir gemeinsam weiterbeteten und uns von den Verstorbenen verabschiedeten.

Nach zwei weiteren Tagen in der Kaserne brachen wir auf. Kineas hatte Maesius von der Idee, nach Baktra zu reisen, abgebracht. Nördlich der Hauptstadt Baktrias lag eine weitere Stadt, die die Griechen der Region Alexandria nannten. Sie lag direkt am Fluss Oxos und nur ein Tagesmarsch weiter von der Kaserne entfernt als Baktra. In Alexandria am Oxos lebte ein Onkel von Kineas, der die Gruppe bestimmt bei sich aufnehmen würde. Schweigend beluden wir an jenem Morgen also die Tiere und verliessen die Kaserne.

Unser Anblick war niederschmetternd. Sechzehn Mann und achtzehn Kamele zählte unsere Mannschaft, als wir Merw verlassen hatten. Nun war ein Freier tot, ein Sklave war gestorben und von den fünf Dienern blieben uns noch zwei. Wir waren elf Überlebende, die sich auf fünfzehn Kamele verteilten. Regelrecht vernichtend war die Bilanz hingegen bei Koinos' Leuten. Seine Söhne, seine Ehefrauen, Diener, Kamele, Schafe, Esel, alle waren sie von den Tocharern getötet oder verschleppt worden. Eine ganze Händlerfamilie hatte diese Nacht von der Erdoberfläche gefegt und nur einer war übriggeblieben: Kineas.

Alexandria

In den folgenden Tagen wurde die Landschaft immer lebendiger. Der Steppensand wich bewachsenem Boden, bald ragten Bauernhöfe aus dem Weideland und in den gewaltigen Ebenen grasten Pferdestuten mit ihren Fohlen. Gespendet wurde das Leben vom Oxos, der von Osten her die Hügel herabfloss. Er durchzog die Grasländer wie ein funkelndes Band und dem Ursprung seines Wassers folgend wurden wir von ihm bis nach Alexandria geführt. Protzig ragten die Mauern der Stadt hinter einer Flussbiegung hervor. Eine gewaltige Schiffsbrücke verband unsere Uferseite mit den Toren Alexandrias und im glitzernden Strom trieben Ruderboote und Fischernetze an uns vorbei. Beide Ufer des Oxos waren bespickt mit Häusern, Anlegestellen und Marktständen. Fasziniert folgten wir dem Flusslauf und beobachteten das Treiben. Händler priesen in fremden Sprachen ihre Gewürze und Schmuckstücke an, Soldaten mit fischschuppenartigen Panzern marschierten durch die Strassen und unter den zahlreichen Unterständen verkauften Nomaden Pfeil und Bogen, Felle und Pferde. Kineas führte unseren Kamelzug über die Brücke und durchs Tor in die eigentliche Stadt hinein. Auf einmal hörte ich aus dem Gewimmel eine Stimme heraus: «Vergiss es, fünf Denare, mindestens!» Ein unkontrolliertes Lächeln machte sich auf meinem Gesicht breit. «Fünf Denare? Ich zahle drei, allerhöchstens.» Da sprachen zwei Männer griechisch. Mit einem scheusslichen Akzent, aber tatsächlich sprachen hier am äussersten Rand der Welt Leute griechisch.

Wenige Gassen weiter blieb Kineas vor einem Hauseingang stehen und klopfte an die Tür. «Sind wir da?», fragte Maesius. «Ja», gab Kineas aufgeregt zurück, «wenn ich mich nicht irre, lebt in diesem Haus mein Onkel Timarchos.»

Maesius grüsst seinen Servius

Bitte verzeihe mir, dass ich mir einfach so erlaubt habe, dein Tagebuch an mich zu reißen. Ich weiss, wie viel dir dieses Heft bedeutet, deshalb kannst du dir gewiss sein, dass ich nicht darin lesen werde, aber sei mir nicht böse, wenn ich diese Zeilen hineinschreibe. Ich muss sie hineinschreiben, denn solange ich die Hoffnung habe, dir eine Nachricht in den Hades hinabsenden zu können, werde ich es versuchen, egal wie lächerlich meine Versuche auch sind.

Falls du von dort, wo du jetzt bist, irgendwie erfahren kannst, was bei uns vor sich geht, dann will ich, dass du weisst, wie furchtbar leid es mir tut. Es ist nur meine Schuld, dass du nicht mehr am Leben bist. Zuerst war ich wütend auf die Sklaven, die an deinem letzten Morgen zu unfähig waren, ein Kamel zu beladen, dann war ich wütend auf Koinos, der uns überzeugt hatte, mit ihm dieses verfluchte Land zu durchqueren. Wären wir ihm doch niemals in Merw begegnet, dachte ich. Aber ich muss mir selbst und auch dir nichts vormachen. Es gibt nur einen Grund, weshalb wir überhaupt bis nach Merw gereist sind und weshalb du jetzt nicht mehr bei uns bist: Das bin ich. Wäre meine bohrende Neugierde nicht, könnte ich endlich zufrieden sein mit dem, was ich habe,

dann wärest du noch am Leben. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich mich hasse für meine Entscheid, weiter zu reisen. Jede Nacht liege ich wach im Stroh und verfluche mich für den Moment, der das alles ausgelöst hat. Weisst du noch? Auf dem Markt in Hekatonpylos? Kurz bevor wir in Asaak angekommen sind? Hätte ich diese Seidenrolle doch nie gesehen. Wieso liess ich mich bloss von diesem Stück Stoff verführen? Ich habe mich vom Gedanken treiben lassen, herauszufinden, woher diese Seide gekommen war und wer sie hergestellt hatte. Jeden Tag sitze ich im Zimmer, in dem wir unsere Waren lagern und schaue dieses Tuch an. Ich hasse es. Du bist nicht mehr da, weil es da ist und wenn es nicht wäre, wärest du noch. Es hat deinen Platz eingenommen. Ich war so dämlich und habe dich durch diese Stoffrolle eingetauscht.

Ich hasse dieses Tuch mit meiner ganzen Seele. Am liebsten würde ich es zerreißen, in tausend Stücke, dann verbrennen und die Asche auf der Strasse verstreuen, aber ich kann nicht. Diese Seidenrolle ist der Grund, weshalb du nicht mehr bei mir bist. Wenn ich sie auch noch wegwerfe, wofür bist du dann gestorben?

Timarchos war ein hervorragender Gastgeber. Obwohl er selbst am Boden zerstört war, als er hörte, was mit der Familie seines Bruders geschehen war, nahm er uns bei sich auf und gab sich alle Mühe, unseren Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. An Maesius verzweifelte er allerdings. Mein Herr ass kaum etwas und sprach kein Wort mehr. Stundenlang vergrub er sich in seinem Gästezimmer und war für niemanden erreichbar. Ich muss

zugeben, ich fühlte mich nicht ganz unschuldig an seiner Misere, schliesslich hatte ich ihm die Nachricht von Servius' Tod überbracht und ich war es, der Servius in jener Nacht aufgegeben hatte und ohne ihn davongerannt war. Umso mehr erschrak ich, als Occius eines Morgens zu mir kam und mir befahl, zu Maesius zu gehen.

«Maesius will mich sprechen?», fragte ich unruhig. «Ja», antwortete Occius etwas genervt, «Fühl dich geehrt. Ich kann mich nicht erinnern, wann er das letzte Mal mit mir ein Wort gewechselt hat. Geh jetzt! Er ist im Lagerraum bei den Waren.»

Mit einem mulmigen Gefühl im Magen durchquerte ich Timarchos' Haus. Ich folgte den Gängen und betrachtete im Vorbeigehen die zahlreichen Wandteppiche, die den Stein zierten. Zentauren sprangen auf dem einen umher, auf einem anderen lehnte sich Herakles lässig gegen seine Keule, dann erstarrte ich. Bewaffnete Reiter jagten auf dem nächsten durch die Steppe. Das Fell ihrer Pferde war mit Schuppenpanzern bedeckt und in den Händen trugen sie lange Lanzen. Ein kalter Schauer lief mir den Rücken herunter. Ich hastete weiter und erreichte schliesslich die Türe zum Lagerraum. Vorsichtig klopfte ich gegen das Holz. «Herein.»

Ich stiess die knarzende Tür zur Seite und betrat das Zimmer. Ein stechender Geruch aller möglicher Gewürze drang an meine Nase und mitten im Raum erblickte ich einen riesigen Haufen Jutesäcke. Bis knapp unter die Decke waren sie gestapelt und lagen ungeordnet im ganzen Zimmer herum. An der linken Wand lehnte eine lange Reihe Amphoren und aus offenen Kisten ragten Vasen, Stoffe und Schmuck hervor. Mitten in diesem Durcheinander erkannte

ich Maesius auf einem Holzhocker. Er sass von mir abgewandt und als ich seinem Blick folgte, erkannte ich die Seidenrolle aus Hekatonpylos. Sie lag gegen eine Wand gelehnt.

Endlich löste sich seine Starre und Maesius drehte sich zu mir um: «Setz dich, Argyros.» Unsicher blickte ich umher, dann setzte ich mich einfach genau dort, wo ich stand, auf den Boden. «Was wünschst du, mein Herr?», fragte ich nach einer kurzen Pause. Maesius schaute mir in die Augen, dann sprach er genau das aus, was ich zu vermeiden hoffte: «Wie ist es geschehen?» Maesius' Stimme klang ruhig, aber bestimmt: «Wie wurde Servius umgebracht?» Ich schluckte, dann begann ich zu sprechen. Eine halbe Stunde lang erzählte ich von jener Nacht. Maesius wollte jede Einzelheit wissen: Wie ich mir zwei Kamele geschnappt hatte und damit allein in die Dunkelheit gerannt war. Wie ich schliesslich anhielt und sah, dass Servius mir mit einer Fackel folgte. Ich musste mich zusammenreissen, um nicht von der Wahrheit abzuweichen, aber es gelang mir. Maesius sollte erfahren dürfen, was seinem Freund in den letzten Augenblicken seines Lebens widerfahren war. Ich erzählte also, dass ich Servius seine Fackel aus der Hand riss und auslöschte und dass er danach den Verstand verlor.

Als ich dann weitererzählte, konnte ich Maesius nicht mehr in die Augen schauen. Den Blick auf den Boden gerichtet beichtete ich ihm, dass ich ihn zurückgelassen hatte und mit den Kamelen in der Finsternis verschwand. Tränen kullerten Maesius' Wangen hinab und verfangen sich in seinen braunen Barthaaren. Immer wieder war ich kurz davor, abzubrechen, aber mein Herr verlor die Fassung kein einziges

Mal. Ruhig blickten mich seine feuchten Augen an, bis ich meinen Bericht beendet hatte.

Es wurde still im Lagerraum. Maesius schien nicht wütend auf mich zu sein. Schweigend saßen mein Herr und ich im Chaos der Waren und blickten uns in die Augen. Dann fasste ich Mut und beschloss, Maesius eine Frage zu stellen. «Herr?», murmelte ich vorsichtig. «Ja?», seine Stimme war ganz sanft. «Weisst du, was in Servius gefahren ist, nachdem ich ihm die Fackel weggenommen habe?» Maesius atmete tief durch. «Ja», meinte er, «und du darfst es auch gerne erfahren, wenn du möchtest.» Er blickte kurz zu seinen Füßen, dann schaute er wieder auf und begann zu erklären: «Servius hatte Angst vor der Dunkelheit. Das war schon immer so, seit ich denken kann. Als wir zwei Kinder waren, konnte auch ich nicht ohne Licht schlafen, aber Servius hat nie damit aufgehört. Er hatte immer eine Öllampe oder eine Fackel dabei, wenn es Nacht wurde, und er liess sie bis zum Morgen brennen. Ich habe Servius nur zwei, drei Mal in der Dunkelheit erlebt und dann verhielt er sich genauso, wie du es beschrieben hast.»

Meine Augen weiteten sich: «Ihr zwei kennt euch schon so lange?»

Maesius musste lächeln: «Ja. Servius und ich sind zusammen aufgewachsen. Wir kennen uns eigentlich schon unser ganzes Leben lang.» Ich konnte meine Überraschung nicht verbergen. Einen Moment lang dachte ich nach, dann stellte ich eine weitere Frage: «Als Servius in dieser Nacht durchdrehte, schien er mit seinen Eltern zu sprechen. Waren damit also dein Vater und deine Mutter gemeint?»

Maesius' Gesicht verfinsterte sich. Ich befürchtete schon, nun die Grenze überschritten zu haben, aber dann murmelte

er: «Nein. Damit meinte er wohl seine eigenen Eltern.» Es wurde still. Nach einer kurzen Pause setzte mein Herr wieder ein: «Servius hat euch Sklaven nie erzählt, woher er eigentlich stammt, stimmt's?» Ich hatte keine Ahnung. «Sagt dir der Name Misenum etwas? Das war eine kleine Stadt in der Nähe von Pompeji.» Ich hatte von beiden Orten noch nie gehört. Geduldig wartete ich auf Maesius' Erklärung: «Sie lagen beide in der Bucht des Vesuvs, einem Berg in Italia. Ich war zu dieser Zeit keine vier Jahre alt und mein Vater war viel auf Geschäftsreisen unterwegs, unter anderem eben in dieser Region.» Als Maesius seinen Vater erwähnte, begannen seine feuchten Augen zu funkeln. «Mein Vater hat mir diese Geschichte später immer wieder erzählt, sie muss ihn sehr beeindruckt haben:

Er war mit einem Schiff unterwegs nach Misenum, um dort einen alten Freund zu treffen, doch als sie in der Bucht eintrafen, war alles zerstört und verbrannt. Dem ganzen Küstenstreifen entlang bis zum Horizont erkannten sie kein einziges Haus und keine Häfen mehr. Zutiefst erschüttert ankerten mein Vater und seine Männer an der Stelle, wo sich einst der Hafen des prächtigen Misenum befand. Die Stadt war in Schutt und Asche gelegt und die Ruinen der Häuser schienen bis zu den oberen Stockwerken im verkohlten Boden versunken zu sein. Als sie das Land betraten, kamen dutzende Menschen zu ihnen gestürmt und bettelten um Nahrung und Wasser. Sie erzählten, der Berg, der Vesuv, sei zum Leben erwacht und habe den gesamten Himmel verschluckt. Am helllichten Tag sei es **pechschwarz** geworden und aus den Wolken habe es so viel Asche und Steine geregnet, dass die gesamte Stadt nun

damit verschüttet sei. Die meisten Bewohner seien geflohen oder gestorben und den Zurückgebliebenen hatte der Berg alles genommen, was sie besessen hatten.

Viele flehten meinen Vater an, er möge sie mitnehmen, egal wohin, einfach weg von diesem zerstörten Land, doch mein Vater blieb hart. Er verteilte den Menschen Decken, Wein und Weizen, eben das, was er dabei hatte, aber er nahm nur einen einzigen mit: einen kleinen Jungen, gerade mal so alt wie sein eigener Sohn, der ihn am Bein gepackt hatte und trotz allem Schimpfen und Schütteln nicht mehr losliess. Mein Vater nannte ihn Servius und brachte das Waisenkind mit nach Hause. Von da an zog er den Jungen zusammen mit mir auf.»

Nachdem Maesius diese Geschichte erzählt hatte, war es eine Zeit lang still. Wir sassen nur da und schwiegen uns an, bis er mir schliesslich sagte, er würde nun gerne wieder allein gelassen werden.

Timarchos grüsst seinen Gast Maesius

Ich sage es gleich heraus: Ich kenne dich nicht. Eine Woche ist es nun schon her, dass ich dich und deine Männer bei mir aufgenommen habe. Seit einer Woche lebst du von meinem Herd und seit einer Woche stehen deine Kamele in meinem Stall, aber dennoch habe ich keine Ahnung, wer du bist. Wenn wir zusammen essen, gibst du kaum ein Wort von dir, wenn ich dich etwas frage, antwortest du so knapp, wie möglich. Müsstest du nicht schlafen oder essen, würdest du den ganzen Tag nur in

meinem Lagerraum sitzen und vor dich hin schweigen. Weil ich also beim besten Willen keinen Zugang zu dir finde, versuche ich es nun auf diese Weise und hoffe, dass du wenigstens diesen Brief liest, wenn du ihn unter dem Türspalt findest.

Glaube mir, ich weiss, wie du dich fühlst. Jeden Morgen, wenn ich aufstehe, wünschte ich, alles sei nur ein Traum gewesen. Ich stelle mir vor, wie mein kleiner Bruder die Stadttore passiert und sich mit seinem Kamelzug durch Alexandria schlängelt, um dann an meiner Haustüre zu klopfen und mich zu umarmen, so, wie er es immer getan hatte.

Doch jeden Morgen trifft mich ein Pfeil mitten in die Seele. Schlagartig wird mir bewusst: Er wird heute nicht wiederkommen, er wird morgen nicht kommen, er wird nie wiederkommen. In diesem Augenblick wird meine Brust so kalt und leer, dass ich einfach liegen bleiben und nie wieder aufstehen will. Genau das ist es, was du gerade tust.

Du scheinst bereits ein stattliches Alter zu haben, Maesius, ich erkenne das an deinen grauen Haaren und von den Erzählungen deiner Gefährten weiss ich, dass du auch ein kluger und entschlossener Mann sein musst. Dennoch nehme ich an, dass ich in meinem hohen Alter einige Erfahrungen mehr sammeln konnte als du und darum erlaube mir, meine Gedanken mit dir zu teilen: Ich werde Koinos und seine Familie niemals vergessen können. Bis ans Ende meines Lebens werden mich meine Erinnerungen an sie begleiten, aber was soll ich tun? Ich kann nicht bis an meinen letzten Tag im Bett liegen bleiben und über dieses furchtbare Unrecht klagen. Die Götter haben es so gewollt, sie haben mir meinen Bruder

und dir deinen Freund genommen und wir werden niemals erfahren, aus welchem Grund sie so grausam über unsere Lieben gerichtet haben. Alles, was wir tun können, ist, mit unserem sterblichen Verstand selbst den Sinn für ihren Tod zu suchen.

Dies empfehle ich dir nicht nur, ich befehle es, denn du wirst noch einige Jahre auf dieser Erde wandeln und du sollst dies mit warmer, voller Brust tun und nicht mit einer zerrissenen Seele. Ich erfülle meinen Teil dieser Pflicht bereits. Koinos starb beim Versuch, seine Familie und euch zu beschützen. Dieses Erbe werde ich nun weiterführen. Glaube mir, ich werde für den Rest meiner Tage für euch zu den Göttern beten und sie bitten, euch auf euren Wegen zu beschützen, denn wofür wäre Koinos gestorben, wenn euch etwas zustiesse? Nur wenn ihr euer Leben weiterführen könnt, hatte das Sterben meines Bruders einen Sinn.

Deshalb frage ich nun dich: Warum musste dein Freund sterben? Finde es heraus und unternehme, was nötig ist, um dir selbst eines Tages sagen zu können, dass sein Tod nicht vergebens war. Nur so erfüllt sich der Sinn des Todes deines Freundes. Tue es, denn ansonsten wird die Leere für immer deine Brust zerfressen.

Es grüsst dich dein Gastgeber Timarchos

Marinos hatte den Brief ganz hinten im Tagebuch gefunden. Vorsichtig faltete er ihn nach dem Lesen wieder zusammen und legte ihn zurück zwischen die unbeschriebenen Seiten. «Dieser Brief erklärt einiges», murmelte

Occius in den Raum hinein. Er blickte zu Argyros und Kineas: «Wusstet ihr zwei davon?» Beide verneinten.

«Wieso?», fragte Marinos und legte das Tagebuch neben sich auf den Lectus.

Occius öffnete wieder den Mund: «Weil er das verrät, was ich bis heute nicht ganz verstanden habe: Ziemlich genau eine Woche nach unserer Ankunft in Alexandria am Oxos war Maesius auf einmal wieder Feuer und Flamme. Er hatte einen unumstösslichen Entschluss gefasst: wir würden weiterreisen, und zwar nicht zurück nach Westen, sondern noch weiter in den Osten.

Als Maesius mir davon erzählte, bekam ich beinahe einen Wutanfall. Ich wetterte ihm entgegen, dass er verrückt sei. Wir hätten den äussersten Rand der Welt erreicht und dafür einen Drittel der Mannschaft geopfert. Unsere Kamele seien bereit und die Säcke voller Schätze. Es wäre blanker Irrsinn, sich jetzt nicht endlich auf den Rückweg zu machen. Als Maesius mir widersprechen wollte, schimpfte ich nur noch lauter. Wir waren gerade erst am Aus der gesamten Mission vorbeigeschrammt und er hatte vor, sie ins endgültige Verderben zu jagen. Maesius schien mir bis dahin immer ein waghalsiger, aber auch kluger Mensch zu sein. Ich konnte es nicht fassen, dass er es mit dieser Idee wirklich ernst meinte.

Nachdem ich mich also ausgetobt hatte, erklärte er mir, was ihm genau vorschwebte: Den Grossteil der Waren würden wir bei Timarchos in Alexandria lassen und nur mit ein paar wenigen Kamelen erkunden, was im Osten von Baktria noch zu finden sei. Als ich Maesius fassungslos fragte,

weshalb er dies dermassen wichtig fand, gab er mir damals folgende Antwort: Noch nie hätten es Händler des römischen Reiches so weit in den Osten geschafft. Wir seien die allerersten, die die Möglichkeit hätten, herauszufinden, woraus Seide nun bestehe. Ich solle mir vorstellen, meinte er, wie unermesslich reich wir werden könnten, wenn wir das Geheimnis um die Seide tatsächlich lüften würden. So erkannte ich Maesius schon eher wieder. Der Händler und sein Streben nach Gewinn waren zurückgekehrt, aber wirklich begreifen konnte ich den Entschluss damals dennoch nicht.

Ich weiss noch, wie Maesius am Tag darauf den ersten Schritt zur Einleitung seiner Expedition beschloss. Er hatte Timarchos gefragt, ob er ihm einen guten Fremdenführer empfehlen könne und der hatte geantwortet, für eine Reise in den Osten Baktrias gäbe es in Alexandria genau den Richtigen: sein Name sei Oxybazos und er lebe am anderen Ende der Stadt.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie uns an jenem Nachmittag ein gebrechlicher, alter Sklave die Tür öffnete und uns in das Haus dieses Fremdenführers eintreten liess.

Maesius und ich schritten in einen finsternen Raum. Spinnweben hingen von den Holzbalken herab und braune Stoffe verdeckten das Fenster an der rechten Wand. Ein einzelner Sonnenstrahl durchbrach die Dunkelheit und warf einen spaltbreiten Kegel auf die gegenüberliegende Zimmerseite. Staubkörner schwebten im Raum umher und tanzten wie winzige Schneeflocken durch die Luft. Im grellen Lichtstrahl leuchtete ein Fell an der gegenüberliegenden Wand.

Schwarze Flecken zierten das flauschige Haar. Das Muster schien jenes eines Leoparden zu sein, nur, dass die Bereiche zwischen den Flecken statt gelb in schneeweiss schimmerten. Als ich zu Boden blickte, erkannte ich auf einem modrigen, grauen Teppich den Hausherrn.

Oxybazos sass mit verschränkten Beinen vor einer Schale. Brauner Brei klebte an ihrer Innenseite und an der rechten Hand des Mannes. Er schob eine Hand voll der Nahrung in seinen Mund und schaute dann mit forschendem Blick zu uns herauf. «Setzt euch», schnauzte er in schlechtem Griechisch und fuhr mit seiner Hand ein weiteres Mal durch die Schale.

Schweigend nahmen Maesius und ich auf dem haarigen Teppich Platz. Oxybazos führte wieder seine Hand zum Mund, kaute eine Weile auf dem Brei herum und begann dann zu sprechen: «Was wollt ihr hier?» Seine gelblichen Zähne funkelten hervor und dort, wo sie fehlten, zeigten Lücken in die Schwärze seines Rachens hinein.

Mit unterdrückter Unsicherheit begrüßte Maesius den Fremden: «Chaire! Mein Name ist Maesius Titianus und das ist Occius Antonius.» Oxybazos' raue Stimme unterbrach: «Was wollt ihr hier?» Er runzelte die Stirn. In den Falten wurde eine tiefe Narbe erkennbar, die vom Ohr bis zum Scheitel reichte. Maesius geriet ins Stottern: «Ach so... also wir, wir reisen nach Osten und wollten dich bitten, uns zu begleiten. Man hat uns gesagt, du kennst dich aus.»

Oxybazos antwortete nicht. Mit dem Handrücken schob er eine lange, braune Haarsträhne aus seinem Gesicht und schmatzte weiter. Maesius und ich blickten uns fragend an, dann fuhr der Händler fort. Er erzählte dem Mann, woher

wir stammten. Als er das Stichwort Rom fallen liess, zeigte Oxybazos keine Reaktion. Wir wussten nicht, ob er noch nie von der Stadt gehört hatte oder ob er tatsächlich nicht beeindruckt war. Maesius fuhr tapfer fort und erklärte dem Fremdenführer von seiner Mannschaft und vom Ziel, im Osten nach der Herkunft der Seide zu suchen. Während der Händler immer weiter sprach, blieb ich nur schweigend neben ihm sitzen und musterte den Fremdenführer. Er war wohl kaum älter als ich, auch wenn der verfilzte Bart und der ungepflegte Körper ihn sicher zehn Jahre älter wirken liessen.

Als Maesius zu Ende geredet hatte, trat wieder Stille ein. Es dauerte einen Augenblick, bis Oxybazos seinen Kopf hob und mit kratziger Stimme zu sprechen begann. «Wenn du wüsstest, wie viele Schatzjäger von hier aus schon der Seide nachgegangen sind», er schluckte einen Happen Brei herunter und fuhr fort: «und vor allem, wie viele von ihnen umgekommen sind.» Er blickte in unsere erstarrten Gesichter und schnaubte belustigt: «Habt ihr eigentlich die leiseste Ahnung, was euch östlich von Baktria erwartet, ihr Westländer?» «Nein», murmelte Maesius verunsichert, «deshalb hätten wir dich ja gerne dabei.»

Oxybazos lachte auf: «Hört mal zu, ihr Süssen. Alle Seide, die Alexandria erreicht, kommt vom Oxos. Wenn ihr ihrem Lauf folgen wollt, müsst ihr dem Oxos folgen bis in die Kamedoiberge, wo der Fluss entspringt.» «Kamedoiberge?», wiederholte Maesius. «Ja», zischte Oxybazos und seine Augen funkelten: «Alles, was von Osten her den Weg nach Baktria findet, muss durch dieses Gebirge hindurch. Einen Monat lang dauert die Reise durch das gewaltige Massiv. Über schmale Pfade erklimmt man die raue

Felslandschaft. Immer weiter und weiter führen die Wege den schneebedeckten Gipfeln entgegen, bis man schliesslich den schwebenden Pass erreicht, den wohl gefährlichsten Pfad der Welt. Seht ihr das?» Ruckartig zog Oxybazos seine Hand aus dem Brei und streckte sie uns vors Gesicht. Meine Augen weiteten sich vor Schreck. Der Mann hatte keinen Ringfinger. Ein hässliches, mit Brei verklebtes Stück Fleisch ragte stattdessen aus der Hand, aber der verstümmelte Finger brach beim ersten Gelenk ab. «Das da», knurrte Oxybazos, «ist, was der schwebende Pass von mir behalten hat und ich kann euch sagen, ich gehöre zu den Glücklichen. Der **schwebende Pass** ist 80 Stadien lang und kaum eine Hüfte breit. In klirrender Kälte schmiegt er sich einer senkrechten Felswand entlang. Wie tief die Schlucht zu seiner Seite ist, weiss niemand. Sie ist unergründlich, doch wenn Lasttiere hineinfallen, reissen die spitzen Felsen sie in Stücke, noch während sie den Steilhang hinabstürzen und die Einzelteile im Nebel verschwinden. Wer dort oben abrutscht, der ist verloren.» Oxybazos machte eine kurze Pause und ass wieder eine Handvoll Brei. Ein hässliches Grinsen machte sich auf seinen Lippen breit: «Na, Westländer? Wann reisen wir ab?»

Als Maesius den Dienern und Sklaven am Abend verkündete, was auf uns zukäme, vergrub ich nur fassungslos das Gesicht in meinen Händen. Wir würden es tun. Maesius war fest entschlossen und nichts konnte ihn mehr davon abhalten.

Was wir hier taten, war einfach nur Wahnsinn, dachte ich und ich kann mich noch gut daran erinnern, wie just in diesem Augenblick Kineas vom Boden aufsprang und verkündete, er würde uns begleiten. Waren sie denn alle verrückt

geworden? Sprachlos blickte ich den Jungen an. Maesius, die Diener und Sklaven brüllten nur vor Freude auf und Tertius sprang ihm um den Hals.»

Als Occius diese Worte aus dem Mund rutschten, biss er sich auf die Lippen. Er spürte Argyros' und Kineas' Blicke auf sich lasten und auch ich schaute ihn verwirrt an. Sein Gesicht wurde puterrot und er stotterte hinterher: «Das war, weil Kineas sich zu diesem Zeitpunkt schon sehr gut mit den Sklaven angefreundet hatte, mit Argyros und Dardanos ...und Tertius.» Er brach ab und blickte betreten zu Kineas hinüber.

Charaka

Im Morgengrauen trieben uns die Diener aus dem Stall. Wir bereiteten uns auf den Abmarsch vor und beluden die Kamele, dann verabschiedeten wir uns von Timarchos und dem alten Itys, der bei Kineas' Onkel in Alexandria bleiben würde, und machten uns auf den Weg.

Mit fünf Kamelen traten wir durch das Stadttor Alexandrias. Der Oxos rauschte vor unseren Augen vorbei und erste Boote legten von den Anlegestellen ab. Während wir die knarzende Schiffsbrücke überquerten, blickte ich ein letztes Mal zurück. Die ersten Sonnenstrahlen streiften die Türme der Mauern und in ihrem Schatten stand ein müder Soldat. Sein langer, blonder Schnauz hing bis auf den metallenen Schuppenpanzer herab. Mit beiden Händen auf seine Lanze gestützt betrachtete er uns, wie wir am anderen Ufer von der Schiffsbrücke stiegen und dahinter die weite, saftig grüne Landschaft. Bis in die Ferne strahlten Felder und Bauernhöfe im Sonnenlicht und in der Ferne wuchs das massige Gebirge aus dem Horizont.

Auf den schmalen Landstrassen begegneten wir kaum mehr jemandem, der eine Sprache beherrschte, die ich irgendwie hätte bestimmen können. Oxybazos unterhielt sich mit den Reisenden und übersetzte, was Händler und Soldaten berichteten. Tag um Tag reisten wir so dem rauschenden Oxos entlang und ich verlor jegliches Gefühl für Raum und Zeit. Wochen gab es für mich nicht mehr, die Zeit war in Viertagesmärsche unterteilt, die von einem Rasttag für die Kamele unterbrochen wurden. Die Distanz zum Gebirge mass ich anfangs am Grössenverhältnis zwischen den Bergen und meinem Daumen, den ich ihnen

entgegenstreckte. Bald benötigte ich dafür die ganze Hand, später den Unterarm. Schliesslich erreichten wir den Fuss der ersten Berghänge und fünf Viertagesmärsche nach unserer Ausreise aus Alexandria befanden wir uns bereits mitten im Gebirge. Dem Talboden entlang folgten wir dem schwächer werdenden Oxos, der Felder und Weiden durchquerte. Die Bergkämme zu unseren Seiten wuchsen immer weiter in die Höhe und auf den höchsten Gipfeln thronte weiss funkelnder Schnee. Den Rasttag verbrachten wir auf einem Bauernhof im Tal.

Erschöpft streckten wir Sklaven uns auf dem Stallboden aus und genossen das weiche Stroh. Am Nachmittag stürmten auf einmal die zwei Diener zur Tür herein und meinten, unser Herr wolle uns etwas mitteilen.

«Ich habe grossartige Nachrichten», rief Maesius und strahlte uns an, als wir sein Zimmer betraten, «Wir haben gerade bei diesen Herren ein paar Amphoren gegen Decken eingetauscht, damit uns nicht zu kalt wird, und Oxybazos hat dabei erfahren, dass diese Händler dasselbe Ziel haben, wie wir: Auch sie wollen das Gebirge durchqueren.» Ich drehte meinen Kopf zu den fremden Gesichtern neben Maesius. Drei der Herren trugen lange Bärte und bestickte Mäntel. Neidisch betrachtete ich ihre funkelnden Lederstiefel. Neben ihnen reihten sich fünf weitere Männer auf. Sandalen klebten an ihren Füssen und schäbige Mäntel aus langem, braunem Kamelhaar hingen an ihren Schultern herab. Sie standen alle in einer Reihe, nur ein Junge hatte sich etwas abseits platziert. Maesius erklärte, dass sie Skythen seien und auf dem Weg zu einer Stadt, die diese Männer Issedon nannten.

Ich betrachtete den Jungen am Ende der Reihe, seine Haut war dunkler als die der anderen.

Issedon, offenbar die erste Stadt jenseits des Gebirges.

Auch er trug einen Mantel aus Kamelhaar und hatte kurze, schwarze Haare.

Wir würden uns mit diesen Skythen zusammenschliessen.

Was machte der Junge da bloss?

Gemeinsam würde es uns sicher gelingen, die Kamedoi-berge zu überqueren.

Er spielte die ganze Zeit mit einer Hand in seinem klimpernden Beutel herum und musterte mich dabei.

Bei Tagesanbruch marschierten wir gemeinsam mit den Skythen los. Ich hielt die Zügel des vordersten Kameles und ging neben Maesius und Oxybazos her. Der Fluss rauschte in unseren Ohren, Vögel zwitscherten in den Bäumen und ich lauschte dem Gespräch, welches die beiden Männer führten.

«Weisst du, Maesius», meinte Oxybazos und strich eine zerzauste Haarsträhne aus seiner Stirn, «jetzt bin ich von dir beeindruckt.» Der Mann griff einen Stein vom Boden auf und warf ihn in den Strom. Es platschte. «Wieso?», fragte Maesius und musste schmunzeln, «Was habe ich getan?»

Oxybazos streckte seinen Arm aus und zeigte nach vorn: «Sieht du das?» Ich folgte Maesius' Blick und der Fremdenführer fuhr fort: «Dort drüben, in der Wegbiegung, dort ist der Oxos so flach und ruhig, dass man ihn durchwaten könnte.» Maesius' Stimme klang besorgt: «Müssen wir hinüber?» «Nein», beruhigte ihn Oxybazos, «dort vorn ist

nur das Reich der Kuschan zu Ende.» «Wirklich?», staunte Maesius, «Dort ist die Grenze?»

Der Fremdenführer lachte auf: «Nein. Das ist nur meine Faustregel. Wenn der Oxos so schwächlich wird, dass man ihn durchqueren kann, dann ist die Grenze des Kuschanreiches erreicht.» Maesius klang etwas enttäuscht. «Ach so», murmelte er und fragte: «Wer herrscht dann auf der anderen Seite deiner Grenze?»

«Dort drüben?», fragte Oxybazos höhnisch und blickte zwischen den Berghängen nach vorne. Das Tal erstreckte sich vor unseren Augen tief in das zerklüftete Gebirge hinein und verschwand weit in der Ferne hinter einem Berg. Einen Augenblick lang trat Stille ein, dann raunte Oxybazos: «Dort drüben gibt es keine Reiche mehr. Jeden Sommer herrscht der, der den letzten Winter überlebt hat.»

Schweigend gingen wir weiter und marschierten wenig später an der Flussbiegung vorbei. Maesius blickte ins klare Wasser und grinste: «Tja, Oxybazos», murmelte er, «jetzt sind wir nicht mehr im Kuschanreich.»

«Ich habe es doch schon gesagt», entgegnete der, «Ich bin beeindruckt. Soll ich ehrlich sein? Ich hätte gedacht, ihr dreht wieder um, sobald ihr die Berge am Horizont seht. Eigentlich habe ich sogar gedacht, ihr würdet euch verziehen, sobald ich euch meine Hand zeige.» Gedankenversunken spielte Oxybazos an seinem verstümmelten Ringfinger herum. Maesius musste lachen: «Da kennst du uns aber schlecht.» Auf einmal verschwand der freudige Ausdruck wieder aus dem Gesicht meines Herrn und er fügte hinzu: «Es sind Menschen dafür gestorben, dass ich herausfinden kann, was hinter diesen Bergen liegt, also finde ich es auch heraus.»

Auf einmal drang von hinten ein Keuchen an meine Ohren. Einer der skythischen Herren kam zu uns nach vorne gerannt und zischte irgendetwas unverständliches. Er sprach auf Oxybazos ein und fuchtelte mit einem Arm den rechten Hang hinauf. Ich folgte seinen Zeichen und betrachtete den Berg.

Kleine Pferde mit massigen Körpern suchten zwischen den Steinen nach Gräsern und wenn sie im Sonnenlicht standen, leuchteten ihre Mähnen in feurigem Rosa. Ich zwinkerte ein paar Mal mit den Augen und schaute noch einmal hin. Nein, es war keine Einbildung.

Ihre Mähnen schimmerten rosa und auch ihre Flanken waren von Rücken bis Bauch überzogen mit dünnen, knall-**rosa Streifen**. Sprachlos blickte ich wieder auf die Männer neben mir und Oxybazos begann zu übersetzen: «Der Skythe sagt, sie seien etwas ganz Besonderes. Es gebe Händler, die nichts anderes täten, als diese Pferde hier einzufangen und auf der anderen Seite der Berge, in Issedon, wieder zu verkaufen. Im Osten sollen die Menschen verrückt danach sein.»

Eine Weile lang blieb der gesamte Kamelzug stehen und wir bewunderten die seltsamen Geschöpfe, dann stupfte mich auf einmal Dardanos von hinten an. «Du, Argyros», flüsterte er mir zu. «Ja?», zischte ich zurück.

Leise raunte er mir ins Ohr: «Schau dir mal den Skythen an.» Vorsichtig spitzelte ich zum grossgewachsenen Mann hinüber. Er stand immer noch abgewandt von mir und beobachtete mit Maesius und Oxybazos die Pferde. «Was soll mit ihm sein?», flüsterte ich.

«Warte einen Augenblick. Sobald er wieder den Arm ausstreckt und sein Mantel umherflattert, achte auf seine

Gürtelschnalle.» Gespannt betrachtete ich den Mann. Es dauerte einen Moment, dann blitzte sein goldener Gürtel auf und verschwand wieder unter dem dicken Mantel. «Was soll damit sein?», fragte ich.

Dardanos wurde noch leiser: «Diese Gürtelschnalle hat Maesius in Asaak gekauft. Ganz bestimmt. Weisst du, ob er sie dem Skythen gegeben hat? Ich dachte nämlich, sie hätten nur Weinamphoren getauscht.» «Keine Ahnung», murmelte ich zurück, «Was willst du damit sagen?» Ich erhielt keine Antwort mehr. Misstrauisch begutachtete Dardanos den Mann, dann zog er sein Kamel vorwärts und ging weiter.

In den folgenden Tagen drängten sich die Berge immer näher aneinander und ihre Füße drückten den Talboden in die Kälte hinauf. Der Oxos sprudelte nur noch als Bächlein durch die karge Landschaft und schlängelte sich zwischen den Felsen hindurch. Wir waren schon zwischen Arbela und Ekbatana in einem trostlosen Gebirge umhergeirrt, wir hatten sogar die Wüste an der Ostgrenze des Partherreichs hinter uns gebracht, aber so verloren wie inmitten der Kamedoiberge hatte ich mich noch nie gefühlt.

Behausungen standen in diesem Tal keine mehr. Jeden Abend suchten wir uns von nun an einen geeigneten Schlafplatz und stellten unsere mickrigen Stoffzelte auf. Die Nächte wurden unerträglich kalt. Wir Sklaven kuschelten uns alle im selben Zelt aneinander und versuchten, genügend Schlaf zu bekommen, um am nächsten Morgen weitmarschieren zu können. Mit jedem neuen Tag wurden meine Beine schwächer und meine Finger kälter. Die folgenden zwei Viertagesmärsche waren eine Qual. «Nur noch einen Tag», rief Oxybazos, als er uns am nächsten

Morgen aus dem Zelt trieb, «Nur noch einen Tag lang müsst ihr durchhalten, dann gönnen wir uns eine Pause.»

Ich hatte keine Ahnung, was er damit meinte und war zu erschöpft, um nachzufragen. Erst am folgenden Nachmittag begriff ich und gab vor Erleichterung einen Jubelschrei von mir: Kleine Häuschen ragten an der rechten Talseite aus dem Berg. Zuerst schienen sie nur Punkte zu sein, doch mit dem Verstreichen des Nachmittags erkannte ich sie immer deutlicher. Ein Dorf schimmerte in der Abendsonne vom Berghang herab, **Steinhäuser** schmiegt sich an den Felsen und lange Mäuerchen zogen oberhalb des Weges dem Hang entlang. Sie unterteilten den Berg in dutzende, kleine Felder, auf denen Bauern dürre Getreidehalme einsammelten.

Als man uns kommen sah, legten die Menschen ihre Werkzeuge zu Boden und rannten davon. Verdutzt blickte ich zu Dardanos, der neben mir her ging. Auch er schaute den Bauern hinterher, die alle samt von den Feldern rannten und ins Dorf flüchteten. «Oxybazos?», hörte ich Maesius vor mir rufen, «Was soll das bedeuten?» Belustigt schritt unser Fremdenführer voraus. «Keine Angst, ihr Westländer», schrie er uns hinterher, «Wir stellen uns einfach vor sie hin und legen ihnen ein paar Glasschalen und Ketten vor die Füße, dann nehmen sie uns schon auf.»

Oxybazos sollte Recht behalten. Die Dorfbewohner teilten uns in Gruppen auf und jede Familie nahm sich ein paar Reisender an. Kineas, Tertius und ich übernachteten in einem Steinhäuschen gleich am Eingang des Dorfes. Der Mann und die Frau, die hier lebten, kümmerten sich sehr liebevoll um uns. Mit Händen und Füßen gaben sie uns zu verstehen, dass der grosse Haufen Decken und Felle, die in

einer Ecke des einzigen Raumes lagen, unser Schlaflager sein würde. Sie hatten uns direkt neben dem Feuer platziert und übernachteten selbst etwas abseits in ihren eigenen Decken.

Zwei Nächte hintereinander schlief ich wie ein Bär im kuschlig warmen Fellhaufen und die knisternden Flammen wärmten meine Füße.

In der dritten Nacht weckte mich auf einmal ein Geräusch. Ich dachte zuerst, es sei Teil meines Traums gewesen, doch dann hörte ich es wieder. Ein leises Klirren drang an meine Ohren. Ich sprang vom Boden auf. Das Geräusch kam vom Stall hinter dem Haus, dorthin, wo wir einen Teil unserer Waren abgestellt hatten.

Auf Zehenspitzen schlich ich mich durch den Raum zur Tür. Ganz leise schob ich das Holzbrett zur Seite, das nachts den Raum verschloss, und trat ins Freie hinaus. Eiskalte Luft durchströmte meine Kleider. Der Mond strahlte in der Dunkelheit und tauchte die Gebirgskämme in grauen Schimmer. Weisse Schneefelder bedeckten die Berggipfel und funkelten mit dem Sternenmeer am Himmel um die Wette. Ich riss meine Füße vom eiskalten Boden los. Mit klopfendem Herzen rannte ich der Mauer entlang und um die Hausecke. Als ich im Mondlicht den Stall erkannte, erstarrte ich vor Schreck. Eine dunkle Silhouette schlich sich mit einer Weinamphore aus der Hütte. Vier Finger hatten sich um den Griff des Gefäßes gekrallt, der letzte war nur ein verkümmerter Stummel. Im Laufschrift hastete die Gestalt zwischen die Häuser des Dorfes und verschwand in der Dunkelheit.

Als wir am nächsten Morgen das Dorf verliessen, stürmte ich augenblicklich zu Dardanos und erzählte ihm, was ich

gesehen hatte. Ich erinnerte mich auch wieder an die partische Gürtelschnalle. Wie viele Schätze hatte Oxybazos den Skythen wohl schon zugesteckt? Eine halbe Stunde lang tuschelten wir zwei miteinander und beschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen. Wir liessen uns und unser Kamel immer weiter zurückfallen, bis wir schliesslich zuhinterst in Maesius' Mannschaft unterwegs waren. Es dauerte eine Weile, doch dann kurvten endlich auch die ersten Skythen um uns herum und schlossen mit Maesius auf. Schweigend marschierten wir auf den schmalen Bergpfaden und begutachteten jedes einzelne Lasttier, das an uns vorbeizog. Wir fielen immer weiter zurück und nach kurzer Zeit bildeten wir das Ende des Kamelzuges. Von hier aus konnten wir das gesamte Geschehen beobachten. Wir hatten sie alle im Blick, die drei skythischen Herren, die Sklaven und...

«Der Junge!», presste ich auf einmal hervor. Dardanos blickte mich verwirrt an. Unauffällig zeigte ich mit einem Finger auf den dunkelhäutigen Sklaven mit den schwarzen Haaren. Er lief direkt vor uns her und spielte mit einer Hand in der Tasche an seiner Hüfte herum. «Was soll mit dem sein?», flüsterte Dardanos. Ich entgegnete: «Sei mal still!» Wir horchten. Ein leises, regelmässiges Klirren ging von seiner Tasche aus. Dardanos starrte mich mit grossen Augen an: «Hast du etwa das Gefühl, dort drin stecken Waren, die Maesius gehören?» «Keine Ahnung», flüsterte ich zurück, «aber jeder Sklave, der mit etwas herumspaziert, das so wertvoll klimpert, ist verdächtig und mal ehrlich», fügte ich hinzu, «Wo könnte man gestohlene Schätze besser aufbewahren als bei einem unscheinbaren Sklaven?» Einen Augenblick lang gingen wir nur schweigend nebenein-

anderher und betrachteten die Tasche. «Und?», flüsterte Dardanos schliesslich, «Was tun wir jetzt?»

Ich atmete einmal tief durch und wisperte: «Wir schauen nach.»

Dardanos und ich beschleunigten unsere Schritte und der Abstand zwischen uns und dem haarigen Kamelmantel des Jungen wurde immer kleiner. Als er schliesslich in Reichweite lag, streckte Dardanos seine Hand aus und tippte dem Sklaven auf die rechte Schulter. Überrascht drehte der Junge seinen Kopf zur Seite und in diesem Augenblick schlug ich zu. Blitzschnell streckte ich meine Hand in seine Tasche, ergriff einen harten, glatten Gegenstand und riss ihn ans Tageslicht.

Der Junge wirbelte herum. Mit panischem Gesicht sprang er mich an und griff nach meinem Arm, aber Dardanos packte ihn von hinten und zog ihn zurück. Das Ganze war vollkommen lautlos verlaufen. Wir hatten kein Wort von uns gegeben und auch der Sklave schlug nicht Alarm. Er wimmerte nur verzweifelt und versuchte, sich von Dardanos loszureissen. Mit angstverzerrtem Gesicht blickte er auf meine Hand nieder und auch Dardanos erkannte auf einmal die Beute zwischen meinen Fingern und starrte sie fassungslos an. Ich senkte meinen Blick und gaffte sprachlos auf den Gegenstand in meiner Hand.

Von allem, was ein Sklave in seiner Tasche herumtragen konnte, war dies wohl das letzte, was ich erwartet hätte:

Im Sonnenlicht funkelte mir ein rechteckiges Kristallplättchen entgegen. Es war vollkommen durchsichtig und seine glatte Oberfläche schmiegte sich in meine Hand. Als ich es den Sonnenstrahlen entgegenhielt, glitzerte auf seiner Oberfläche ein eingraviertes Fisch.

Atemlos stammelte ich vor mich hin: «Das ist... ist das?» «Nein», unterbrach mich Dardanos nicht minder erstaunt, «Das von Phrakoros hat Servius in Rom verkauft.» Mit weit aufgerissenen Augen starrten wir den Jungen an. Er jammerte und strampelte. Verzweifelt versuchte er sich von Dardanos' Griff zu befreien. «Denkst du, er hat irgendetwas mit Phrakoros zu tun?», raunte Dardanos, «Meinst du, er könnte irgendetwas von seiner Familie wissen?»

Ich antwortete: «Lass ihn doch mal los. Wir müssen ihn fragen.» Dardanos löste seinen Griff und der Junge stolperte auf mich zu. Schweigend streckte ich ihm sein Fischtäfelchen entgegen. Der dunkelhäutige Sklave riss es verängstigt an sich und stopfte es zurück in seine Tasche.

Wortlos blickten wir uns in die Augen, dann öffnete ich meinen Mund. «Kannst du Phrakoros?», fragte ich laut und langsam. Die Augen des Jungen weiteten sich. Ein Wortschwall sprudelte aus seinen Lippen hervor. Zwischen den vielen Lautfetzen drang auch das Wort Phrakoros an meine Ohren. Ungläubig blickten wir den Sklaven an. Was er da auch immer von sich gegeben hatte, wir mussten einen Weg finden, um es zu verstehen.

Dardanos und der Junge packten die Zügel ihrer Kamele und eilten den anderen Tieren hinterher. Ich überlegte einen Augenblick lang, dann rannte ich los. Ich flog förmlich über den Bergpfad, überholte die lange Kamelreihe der Skythen und erreichte schliesslich unsere eigenen. Hektisch schaute ich mich um und entdeckte Oxybazos. Unser Fremdenführer ging schweigend neben dem dakischen Sklaven her und schwang einen Stock in seiner Hand.

«Oxybazos!», rief ich ihm atemlos hinterher. Er blieb stehen und wartete, bis ich zu ihm aufschloss. «Was ist?», knurrte er und seine vernarbte Stirn legte sich in Falten.

«Kannst du kurz für uns übersetzen?», fragte ich und streckte meine Hand aus. Er folgte meinem Zeigefinger und betrachtete Dardanos und den Sklaven der Skythen, die ganz am Ende des Zuges nebeneinander hergingen. Oxybazos schnaubte verächtlich: «Was? Ich soll euer Sklavengeschwätz übersetzen?» Mit einem höhnischen Grinsen drehte er sich um und ging weiter. Wut kochte in meiner Brust auf. Ich packte Oxybazos am Unterarm und riss ihn herum. Bevor er einen Ton von sich geben konnte, zischte ich ihn an: «Und wenn ich Maesius von deinen Ausflügen in unseren Lagerraum erzähle?» Das hässliche Gesicht des Fremdenführers erstarrte. Mit giftigem Blick funkelte er mich an, aber er brachte kein Wort hervor. Ich fuhr fort: «Übersetze, was der Junge uns zu sagen hat, oder du bist tot! Glaube mir, Maesius hat kein Erbarmen mit Menschen, die sich an seinen Sachen vergreifen.» Ich blickte ihm direkt in die Augen und ergänzte: «Er wird dich einfach hier in der Wildnis stehen lassen.» Wütend riss sich Oxybazos von mir los. Ohne mich anzuschauen, marschierte er den Skythen entgegen nach hinten. Ich folgte ihm grinsend, bis wir Dardanos und den Sklaven erreichten.

«Sein Name ist Charaka», knurrte Oxybazos, als er sich die ersten Worte des Jungen angehört hatte, «Er will wissen, wie ihr zwei heisst.»

Wir blickten dem jungen Sklaven ins Gesicht. «Argyros», antworte ich langsam und lächelte dabei. «Dardanos», tat mein Freund es mir gleich.

«Ja, er sagt, er kenne einen Priester Phrakoros.»

Dardanos und ich schauten uns fragend an. Das klang nicht nach unserem Phrakoros, aber ich fragte dennoch: «Hatte er gerade, schwarze Haare?»

«Ja, Er war ziemlich gross, dünn, etwas älter als ihr und hatte einen schwarzen Schopf.»

Wie war das möglich? Die Beschreibung passte perfekt. Dardanos wandte sich zum Sklaven: «Woher kanntest du ihn?»

«Charaka meint, er habe ihn in seiner Heimat kennengelernt: in Taxila.» Wir blickten Oxybazos fragend an: «Taxila?» Der Fremdenführer verdrehte seine Augen. «Das ist eine grosse Stadt im Süden der Kamedoiberge. Gemeinsam mit Baktra gehört sie zu den wichtigsten Städten des Kuschanreichs. Ich war selbst nie dort, aber Taxila soll eine sehr reiche Handelsstadt sein. Ein grosser Fluss, der Indos, fliesst von dort aus weit in den Südwesten und strömt schliesslich in India ins Meer.» Wir hatten keine Ahnung, wovon Oxybazos sprach.

Mir kam in den Sinn, dass Phrakoros vermutet hatte, dass seine Eltern aus Mesopotamia stammten. Unsicher fragte ich: «Du meinst damit nicht den Euphrates oder den Tigris, oder?» Der Fremdenführer blickte uns verwirrt an: «Keine Ahnung, ob wir dasselbe meinen. Wie heissen denn die Städte, die es dort so gibt?» «Babylon», antwortete Dardanos, aber unserem Übersetzer schien kein Licht aufzugehen. Ich versuchte es noch einmal: «Dort, wo Euphrates und Tigris ins Meer fliessen, gibt es eine wichtige Hafenstadt. Sie heisst Charax, Charax Spasinu.» «Charax Spasinu?», wiederholte Oxybazos und lachte laut los. «Ihr Westländer habt ja keine Ahnung! Charax Spasinu liegt

tausende Stadien weiter im Westen als die Gegend, von der ich spreche.»

Ich blickte missmutig zu Boden: «Es ist hoffnungslos.» «Wahrscheinlich schon», meinte Dardanos, «Der Junge hier ist jünger als Phrakoros, aber Phrakoros ist ja schon als kleines Kind verkauft worden.» Er wendete sich an Oxybazos: «Wann hat Charaka denn seinen Phrakoros kennengelernt?» Unser Übersetzer stöhnte genervt.

«Er meint, sein Phrakoros sei erst vor wenigen Wochen in Taxila angekommen. Kurz bevor Charaka an die drei Skythen verkauft wurde.» Enttäuscht liessen wir unsere Köpfe hängen, doch dann sprach Oxybazos weiter: «Charaka sagt, er sei sehr überrascht. Er wusste, dass Phrakoros ein grossartiger Priester sei, denn in Taxila ist er während seiner zwei, drei Wochen Aufenthalt bereits eine Berühmtheit geworden. Man nennt ihn dort auch den Götterboten von Edessa. Aber dass er so bekannt ist, dass sogar ihr ihn kennt, erstaunt ihn.»

Ich entgegnete: «Hast du Charaka noch nicht gesagt, dass wir nicht vom gleichen Phrakoros... Moment mal! Wie nennen sie ihn?»

«Den Götterboten von Edessa.»

Sprachlos schauten Dardanos und ich uns an. Edessa... dort war Phrakoros geflohen. In der Herberge von Edessa hatte Servius uns verkündet, dass er den verschwundenen Sklaven erwischt und getötet hatte.

Konnte das ein Zufall sein?

«Oxybazos», schrie Dardanos auf: «Frag Charaka, ob er irgendetwas über die Herkunft des Götterboten von Edessa weiss!»

«Ja, eine ganze Menge sogar. Er und Phrakoros haben viele Abende zusammen verbracht und miteinander über ihre Vergangenheit gesprochen. Es ging vor allem darum, zu welchem Zeitpunkt ihres Lebens Jesus Christos sie berufen hatte und in seinen Dienst stellte.» Wir hatten keinen Schimmer, was das bedeuten sollte. «Jesus Christos?», wiederholten Dardanos und ich verwirrt. Oxybazos fuhr uns wütend an: «Ja, Jesus Christos! Was weiss ich, was das heissen soll. Muss ich jetzt etwa auch noch jede Gottheit kennen, die in irgendeiner Ecke der Welt verehrt wird?» Erschrocken wichen wir zur Seite. «Schon gut», beschwichtigte Dardanos, «und was weiss Charaka nun über Phrakoros' Vergangenheit?»

«Phrakoros war sein ganzes Leben lang ein Sklave. Zuerst diente er im fernen Westen einer Frau, vor einem knappen halben Jahr wurde er dann von einem Händler gekauft und auf eine Reise ins Partherreich mitgenommen.» Ich konnte es nicht fassen. Jubelnd warf ich meine Arme um Dardanos und wischte ihm eine Träne von seiner Wange. Wir lachten und weinten und umarmten uns. Das war er, Phrakoros, unser Phrakoros! Er hatte überlebt. Er war entkommen! Wir waren sprachlos.

Oxybazos schien von der Szene wenig gerührt. «Und?», murzte er, «Kann ich jetzt wieder gehen?» «Nein!», schrien Dardanos und ich wie aus einem Mund, «Erkläre Charaka, wer wir sind! Sag ihm, dass Maesius der Händler ist, der Phrakoros gekauft hat.»

Gespannt beobachteten wir, wie Oxybazos Charaka erklärte, was geschehen war. Der Junge begann zu strahlen. Mit einem Lachen sprang er uns an und umarmte uns ebenfalls.

Auch wenn es Oxybazos nicht passte; wir beanspruchten ihn für den Rest des Morgens. Dardanos und ich erzählten Charaka von unserer Zeit mit Phrakoros und danach übersetzte uns der Fremdenführer, was dem Götterboten von Edessa nach seinem Verschwinden zugestossen war.

Der steinerne Turm

Mit rasendem Herzen rannte Phrakoros durch die Gassen Edessas. Immer wieder schaute er zurück. Er hatte es geschafft, er hatte Occius abgehängt. Atemlos stürmte er in die Bäckerei und erblickte die zwei Männer mit den langen Bärten. «Bitte!», keuchte er, «Helft mir!»

Die beiden schauten den Sklaven nur mit grossen Augen an. Es dauerte einen Augenblick, bis Phrakoros genug Atem hatte, um weitersprechen zu können. «Das Fischplättchen!», japste er, «Das habe ich auch! Woher habt ihr eures?» Die zwei Männer gingen nicht auf seine Frage ein. Stattdessen zischte einer auf Griechisch: «Was ist mir dir?» Kaum hatte Phrakoros hervorgepresst, dass er gerade seinem Herrn entflohen war, packte einer der Männer ihn am Arm. Wortlos zerrten sie den Sklaven die Treppe hinab in den Keller der Bäckerei, rissen eine Geheimtüre in der Wand auf und stiessen ihn hinein. Phrakoros stolperte zu Boden und hinter ihm schloss sich die Tür. Mit pochendem Herzen schaute er sich um.

Kerzenschein flackerte seinen Augen entgegen. Er fand sich in einem dunkeln, unterirdischen Raum wieder. Die vier Wände waren aus dem rohen Felsen herausgeschlagen worden und wo Gesteinsbrocken in die Kammer hineinragten, zogen die Kerzen lange Schatten die Wände hinauf bis zur kuppelförmigen Decke. An der Wand gegenüber dem Eingang hatte jemand ein grosses Kreuz in den Fels hinein geritzt. Unmittelbar darunter klaffte ein Loch in der Wand, in dem eine Schale stand. Eine Viertelstunde lang sass er in diesem Raum am Boden. Er hatte keine Ahnung, wo er sich

befand oder was für Leuten er gerade sein Leben anvertraute.

Auf einmal öffnete sich die Tür wieder hinter seinem Rücken. Aus dem Kellerraum trat ein alter, gebrechlicher Mann zu ihm herein und begrüßte Phrakoros auf Griechisch. Mit einem Lächeln steckte der Greis eine Hand in seine Tasche und zog ein rechteckiges Kristallplättchen heraus. Im Kerzenschein flackerte der eingravierte Fisch aus dem durchsichtigen Material hervor.

An jenem Abend erfuhr Phrakoros mehr über seine Herkunft als in den ganzen zwanzig Jahren seines Lebens. Als er Monate später Charaka von diesem Gespräch berichtete, fingen seine Augen immer noch an zu leuchten.

Gemäss dem Alten war vor über hundert Jahren, während der Herrschaft von Kaiser Julius Augustus, in Galiläa der Sohn eines Gottes auf die Welt gekommen. Er vollbrachte Wunder und soll den Menschen den Weg aus der Finsternis ins ewige Leben gezeigt haben. Seit er, Jesus Christos, von den Römern umgebracht worden war, verbreiteten seine Apostel die Lehre Jesu in der ganzen Welt, um allen Menschen ihre frohe Botschaft zu verkünden.

Einer dieser Apostel soll Thomas geheissen haben. Gemeinsam mit anderen Jüngern dieses Göttersohns reiste er nach Osten und erzählte den Menschen von Jesus und seinen Taten. Er selbst durchquerte ganz Mesopotamia, erreichte das Meer und segelte tausende Stadien der Küste entlang weiter nach Osten, bis er eine Stadt namens Taxila erreichte. Die Apostel, die er mitgenommen hatte, entsandte er hingegen in alle möglichen Städte des Partherreichs. Einer von ihnen, Addai, habe vor Jahrzehnten Edessa erreicht, den Menschen von Jesus Christos erzählt

und viele, die er bekehren konnte, als Christen getauft. Der Apostel Addai gewann damals auch den Greis für sich. Als junger Mann wurde er vom Apostel zum Priester ernannt. Als Addai dann weiter in den Osten reiste, führte der Alte seine Arbeit in Edessa unermüdlich fort. Er taufte viele, die Gemeinde wuchs immer weiter und als Erkennungszeichen führten sie die Fischtäfelchen ein.

Phrakoros konnte kaum fassen, was der Greis ihm erzählte. Endlich hatte er eine Erklärung, eine Vergangenheit und einen Gott, zu dem er beten konnte. Voller Begeisterung erzählte er dem Alten von seinen Erinnerungen und von der seltsamen Sprache, die er verstand, aber nie gelernt hatte. Ein unumstößlicher Entschluss hatte sich in ihm festgepflanzt: Er wollte zum Christen werden, auf der Stelle.

Auf einmal brach in der Bäckerei Geschrei aus. Phrakoros und der Greis verstummten und lauschten den Geräuschen. Türen wurden aufgestossen, Schritte hasteten die Treppe auf und ab und Mehlsäcke wurden umhergewälzt, dann kehrte wieder Stille ein. Kurz darauf trat einer der bärtigen Männer durch die Geheimtüre und berichtete dem Alten, Bewaffnete hätten die Bäckerei gestürmt und nach dem entwischten Sklaven gesucht. «Wenn die dich finden», zischte er Phrakoros zu, «dann bist du tot.»

Am späten Abend versammelte der Alte die zwei bärtigen Männer aus der Bäckerei und Phrakoros bei sich und erläuterte dem Sklaven seinen Plan. Schon seit Jahren wollte er seine frohe Botschaft weiter in den Osten verbreiten, wie es seine Vorgänger getan hatten. Die Reise des Apostels Thomas in den fernen Osten nach Taxila musste schon dutzende Jahre zurückliegen. Niemandem war bekannt, ob er Erfolg gehabt hatte und wenn ja, wie viele Gemeinden in

dieser Region nun existierten. Die beiden bärtigen Männer hatte er schon vor einiger Zeit zu Priestern geweiht und ihnen aufgetragen, Thomas' Spuren zu folgen. Die einfachste Art, Phrakoros in Sicherheit zu bringen, war nun also, die beiden Männer noch in dieser Nacht mitsamt Phrakoros nach Taxila zu entsenden.

Hastig trafen die Männer ihre letzten Vorkehrungen, um abzureisen, und Phrakoros im Schutz der Dunkelheit aus Edessa zu schaffen.

Der Himmel war mondlos und tausende Sterne leuchteten auf die schwarze Stadt nieder, als die drei sich vor der Bäckerei von dem Alten verabschiedeten. Tränen flossen Phrakoros' Wangen hinab. Er hatte endlich seine Heimat entdeckt und wenige Stunden später sollte er sie schon wieder verlassen, um an die Grenzen der bekannten Welt verfrachtet zu werden. «Weisst du, Phrakoros», flüsterte der Alte, als ihm das verweinte Gesicht auffiel, «das Fischplättchen benutzen die Christen mittlerweile in ganz Mesopotamia. Deine Eltern leben also nicht zwingend in Edessa.» Auf einmal verstummte er. Ihm schien ein Licht aufzugehen. Seine Augen begannen zu funkeln und er murmelte munter: «Vielleicht wirst du deiner Familie durch diese Reise noch viel näherkommen, als du es jetzt gerade bist.» Er blickte zu den zwei Priestern: «Ich nehme an, ihr reist dem Euphrates entlang, um ans Meer zu gelangen?» Sie nickten. «Dann kommt ihr auch in der Stadt Dura Europos vorbei?» Die bärtigen Männer nickten wieder. Der Greis lächelte und meinte: «Tut das lieber nicht. Nehmt den Umweg über das Dorf Paliga... das liegt dort ganz in der Nähe.»

Die drei blickten den Alten fragend an, aber er erklärte sich nicht. Stattdessen legte er auf einmal seine Hand auf Phrakoros' Stirn. Die Bewegung kam so plötzlich und unerwartet, dass Phrakoros' Körper erstarrte. Ungläubig lauschte er dem Weihespruch, den der Alte rezitierte. Er wurde gerade zum Priester ernannt, zum Priester seiner wiederentdeckten Religion!

«Und jetzt los», zischte der Greis den völlig verdatterten Phrakoros an, «Geht, bevor man euch noch erwischt!» Die Drei nahmen ihre Fackeln zur Hand und ergriffen die Zügel ihres Esels. «Habt Mut!», flüsterte der Alte ihnen hinterher, «und verkündet die Botschaft der **Christen**.» Die Priester winkten ein letztes Mal zurück, dann verschwanden sie in den pechschwarzen Strassen Edessas.

«Verdammt», zischte Oxybazos auf einmal. Wir blickten ihn fragend an. «Verdammt», wiederholte er noch einmal. Sein Blick war starr noch vorne gerichtet, zur Spitze des Kamelzugs. «Was ist?», fragte Dardanos zaghaft, «Was ist los?»

«Wir sind da», flüsterte Oxybazos mehr zu sich selbst als zu uns. Seine Augen weiteten sich: «Wir sind angekommen.» Auf einmal ging ein Ruck durch seinen Körper und er rannte los. «Wo?», schrie ich ihm hinterher. Von Panik getrieben lief Oxybazos den Pfad entlang und überholte die Kamele. «Was ist los?», schrie ich noch einmal. Im Lauf drehte sich der Fremdenführer zu uns zurück und brüllte: «Der schwebende Pass! Hinter dem Felsvorsprung dort vorne beginnt der schwebende Pass!»

Argyros griff nach einem Weinkelch auf dem Tischchen. Gebannt betrachteten wir ihn, während er seine trockene Kehle erfrischte. Doch nachdem er den Kelch wieder abgestellt hatte, erzählte er nicht weiter. Vorsichtig blickte er zum Lectus neben mir. «Kineas?», fragte Argyros, «Willst du erzählen, was dann geschah?» Es kam keine Antwort. Die Männer schwiegen einen Augenblick lang, dann unterbrach Occius die Stille: «Kineas, du weisst am besten, wie es passiert ist.» Sein Ton klang nicht auffordernd, er sprach sehr vorsichtig: «Du warst ja beim Unfall dabei.» Eine Weile lang sagte niemand ein Wort, doch dann raunte auf einmal Kineas' Stimme durch die Essstube. Leise, aber gefasst, begann der Junge zu erzählen.

Kalter Wind pffte in meinen Ohren. Den ganzen Morgen lang war ich neben Maesius hergelaufen, doch wir hatten kaum miteinander gesprochen. Unsere Köpfe in den Schultern vergraben marschierten wir den steinigen Pfad entlang, vermutlich Richtung Osten, aber bestimmt immer weiter in die Höhe. Graue Wolken wälzten sich durch den Himmel und verschluckten die Sonnenstrahlen. Lange Nebelschwaden zogen durchs Tal und verdeckten die Sicht auf die gegenüberliegenden Berge. Frierend folgten wir dem Weg, in der Hoffnung, dass er uns irgendwann an ein Ziel führen würde. Immer wieder brachen unter unseren Füßen Gesteinsstücke ab und polterten die Felsen hinunter. Ich blickte ihnen hinterher, während sie immer kleiner wurden und schliesslich in der steinigen Landschaft verschwanden. Etwa um die Mittagszeit wehte dann der Wind ein Geräusch an unsere Ohren. Ein undeutliches Rufen war zu

hören und vermischte sich mit dem Heulen des Windes. Ich dachte zuerst, dass es ein Kamel sei, doch schliesslich bildete sich aus dem Raunen ein Wort: «Maesius! Maesius!» Wir blieben stehen und blickten zurück. Ganz nahe an den Fels geschmiegt wanderte der lange Kamelzug den Pfad hinauf. «Maesius!», hörten wir es wieder. Oxybazos kam uns hinterhergerannt. Schwer atmend erklomm er den steinigen Weg und röchelte: «Wartet! Dort vorne! Dort beginnt der schwebende Pass!»

Ein gewaltiger Felsvorsprung ragte vor unseren Augen aus dem Berg hervor und den Winden trotzend wuchs der zerklüftete Riese in den Himmel hinauf. Der Pfad schlängelte sich seinem Sockel entlang um den Felsen herum und verschwand hinter dem Berg. Maesius gab den Befehl anzuhalten und Oxybazos bereitete uns auf die Überquerung des Passes vor. Aus der Tasche eines Kamels zog er dutzende Seile heraus und begann, uns alle in einer langen Reihe miteinander zu verknoten. Mann um Mann arbeitete er sich nach vorne, band jedem einen Strick von der Schulter herunter, quer über den Brustkorb, dann um die Hüfte herum und knotete das Seil an der Seite fest. Kaum war die eine Person gesichert, wiederholte er die Prozedur mit der Nächsten. Bald waren wir alle über die langen Seile miteinander verbunden; Maesius, Occius, die Diener, die Sklaven und der gesamte Zug der Skythen.

«Und die Kamele?», fragte ein Diener hinter mir.

Oxybazos lachte auf: «Du darfst gerne versuchen, das Kamel wieder hoch zu ziehen, wenn es abstürzt.» Er griff nach einem Kamelzügel und drückte ihn dem Diener in die Hand. «Da!», auf einmal wurde sein Gesicht todernst und er knurrte, «Und wenn das Viech seinen Halt verliert, dann

lass los und sei dankbar, dass die Schlucht das Kamel und nicht dich verschlingt.»

Oxybazos befahl uns, möglichst viele Waren in unsere Taschen, Beutel und Rucksäcke zu packen. Wir sollten den Kamelen die Säcke links und rechts von den Seiten abnehmen, dass sie zumindest eine Chance hatten, von den Felsvorsprüngen nicht in die Tiefe gestossen zu werden. Der Weg, der kommen würde, sei nämlich schon so fast zu schmal für Lasttiere.

Zum Schluss band Oxybazos sich selbst fest. Zuvorderst, noch vor mir und Maesius, knotete er das Ende des Stricks um seinen Körper und gab das Abmarschkommando. Mit klopfendem Herzen betrachtete ich das Seil, welches sich mit jedem von Maesius' Schritten weiter zwischen uns aufspannte, dann atmete ich einmal tief durch, gab mir einen Ruck und folgte ihm.

Ängstlich marschierte ich Maesius hinterher und betrachtete den massigen Felsvorsprung, der vor unseren Augen in die Höhe wuchs. Der Pfad wurde immer schmaler und schmaler und als er sich schliesslich an den Felsriesen schmiegte, war er kaum noch eine Hüfte breit. Ganz vorsichtig lugte ich im Gehen über die Felskante hinweg. Mein Atem stockte. Einen Moment lang blieb mein Blick starr in die Tiefe gerichtet, dann schwankte ich zurück und klammerte mich an die Felsen. Ich presste meine Augen zu, doch ich sah es immer noch vor mir: Die senkrechte Felswand stürzte sich direkt unter unseren Füßen in unendliche Tiefe und verschwand im dichten Nebel. Mein Herz raste in meiner Brust und ich hörte Oxybazos' Stimme brüllen: «Nicht nach unten schauen!» Langsam öffnete ich meine Augen wieder. Maesius und Oxybazos waren stehen ge-

blieben und blickten mich an. Der Händler schien besorgt, doch Oxybazos wettete weiter: «Glaube mir, du bist nicht der Erste, der sehen will, wie tief es hinunter geht. Für die meisten ist es das letzte, was sie zu Gesicht bekommen.»

Wir bewegten uns weiter und ich folgte Oxybazos' Anweisung. Doch als ich meinen Kopf hob und erkannte, was uns hinter dem Felsvorsprung erwartete, schnürte sich meine Kehle zu. Eine gewaltige Steilwand erstreckte sich vor unseren Augen dem Berg entlang. Der Pfad schmiegte sich direkt an den Hang, immer unmittelbar dem Abgrund folgend, bis er in der Ferne im Nebel verschwand. Wieder brodelte Panik in mir auf und ich krallte mich zitternd am Felsen fest. Ich spürte meine schwitzigen Hände am eiskalten Gestein kleben. Nur langsam beruhigte sich mein Atem und mein Verstand begriff: ich musste hier durch, es gab kein Zurück.

Die folgenden Stunden waren ein Alptraum ohne Erwachen. Schritt für Schritt bewegten wir uns dem Steilhang entlang. Der Wind heulte ununterbrochen in meinen Ohren und schlug mir die Haare ins Gesicht. Abgesehen von der senkrechten Wand, die ins unendliche Grau zu führen schien, konnte ich nichts erkennen.

Auf einmal ragte ein schroffer Fels auf den Pfad hinaus und verschmälerte ihn so weit, dass er kaum mehr passierbar war. «Wartet kurz», raunte uns Oxybazos zu und ging allein voraus. Atemlos beobachteten Maesius und ich, wie der Fremdenführer sich am Fels festkrallte, wie ein Affe weiterkletterte und hinter dem Vorsprung verschwand.

«Maesius!», brüllte auf einmal seine Stimme im Wind, «Du bist dran! Und Kineas: halt das Seil fest im Griff, damit wir

zwei ihn sichern können.» Der Händler griff nach dem kalten Gestein und verschwand langsam hinter dem Felsen.

«Kineas», hörte ich seine Stimme, «du bist an der Reihe.» Während Maesius von vorne und der Diener von hinten das Seil spannten, klammerte ich mich am Felsen fest und kletterte Schrittchen für Schrittchen um den Vorsprung herum, bis ich auf der anderen Seite wieder den Pfad unter den Füßen spürte.

Vier solche furchtbaren Stellen mussten wir passieren. Die ersten drei Male wachten die Götter über uns und trugen uns behutsam auf ihren Händen, während wir den Fels umkletterten, doch beim vierten Mal ging ihnen die Geduld aus. Den ganzen Nachmittag lang waren wir dieser Bergwand entlanggegangen. Meine Beine schmerzten und mein Herz ertrug die Anspannung nicht mehr. Schweigend blickte ich Oxybazos hinterher, wie er sich zum vierten Mal mit Händen und Füßen am Felsvorsprung festklammerte, weiterkletterte und verschwand. «Maesius», hörte ich ihn nach einer Weile schreien, «Du kannst kommen!»

Maesius atmete tief durch, griff mit beiden Händen nach dem zerklüfteten Felsen und kletterte los. Langsam bewegte er sich vorwärts. Vor jedem seiner Schritte lockerte ich das Seil ein wenig, damit er weiterkonnte und verfolgte angespannt seine Bewegungen, die Beine, die Arme, jeden Handgriff. Er schaffte es bis zur Mitte und ein Arm verschwand schon hinter dem Vorsprung, da krachte es auf einmal.

Ein Gesteinsstück unter Maesius' Hand brach aus der Felswand heraus und stürzte in die Tiefe. Maesius' Oberkörper verlor das Gleichgewicht, kippte nach hinten und stürzte ab. Panisch riss ich das Seil an mich, doch es war zu spät.

Maesius' Schrei gellte durch die Kälte, rückwärts kippte er vom Felsen herunter und als sich das Seil zwischen mir und Oxybazos spannte, war er bereits kopfüber hinabgestürzt. Ächzend umklammerte ich den Strick in meinen Händen. Ein dumpfer Schlag drang an meine Ohren. Der Schrei verstummte.

«Maesius!», brüllte Oxybazos' Stimme. Auch der Diener hinter mir schrie auf: «Maesius! Hörst du uns?» Es kam keine Antwort, nur der Wind piffte in unseren Ohren. Krampfhaft umklammerten meine verschwitzten Hände das Seil. Ich spürte, wie die Kräfte langsam meine Arme verliessen. «Verdammt, Maesius!», fluchte Oxybazos' Stimme, «Antworte doch! Kineas, seht ihr ihn?» Ich konnte keinen Laut von mir geben. Starr presste ich mich gegen die Felswand und hielt den Strick fest. «Nein», schrie der Diener, «wir sehen ihn nicht.» Hastig kam er mir entgegen-gelaufen und packte das Seil, dann schrie er panisch: «Wir müssen Maesius hochziehen!» Oxybazos brüllte zurück: «Erklär mir doch wie, dämlicher Westländer! Er hängt zwischen Kineas und mir fest. Wenn er nicht weiterklettert, können wir ihm unmöglich helfen!» Er wurde noch lauter: «Maesius! Sag doch endlich etwas!»

Wieder kam keine Antwort. Ich blickte auf den Strick in meinen Händen. Straff gespannt führte er zum Klippenrand an meinen Füßen und verschwand dahinter in der Tiefe. «Maesius!», ächzte der Diener neben mir, auch ihn verliessen die Kräfte langsam.

Dann brüllte auf einmal wieder Oxybazos hinter dem Felsen hervor: «Kineas, hast du ein Messer?» «Wieso?», japste ich.

«Ich kann ihn nicht mehr halten», stöhnte Oxybazos, «Wir stürzen noch alle mit herunter, wenn wir ihn länger oben halten wollen.» Der Diener brüllte: «Wir können ihn doch nicht einfach fallen lassen!» Oxybazos wetterte zurück: «Wenn wir dafür nicht fallen, schon!» «Maesius!», ächzte der Diener verzweifelt, «Antworte doch! Bitte!» Wir schwiegen einen Moment lang, doch es kam keine Reaktion.

«Wir müssen das Seil durchtrennen!», dröhnte Oxybazos' Stimme hinter dem Felsen hervor. Tränen lagen in den Augen des Dieners: «Nein!» Dem Fremdenführer ging die Geduld aus. «Macht doch was ihr wollt!», wetterte er, «Ich schneide das Seil auf meiner Seite jetzt durch. Wenn ich auf zehn gezählt habe, lasse ich los.»

Mittlerweile hatte auch Ambiorix uns erreicht.

«Zehn, neun, acht, sieben»

Der Diener reichte ihm den Strick weiter.

«Sechs, fünf, vier»

Ich bündelte meine gesamten verbliebenen Kräfte.

«drei, zwei, eins»

Ein Ruck ging durch meine Arme. Stöhnend zerrten wir am Seil und versuchten, uns dem plötzlichen Gewicht entgegen zu stemmen. «Kommt schon!», presste der Diener zwischen seinen Zähnen hervor, «Wir müssen ihn hochbekommen!» Schritte polterten in unsere Richtung. Auch Acco erreichte uns, packte das Seil und begann, daran zu zerren. Langsam tauchten Maesius' Füße hinter der Felskante auf. Vorsichtig ging ich auf alle Viere und schnappte nach seinem Arm. Mit letzter Kraft zerrten wir den Händler zwischen uns auf den Pfad.

«Maesius!», kreischte der Diener abermals. Die Kleider des Abgestürzten waren zerschissen und die Haare an seinem Hinterkopf mit Blut verklebt. Hastig zogen wir ihm seinen Rucksack vom Rücken. Scherben klirrten und rieselten aus den Rissen im Stoff hervor. Mit zitternden Händen griff ich nach Maesius' aufgeschürftem Arm. Ein leichtes Pochen ging von seinem Handgelenk aus. «Er lebt noch!», schrie ich auf, «Sein Herz schlägt.»

Der Diener begann, in seinem Rucksack zu kramen. Er zerrte Decken und Tücher heraus und drückte sie mir in die Hand. Gemeinsam legten wir Maesius Verbände um und verpackten seinen Körper in unseren Mänteln. Dann kniften wir ihn und gossen kaltes Wasser über sein Gesicht. Schliesslich kam er wieder zu Bewusstsein.

Vorsichtig hievte Ambiorix den Verletzten auf seinen Rücken und der Diener band Maesius notdürftig mit dem durchgeschnittenen Strick an den breiten Schultern des Sklaven fest. Oxybazos staunte nicht schlecht, als nach mir und dem Diener Ambiorix hinter dem Felsen erschien. Maesius klammerte sich am Rücken des Sklaven fest und sein Körper schwebte mitten über dem Abgrund. Ächzend umklammerte Ambiorix das Gestein und schliesslich fanden seine Füsse zurück auf den Pfad. Maesius' Gesicht war schmerzverzerrt, er zitterte am ganzen Körper, aber er lebte.

Eine halbe Stunde später erreichten wir das Ende des Schwebenden Passes. Nachdem wir eine letzte Wegbiegung erklommen hatten, flachte die Steilwand endlich ab und der Gebirgspfad führte vor unseren Augen den Hang hinunter in das nächste Tal. Erleichtert rissen wir die Seile von unseren Körpern und umarmten uns. Auch Maesius

hatte es geschafft, jedoch verschlechterte sich sein Zustand zusehends. «Wir müssen weiter», meinte Oxybazos, als er den schlotternden Händler betrachtete, «Seht ihr das dort unten?» Wir folgten seinem Arm und blickten hinab ins Tal. Tief unten zwischen den schroffen Felsen ragte ein steinerner Turm aus der grauen Landschaft. Oxybazos sprach weiter: «Wir müssen unbedingt noch vor Einbruch der Nacht dort ankommen.»

Stundenlang marschierten wir dem Talboden entgegen und vor unseren Augen wuchs schliesslich der rechteckige Turm in den grauen Himmel empor. Trotzig hielten seine Zinnen dem Wetter stand und der Wind heulte durch seine Schiessscharten. Einige Ziegen kletterten zwischen den kahlen Felsen umher und suchten nach Kräutern. Als wir schliesslich die steinernen Mauern erreichten, öffnete sich vor uns das gewaltige Holztor und wir traten ein.

Fünf Soldaten lebten in diesem Turm und harnten in der Kälte aus. Sie hatten sich im Innenhof versammelt und musterten uns. Niemand sagte ein Wort, sie standen nur da. Dann griff Occius nach zwei Weinamphoren und stellte sie den schweigenden Männern vor die Füsse.

In einer fremden Sprache wechselten die Soldaten einige Worte, worauf uns einer ein Zeichen gab und uns zu den Kamelställen führte.

Wenig später hatten wir unsere Lasttiere versorgt, die Waren niedergelegt und uns auf die Innenräume des Turmes verteilt. Occius und ich sassen in einem tristen Zimmer auf dem strohbedeckten Boden. In der einen Ecke knisterte eine Flamme im Kamin. Im flackernden Schein des Feuers lag Maesius im Stroh ausgebreitet und vergrub sich bibbernd unter einem Haufen Decken. Eine Weile lang sassen

wir nur schweigend da, betrachteten die nackten Steine, die aus den Zimmerwänden ragten und spielten mit den Füßen im trockenen Stroh, dann betrat auf einmal Oxybazos das Zimmer.

«Die Skythen», knurrte er und liess sich ins Stroh fallen, «werden morgen früh abreisen.» Occius schielte besorgt zu Maesius hinüber und wisperte: «Wir können unmöglich morgen aufbrechen.» Oxybazos sprach weiter: «Ich weiss, aber ohne die Skythen finde ich niemals dieses Issedon. Ich habe in meinem Leben nur ein paar Geschichten von dieser Stadt gehört.»

Occius murmelte: «Wie lautet dein Plan?»

«Ursprünglich hatte ich vor, euch bis zu den ersten Dörfern auf der anderen Seite der Kamedoiberge zu führen und euch dort einen neuen Fremdenführer zu organisieren. Das ist natürlich möglich, aber dauert länger und wird vor allem deutlich teurer, als wenn wir einfach den Skythen folgen.» Niedergeschlagen senkte Occius seinen Kopf: «Das können wir uns nicht leisten. Das Geld wird ohnehin schon knapp. Maesius trug in seinem Rucksack die wertvollsten Glasschalen und Schmuckstücke, die wir aus dem Westen mitgenommen haben. Sie sind alle zu Bruch gegangen. Hinzu kommt, dass ich den Soldaten gleich zwei Weinamporen gegeben habe, damit sie uns hier nicht allzu bald wieder hinauswerfen. Maesius braucht Zeit, um sich zu erholen.»

Schweigend sassen wir im Kreis und blickten auf unsere Füße, dann unterbrach Occius die bedrückende Stille. Missmutig murmelte er. «Vielleicht sollten wir die ganze Mission abbrechen.»

Da hörten wir auf einmal Maesius aus der Zimmerecke röcheln. Mit schmerzverzerrtem Gesicht ächzte er: «Nein! Wir dürfen auf keinen Fall umkehren!» Oxybazos rappelte sich auf und trat zum Kamin.

«Maesius», murmelte er leise, «Schau dich doch einmal an. Du kannst unmöglich weiterreisen.» Der Händler öffnete seine Augen und stöhnte: «Doch! Ich muss!»

Oxybazos' Stimme wurde ernster: «Der steinerne Turm hier ist die einzige Behausung weit und breit. Wir werden hunderte Stadien reisen müssen, bis wir wieder irgendwelche Zivilisation erreichen. Wir werden tagelang in der Kälte wandern und nachts in den Zelten schlafen. Das überlebst du nicht.»

«Aber ich muss es tun», wimmerte Maesius, «Ich muss doch herausfinden, woher die Seide kommt.»

Es wurde still im Zimmer. Eine Weile lang sagte niemand ein Wort, dann kam mir auf einmal eine Idee. Leise raunte ich in den Raum: «Und wenn wir uns aufteilen?»

Alle Blicke richteten sich auf mich. Unsicher fuhr ich fort: «Maesius kann in diesem Turm bleiben, bis er sich erholt hat. In der Zwischenzeit reisen ein paar von uns mit den Skythen nach Issedon, um herauszufinden, woher die Seide kommt. Sobald sie dann wieder zurück sind, kehren wir alle gemeinsam um und reisen wieder nach Alexandria am Oxos.»

Noch am selben Abend versammelte Maesius uns alle im kleinen Zimmer um den Kamin. Vorsichtig hatten wir ihn aufgestützt und an die Wand gelehnt. Als alle Diener und Sklaven um ihn herum einen Halbkreis gebildet hatten, erklärte er den Plan und teilte uns auf.

Fast die gesamte Mannschaft sollte mit Oxybazos und den Skythen weiterreisen, darunter Occius, beide Diener und die Mehrheit der Sklaven. Nur drei würden bei ihm im Steinernen Turm zurückbleiben: Ich und die zwei Sklaven Acco und Argyros.

An diesem Abend konnte niemand einschlafen. Wir hatten keine Ahnung, wann wir uns wiedersehen würden. Schlaflos spazierte ich in den steinernen Gängen auf und ab und beschloss schliesslich, den Sklaven einen letzten Besuch abzustatten, bevor sie in der Frühe abreisen würden.

Stimmengewirr war im Gang zu hören, als ich mich ihrem Zimmer näherte. Ich schob das Holzbrett vor der Tür zur Seite und trat ein. Die gesamte Gruppe der Sklaven sass vor meinen Füßen auf dem Boden und schnatterte im Fackelschein. Als sie mich erkannten, verstummten sie schlagartig und alle Augen richteten sich auf mich.

Schweigend setzte ich mich zwischen Tertius und Ambiorix auf den Boden und blickte in die Runde. Ich staunte nicht schlecht, als ich mir gegenüber im Kreis Oxybazos erkannte. Auf der einen Seite von ihm sassen Argyros und Dardanos, auf der Anderen erblickte ich ein weiteres Gesicht, das hier nicht hingehörte. Ein dunkelhäutiger Sklave mit kurzen, schwarzen Haaren schaute mich unsicher an.

Ich brach das Schweigen. «Was machst du denn hier?», fragte ich Oxybazos freundlich. Der Fremdenführer gab zurück: «Der Sklave hier», er zeigte auf Argyros, «wollte noch ein wenig mit dem skythischen Sklaven plaudern, bevor er morgen abreist.» Es trat wieder Stille ein. Die gesamte Gruppe blickte mich nur schweigend an. «Keine Angst», murmelte ich lächelnd, «ich werde niemandem von dieser geheimen Versammlung erzählen.»

Kaum hatte ich das gesagt, brach wieder Geschnatter aus. Ich machte es mir neben den anderen im Stroh gemütlich und lauschte aufmerksam der Geschichte des skythischen Sklaven, die Oxybazos für uns übersetzte.

Phrakoros und die beiden Männer platzierten sich also mitten im Dorf Paliga auf einem Platz und kramten ihre Fischplättchen hervor. Sie hatten immer noch keinen Schimmer, weshalb der Greis ihnen diese unscheinbare Gegend empfohlen hatte, wenn sie doch auch über die Stadt Dura Europos ans Meer hätten reisen können. Unauffällig spielten sie mit ihren Fischplättchen in den Händen herum. Für einen Heiden völlig unscheinbar würden sie den Eingeweihten signalisieren, dass sie auf der Suche nach einer Unterkunft waren.

Es dauerte beinahe eine halbe Stunde, doch dann kam auf einmal ein Junge mitten über den Dorfplatz geschritten und begrüßte sie. Fassungslos starrte Phrakoros den Kleinen an. Er verstand ihn, obwohl er keine Ahnung hatte, was für eine Sprache er verwendete. Gespannt lauschte Phrakoros seinen Worten. Der Junge hiess Barlaas. Vorsichtig zog er ein Fischplättchen aus seiner Tasche und meinte zu den drei Reisenden, er würde sie zum Bauernhof seiner Familie führen.

Erleichtert folgten sie dem Kleinen aus dem Dorf. Ein Pfad führte durch die grüne Landschaft den Feldern entlang. Zwischen saftigen Beeten ragte ein kleines Haus hervor. Hühnergackern erfüllte die Luft und auf einer umzäunten Wiese grasten drei Pferde.

Sie erreichten das Häuschen und der kleine Barlaas stiess die Türe auf, doch als sie eintraten, fiel Phrakoros die Kinnlade herunter. Wie vom Donner gerührt blieb er in der Türe stehen und betrachtete das Zimmer. Der Holztisch mit den krummen Beinen, die braunen Tücher am Fenster, die Frau, die hinter dem Herdfeuer stand, er kannte sie alle wieder. Fassungslos machte er einen Schritt in den Raum hinein. Von hier stammten alle Erinnerungen an seine Familie. Diese Hütte musste sein Zuhause sein!

Gemäss Charaka war dies der schönste Augenblick in Phrakoros' Leben. Mit Tränen in den Augen erzählte der Götterbote von Edessa dem Sklaven später von diesem Moment, wie er um das Herdfeuer lief, seine Arme um die alte Frau warf und mit gebrochener Stimme vor sich hin stammelte.

Wenn man Phrakoros dann aber fragte, was danach geschah, verschwand auf einmal sämtlicher Glanz aus seinen Augen. Charaka hatte nie eine ausführliche Antwort darauf erhalten. Der junge Priester hatte ihm immer nur ansatzweise erklärt, was sich daraufhin im kleinen Bauernhaus abspielte.

Kurze Zeit später soll der Vater ins Haus gekommen sein. Als er hörte, dass dieser junge Herr sein verlorener Sohn sein sollte, verfinsterte sich sein Gesicht schlagartig. Der alte Mann entfachte einen Streit mit Phrakoros und wollte seinen versklavten Sohn aus dem Haus jagen. Die ganze Familie stellte sich auf die Seite ihres Oberhauptes, nur Phrakoros' bärtige Reisebegleiter hielten zu ihm. Was danach genau geschah, habe der Priester Charaka nie erzählt. Der dunkle Sklave ging aber davon aus, dass der Streit immer heftiger wurde und es schliesslich darum ging,

weshalb Phrakoros weggegeben worden war oder um das Erbe, welches bis dahin dem kleinen Barlaas zugestanden hatte. Phrakoros liess in seinen Erzählungen nur durchschimmern, dass am Ende des Tages die drei Priester panisch mit den Pferden der Bauernfamilie davonritten. Immer weiter flohen sie auf ihren Rücken in die Ebene hinaus und Phrakoros schleuderte einen blutverschmierten Dolch in ein Getreidefeld. Dass die **Familie** die drei Tiere freiwillig hergegeben hatte, wagte Charaka zu bezweifeln. Der Götterbote aus Edessa habe später nur ständig wiederholt, wie sehr er seine Taten dieses Tages bereute. «Möge Jesus Christos mir verzeihen», wimmerte er mit feuchten Augen vor sich hin, «Möge er mir verzeihen.»

Mittlerweile war die Nacht eingebrochen. Tertius hatte seinen Kopf auf meine Beine gelegt und blickte müde zu mir herauf. Auch die meisten anderen Sklaven schliefen bereits im Stroh oder dösten vor sich hin, nur wenige lauschten noch der Geschichte, die Oxybazos für Argyros und Dardanos übersetzte. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, was der Fremdenführer danach noch alles erzählte. Er berichtete vom Euphrates, von Babylon und der gewaltigen Hafenstadt Charax Spasinu, von der aus der Götterbote von Edessa schliesslich mit einem Schiff bis nach India gereist sein soll.

Gedankenversunken fuhr ich Tertius durch sein goldenes Haar und blickte in seine Augen, in seine funkelnden, tiefbraunen Augen, die ich an diesem Abend zum letzten Mal betrachten würde. Eine Träne kullerte über meine Wange

und tropfte auf die Nasenspitze Tertius' lieblichen Gesichts.

Mit einem lauten Scheppern stellte Argyros seinen Weinkelch auf dem Tischchen ab. Erschrocken fuhr ich zusammen und schaute ihn an. Der Sklave blickte vorwurfsvoll an mir vorbei zu Kineas' Lectus. Auch Occius blickte den Jungen neben mir entgeistert an. Abgesehen von Marinos schienen alle in der Essstube dasselbe zu denken: Wie konnte sich Kineas bloss in solchem Masse verplappern? Auf einmal schien auch er selbst zu begreifen, was er gesagt hatte. Kineas stotterte los und versuchte, sich irgendwie aus seinem Missgeschick heraus zu stammeln, aber glücklicherweise unterbrach ihn Argyros und meinte blitzschnell: «Wir müssen dir ja noch erzählen, was in Issedon geschah!»

Ich musste schmunzeln. Mit diesem Satz hatte Argyros die Aufmerksamkeit meines Herren auf einen Schlag wieder zurück auf die Reise gelenkt. Tatsächlich hing Marinos augenblicklich an seinen Lippen. Nachdem der Sklave Kineas einen letzten, verstohlenen Blick zugeworfen hatte, wurde es wieder ruhig im Zimmer und Argyros erzählte weiter.

Issedon

Ich kletterte eine Leiter im Innenhof hinauf und blickte durch eine Schiessscharte meinen Freunden hinterher. Als kleine Punkte bewegten sich Dardanos, Ambiorix, Tertius und der dakische Sklave gemeinsam mit den Freien durch die karge Felslandschaft und wie eine Perlenkette schlängelten sich die Kamele das trockene Tal hinab. Es erstreckte sich vor meinen Augen weit in das Gebirge hinein, immer geradeaus, immer leicht abfallend, bis es schliesslich abhog und hinter einer Bergkette verschwand. Der Himmel leuchtete immer noch in tiefem dunkelblau. Nur die Bergkämme glimmerten bereits rosa und kündeten die Ankunft Helios' an. Der Gott hatte die Kamedoiberge aber noch nicht bestiegen.

Ein letztes Mal schaute ich hinab auf den Kamelzug und eine Träne kullerte meine Wange hinab. Ich hatte keine Ahnung, wie lang es ginge, bis ich meine Freunde wiedersehen würde.

Die folgenden Wochen verliefen furchtbar schleppend. Maesius erholte sich nur langsam von seinen Verletzungen und abgesehen von den herumstreunenden Ziegen gab es nicht viel, mit dem man sich hätte beschäftigen können. Die meiste Zeit verbrachte ich mit Acco im Zimmer unseres Herrn am Kamin. Gemeinsam mit Kineas und Maesius sassen wir in einem Kreis und schwiegen uns an.

Alle paar Tage hallten Kommandos durch das Gemäuer und die Soldaten versammelten sich im Innenhof. Auch wir stürmten dann hinab zum Tor, um zu sehen, ob die anderen zurückgekehrt waren, wurden aber immer wieder enttäuscht.

Fremde Händler grüssten die Soldaten und traten ein. Auf den Rücken ihrer Kamele erreichten prachtvolle Kleider den steinernen Turm, Eisenschwerter und Pfeilspitzen funkelten aus den Säcken heraus und immer wieder ragten auch Seidenballen hervor. Sorgfältig zusammengerollt wurde der Stoff zuhauf von den Händlern aus dem Osten hierhergebracht und weiter in den Westen transportiert.

Es dauerte beinahe einen Monat, dann öffnete sich eines Abends das schwere Holztor und wir blickten auf einmal in bekannte Gesichter. Überglücklich stürmten unsere Freunde auf den Innenhof und rannten uns entgegen, doch als wir sie kommen sahen, erstarrten wir.

Mit stockendem Atem rief ich: «Wo ist Dardanos?» Auch Acco war fassungslos stehen geblieben: «Und die Diener?» Die Ankömmlinge blieben verdattert stehen. Ich konnte ihre Blicke nicht deuten. Kineas trat Oxybazos und Ambiorix entgegen und nahm ihnen die Zügel der vier Kamele ab. Sie waren mit fünf abgereist.

Auf einmal blickte Kineas verstört zu Ambiorix und fragte: «und wo ist Tertius?»

Oxybazos antwortete nur zögerlich, dass er uns alles erklären würde, sobald sie bei Maesius seien. Ungeduldig empfangen wir die Rückkehrer, nahmen ihnen das Gepäck ab und folgten ihnen in das Zimmer meines Herren.

Maesius sass aufrecht im Stroh und starrte in die Flammen. Als er auf einmal Occius und Oxybazos in der Tür erblickte, sprang er freudenstrahlend auf und warf seine Arme um die beiden. Überglücklich umarmte er jeden einzelnen Sklaven, doch auch ihm fiel sofort auf, dass vier Männer fehlten. Als Maesius ihn darauf ansprach, blickte

Oxybazos betreten zu Boden. Es wurde still, dann murmelte er: «Sie sind weitergereist.»

«Weitergereist?», wiederholte Maesius ungläubig. «Wohin denn? Und wann kommen sie zurück?» Die Männer setzten sich auf den strohbedeckten Boden und wir Sklaven taten es ihnen gleich. Oxybazos begann, zu erklären.

Nachdem er, Occius, und die Sklaven eine Woche lang mit den Skythen die Kamedoiberge durchquert hatten, erreichten sie endlich den Fuss des Gebirges. Auch Oxybazos konnte sich nun nicht mehr mit den Händlern unterhalten, die ihnen entgegenkamen. Weiter in den Osten war er nie gereist.

Sie folgten den Skythen, verliessen die letzten Dörfer und betraten karges Ödland. Kaum ein Baum ragte mehr aus der trockenen Ebene heraus und je weiter sich die Berge in ihren Rücken verkleinerten, desto spärlicher wurde der Gräseraum auf dem sandigen Boden. Als sie dann aber nach zwei Tagen Reise eine Sanddüne erklommen, erstarrten sie. Sprachlos blickten die Reisenden in die Ebene hinab.

Wie ein silbernes Band durchtrennte vor ihren Augen ein schillernder Fluss die Landschaft und von seinen Ufern her breiteten sich in alle Richtungen gewaltige, saftige Felder aus. Schmale Kanäle durchzogen das grüne Meer und trieben wie pulsierende Adern das Wasser auf die Äcker. Die Skythen jubelten vor Freude auf. Mit strahlenden Gesichtern zeigten sie in die Ebene hinab auf das pochende Herz des Tieflandes: Direkt am Flussufer ragten riesige, braune Stadtmauern aus dem Boden empor.

Auf dem Weg hinab in die Stadt verstrichen die letzten Tagestunden und als Helios die Bergkämme küsste und der Himmel wie Feuer zu erröten begann, erreichte der Kamelzug endlich sein Ziel.

Erschöpft betraten die Männer das Stadttor von Issedon, aber für die prächtigen Bauten und die bunten Hausfassaden blieben ihnen nur Seitenblicke übrig. Die Skythen führten Oxybazos und die anderen zielstrebig durch die engen Gassen zum Eingang eines grossen Hauses. Als sie die Herberge betraten, fiel Oxybazos die Kinnlade herunter.

Vor seinen Augen breitete sich ein gewaltiger, rechteckiger Innenhof aus. In der Mitte des Platzes schoss ein Wasserstrahl aus dem Boden hervor, stieg in hohem Bogen in die Luft und prasselte herab in ein weites Wasserbassin. Händler sassen am bunt verzierten Beckenrand und unterhielten sich in allen möglichen Sprachen.

Umkränzt wurde der Hof von einem zweistöckigen Gebäude. Dutzende Torbogen zierten den unteren Teil der Fassaden, während lange Fensterreihen das obere Stockwerk schmückten.

Ein Mann kam dem Kamelzug entgegengeschritten und wies den Skythen und unserer Mannschaft je einen Stall zu. Sie teilten sich auf, gingen durch ein anderes Ausgangstor des Innenhofes und gelangten dahinter zu ihren jeweiligen Kamelunterkünften.

So gut wie in jener Nacht hatte Oxybazos schon lange nicht mehr geschlafen. Als er sich am nächsten Morgen dann mit den Skythen im Innenhof traf, konnte er nach einiger Überzeugungsarbeit einen von ihnen für sich gewinnen. Der Mann erklärte sich bereit, einen Tag lang für Oxybazos in Issedon Übersetzer zu sein.

Argyros griff in die Glasschale und nahm eine Hand voll Granatapfelkerne heraus. «Aber», fuhr er fort, «davon erzählt euch lieber Occius.» Die Stimme des Sklaven klang wütend. Wie ein Vorwurf hallte der Satz durch die Essstube: «Er war ja dabei.»

Occius liess sich nichts anmerken. Unbeirrt ergriff er das Wort.

Ich stand im Lagerraum der Herberge und zählte die verbliebenen Waren durch. Mit fünf voll beladenen Kamelen hatten wir Issedon erreicht und vor meinen Füßen breitete sich immer noch eine ganze Menge Schätze aus. Ich zählte die Weinamphoren, ordnete den Gold- und Silberschmuck und suchte die zahlreichen Glasschalen und Teller aus den strohgefüllten Jutesäcken heraus. Sehnsüchtig betrachtete ich die bunten Muster auf dem Geschirr.

Schiffe segelten über das blau geschwungene Meer. Delfine sprangen aus den Wellen hervor und grüssten den Gott Bacchus, der auf einer der Galeeren ausgestreckt lag und ihnen mit einem Weinkelch entgegenprostete. Ich seufzte. Es war fünf Monate her, dass ich selbst auf einem Schiff durch dieses Meer gesegelt war. Ich hatte Rom verlassen, war nach Ostia gereist und hatte von dort aus das Mare Nostrum durchquert.

Wäre ich in Syria auch dann an Land gegangen, wenn man mir gesagt hätte, wie lange unsere Reise dauern würde? Ich wusste es nicht und dann kam mir ein anderer Gedanke: Wann hatte ich eigentlich das letzte Mal Latein gesprochen? Konnte ich das überhaupt noch oder hatte ich es während der Monate im Partherreich verlernt?

Auf einmal stürmte Oxybazos zur Tür herein und riss mich aus meinen Träumereien. «Occius, komm schon!», schrie er mich an, «Du wirst nicht glauben, was wir gefunden haben!» Ich torkelte zwischen den Waren aus dem Raum heraus. Auch die zwei Diener standen im Gang und trieben mich vorwärts. Atemlos preschten wir durch das Gebäude hindurch, verliessen die Herberge und rannten den Hausfassaden entlang. Ich folgte Oxybazos und den beiden Dienern quer durch die Stadt und schliesslich erreichten wir einen gewaltigen Marktplatz. Ich blieb keuchend stehen und schaute auf. Händler streckten ihren Kunden Stoffe und Schmuck entgegen, Früchte und Nüsse leuchteten aus prall gefüllten Säcken und in der Luft lag der Duft von unzähligen Kräutern, Gewürzen und Getränken.

«Wo sind sie jetzt bloss?», japste Oxybazos und blickte suchend in die Menge. Nach wenigen Augenblicken presste ein Diener ein «Dort!» hervor und wir rannten weiter. Inmitten des Marktplatzes erkannte ich einen der Skythen. Er stand in einer kleinen Gruppe von Männern und winkte uns entgegen. Als wir sie erreichten, blieben wir schwer atmend stehen und Oxybazos begann zu erklären:

«Der Skythe und ich sind seit heute Morgen auf dem Markt unterwegs und suchen nach Händlern, die Seide verkaufen. Wir sind dabei auf diesen Mann hier gestossen.» Oxybazos zeigte auf einen Händler, der sich in einer fremdartigen Sprache mit dem Skythen unterhielt. «Als wir ihm erzählten, dass wir auf der Suche nach der Herkunft der Seide seien, sprang er auf und meinte, er kenne genau den Richtigen für uns. Vor zwei Tagen habe er selbst einem Mann Seide abgekauft, der behauptete, den Stoff eigenhändig aus

dem Land der Seide hierher gebracht zu haben.» Oxybazos atmete einmal tief durch und sprach weiter: «Und der da ist eben dieser Mann.»

Ich blickte in die Gruppe. Neben dem Skythen und dem Händler aus Issedon standen vier Herren und betrachteten uns. In ihrer Mitte ragte ein breit gebauter Mann hervor. Er trug dunkle Hosen und darüber ein braunes Gewand. Seine geschwungenen Lider gaben den Augen eine mandelartige Form, die Nase schien abgeflacht und von seinen Lippen hing ein langer, schwarzer Schnauz herunter. Die zwei Männer zu seiner Seite sahen ähnlich aus. Einer hielt ein kurzes, geschwungenes Schwert in der Hand und blickte mich misstrauisch an, der andere tuschelte mit dem Anführer und schaute interessiert in unsere Richtung. Der letzte der vier war deutlich kleiner und stand spärlich gekleidet daneben. Andauernd fuhr er mit den Fingern über seine schwitzigen Hände.

Die Diener und ich betrachteten das fremdartige Trüppchen. «Stell uns vor», murmelte ich Oxybazos unruhig zu, «Sag ihm, dass wir uns freuen, ihn zu sehen.»

Unser Fremdenführer wendete sich an den Skythen und übersetzte ihm, was ich gesagt hatte. Der Skythe wiederum unterbrach sein Gespräch, hörte, was Oxybazos ihm zu berichten hatte, wendete sich dann wieder an den Händler aus Issedon und gab ihm den Satz weiter. Staunend beobachtete ich, wie der Händler meine Worte dem kleinen Mann mit den verschwitzten Händen übersetzte und der schliesslich, offenbar in einer weiteren Sprache, den drei Herren erklärte, was ich ihnen zukommen lassen wollte. Der Anführer mit dem schwarzen Schnauz lächelte und murmelte dem Kleinen etwas zurück. Wieder durch-

wanderte die Nachricht die gesamte Übersetzerreihe, bis mir Oxybazos schliesslich zumurmelte: «Er ist ebenfalls erfreut, euch zu sehen.»

Der Diener unterbrach aufgeregt: «Frag ihn, woher er kommt. Stimmt es, dass er den Herkunftsort der Seide kennt?»

Wieder dauerte es eine ganze Weile, bis Nachricht und Antwort den Weg durch die Übersetzungskette fanden. Schliesslich erklärte uns Oxybazos: «Der Mann hat gesagt, er komme aus dem grossartigen Reich der Han, oder so ähnlich. Der Skythe hat den Namen noch nie gehört. Auf jeden Fall soll es das Land sein, in dem die Seide hergestellt wird. Der Herr ist ein Gesandter. Der Herrscher seines Reiches hat ihn hierhergeschickt, um den äussersten Rand der Westlande, wie er diese Gegend nennt, zu erkunden.»

«Westlande», wiederholte ich grinsend, «Wenn der wüsste, wie viele Reiche es westlich seiner Westlande noch gibt.»

Oxybazos widersprach: «Er scheint eine gewisse Ahnung zu haben. Er versucht gerade gemeinsam mit seinem Begleiter zu erraten, woher ihr drei stammt.»

Neugierig blickte ich auf. Der Anführer tuschelte immer noch mit dem Mann an seiner Seite. Immer wieder schielten sie zu uns hinüber und diskutierten eifrig. Schliesslich blickte er zu seinem Übersetzer und fragte so laut, dass auch ich es hörte: «Anxi?»

Das Wort sprang von Mund zu Mund weiter, schliesslich kam es bei Oxybazos an, der auflachen musste. Grinsend fragte er uns: «Partherreich?»

Der Diener neben mir war fasziniert. «Nicht schlecht», murmelte er. Ich prustete los: «Nicht schlecht? Das ist

tausende Stadien daneben. Oxybazos, sag ihm, dass wir aus dem römischen Reich hierhergekommen sind.»

Wieder wanderte die Nachricht durch die Gruppe hindurch und als der Mann mit den schwitzigen Händen sie schliesslich dem breit gewachsenen Gesandten übersetzte, weiteten sich seine Augen. Ungläubig wiederholte er, was ihm gesagt wurde: «Daqin?»

Mit offenem Mund betrachtete er uns und tuschelte dem Kleinen etwas entgegen. Als die Nachricht uns erreichte, meinte Oxybazos: «Er will wissen, wie lange ihr schon unterwegs seid.»

Ich blickte dem Gesandten direkt in die Augen und antwortete Oxybazos: «Seit fünf Monaten reisen wir ununterbrochen Richtung Osten.» Als der Gesandte davon hörte, überlegte er kurz, dann flüsterte er dem Kleinen mit den schwitzigen Händen etwas zu und grinste uns an. Als der Skythe unserem Fremdenführer den Satz weitergab, weiteten sich Oxybazos Augen. Beeindruckt stammelte er: «Er gratuliert euch zu eurer Reise, er aber habe sogar sieben Monate gebraucht, um von seiner Heimat in die Westlande zu gelangen.»

«Sieben Monate?», riefen wir drei im Chor. Ich gaffte zum Gesandten hinüber und begutachtete sein selbstzufriedenes Lächeln. «Das kann doch unmöglich sein!», gab ich zurück, doch Oxybazos antwortete: «Offenbar schon.»

Eine Weile lang schwiegen wir, dann meinten die Diener: «Was tun wir jetzt mit Maesius? Es wird noch eine Ewigkeit dauern, bis wir von dieser Reise zurückkehren werden.»

Fassungslos wetterte ich ihnen entgegen: «Spinnt ihr? Wir gehen da doch niemals hin!» Der Diener entgegnete tapfer:

«Maesius hat uns den Auftrag gegeben, der Seide zu folgen, also tun wir es.»

«Das kann doch nicht euer Ernst sein!», schrie ich sie an, «Sieben Monate? Sieben Monate und dann noch zurück? Es würde eineinhalb Jahre dauern, bis wir wieder am Mare Nostrum wären!» Der Diener entgegnete: «Begreifst du denn nicht? Das ist eine einmalige Gelegenheit! Noch nie sind Händler so weit in den Osten vorgestossen.» Auf einmal unterbrach Oxybazos unseren Streit: «Der Gesandte fragt euch, ob ihr ihn begleiten möchtet, falls euch die lange Reise nicht abschreckt.» Wie aus einem Munde schrien wir auf: «Was?»

Oxybazos fuhr fort: «Er meint, in seiner Heimat hätte noch nie jemand Menschen aus dem römischen Reich gesehen. Er würde euch gerne mitnehmen und seinem Herrscher vorstellen.» Augenblicklich antwortete der Diener: «Ja, wir würden liebend gerne mitkommen.»

«Seid ihr wahnsinnig?», brüllte ich, «Der Mann nimmt euch mit und verschwindet mit euch sonst wo hin. Überlegt doch mal! Der kann euch als Sklaven verkaufen und euch erzählen, der Besitzer sei der neue Fremdenführer. Ihr wärt ihm völlig ausgeliefert!»

Wieder unterbrach uns Oxybazos: «Der Gesandte sagt, für sämtliche Reisekosten würde er aufkommen. Sein Herrscher werde begeistert sein, wenn er euch kennenlernen wird.»

Machtlos beobachtete ich die Szene und hörte den Dienern zu, während sie sich mit dem Gesandten aus dem Seidenland unterhielten. Sie meinten es ernst, sie wollten tatsächlich diesem Mann ins Unbekannte folgen.

Zwei Tage später war ihre Weiterreise beschlossene Sache. Die beiden Diener versammelten die Sklaven in der Herberge und teilten sie auf. Die eine Hälfte würde mit mir und Oxybazos zurück zum steinernen Turm reisen und Maesius berichten, dass die andere Hälfte gemeinsam mit den Dienern ins Seidenland reisen würde.

Am nächsten Morgen war es dann so weit. Im Morgengrauen gingen wir alle gemeinsam zu den Stadttoren. Mit feuchten Augen umarmte ich die beiden Diener und verabschiedete mich von den Sklaven Dardanos und dem kleinen Tertius. Mit einem einzigen, beladenen Kamel marschierten die vier Männer los. Ich blickte ihnen hinterher und aus dem Stadttor hinaus.

Der Morgentau funkelte in der aufgehenden Sonne. Die grünen Felder um Issedon glitzerten wie eine Schatzkammer und der Himmel leuchtete in den ersten Farben des Morgens. Als ich dann aber den Kamelzug des Gesandten aus dem Seidenland erkannte, traute ich meinen Augen kaum.

Eine gewaltige Herde von über hundert Lasttieren breitete sich vor der Stadt aus und blockierte den Weg zum Eingangstor. Dutzende Soldaten mit kurzen, geschwungenen Schwertern gingen zwischen den Kamelen umher und luden die letzten Schätze auf. Schafe blökten und Ziegen sprangen zwischen den Beinen der Kamele herum. Ich beobachtete, wie unser Lasttier mit dem gewaltigen Kamelhöckermeer auf der Hauptstrasse verschmolz. Wohl eine Stunde lang blieben wir im Stadttor stehen und schauten der **Gesandtschaft** hinterher. Eine endlos lange Reihe von Menschen und Tieren bewegte sich direkt auf den Sonnenaufgang zu, schrumpfte immer weiter zusammen und

verschwand schliesslich in der flimmernden Morgenröte. Sie waren weg, der Osten hatte sie verschluckt.

Alle Blicke in der Esstube waren auf Occius gerichtet. Mit rotem Gesicht schaute er in die Runde und bei Argyros blieb er hängen. «Ja», murmelte er, «Ich habe sie einfach gehen lassen, aber es gab nichts, dass ich hätte tun können. Die Diener haben Dardanos und Tertius einfach mitgeschleppt.» Kineas und Argyros antworteten nicht. Es wurde still und Occius erzählte weiter.

Als Wochen später Maesius im steinernen Turm davon erfuhr, konnte er kaum glauben, was er hörte. Fassungslos sprang er aus dem Stroh auf. «Wir müssen los!», schrie er, «Wir müssen ihnen hinterher!» Oxybazos und ich gafften ihn sprachlos an. Das konnte er doch unmöglich ernst meinen? «Maesius», entgegnete Oxybazos, «das ist doch Unsinn.» «Nein», krächzte der Händler, «Wir müssen weiter. Ich muss mit ihnen mit!» Ich drang auf ihn ein: «Maesius! Uns sind vier Kamele geblieben. Mit dem Geld kommen wir gerade noch zurück nach Alexandria am Oxos, wo wir die anderen zurückgelassen haben. Wir können unmöglich einfach so auf eine siebenmonatige Reise aufbrechen!»

«Aber ich muss!», weinte Maesius verzweifelt, «Ich muss erfahren, woher die Seide kommt! Ich muss es tun! Für Servius.» Auf einmal stockte er. Mit schmerzverzerrtem Gesicht sackte Maesius zusammen und landete im Stroh. Panik brach im Zimmer aus. Wir jagten die Sklaven nach

draussen und schleppten Maesius zurück auf sein Lager am Kamin.

Es dauerte drei Tage, bis wir den Händler wieder auf die Beine und vor allem wieder zur Vernunft gebracht hatten. Stundenlang redeten wir auf ihn ein und erklärten ihm, dass noch nie jemand vor ihm so weit in den Osten gereist war und dass er alles über die Seide erfahren würde, sobald die Diener zurückkämen.

Mit Tränen in den Augen blickte Maesius in die Flammen des Kamins. Auf einmal erinnerte ich mich an etwas, was er mir vor langer, langer Zeit gesagt hatte. «Weisst du», flüsterte ich ihm zu, aber er blieb abgewandt, «Du hast so viele Türen geöffnet und so viele Räume betreten, wie noch kein Mensch zuvor.»

Er drehte seinen Kopf zu mir um und blickte mich an. Ich sprach weiter: «Aber auch du kannst nicht alle Türen dieser Welt öffnen. Kein Mensch wird das jemals können.» Schmunzelnd fügte ich hinzu: «Zum Glück, sonst würde es ja langweilig.»

An jenem Abend sah **Maesius** endlich ein, dass es Zeit war, zurückzukehren. Sein Werk war vollbracht, seine Reise in den Osten beendet.

Heimkehr

Gebannt sass ich auf dem Mosaikboden und lauschte Occius' Erzählung. Den Rest des Nachmittages berichtete er gemeinsam mit Argyros und Kineas von ihrer Rückkehr aus dem fernen Osten. Verzaubert blickte ich in die Runde und ging vor meinem geistigen Auge noch einmal die gesamte Reise durch. Ich wollte mir jede Einzelheit merken. Vom steinernen Turm aus überquerte Maesius' Mannschaft den schwebenden Pass und stieg die Kamedoiberge hinab. Oxybazos brachte sie zurück nach Alexandria am Oxos, wo sie Timarchos und dem alten Sklaven Itys wieder begegneten. In der Stadt bereiteten sie sich auf die Rückreise nach Syria vor. Sie füllten die Jutesäcke mit parthischen Waffen und Goldschmuck, mit Edelsteinen und Gewürzen aus dem Kuschanreich und mit Seide und Vasen von jenseits des Gebirges. Dreizehn Kamele beluden sie mit diesen Schätzen, nur eines liessen sie mit einem Teil der Waren bei Timarchos zurück. Falls die Diener, Dardanos und Tertius tatsächlich eines Tages zurückkehrten, würden sie womöglich das Geld benötigen, um weiterreisen zu können.

Mit Hilfe eines Händlers durchwanderten die Reisenden die Steppen Baktrias, gelangten in die Wüste und erreichten schliesslich Merw, die Grenzstadt zum Partherreich. Von dort aus folgten sie zwei Monate lang der Königsstrasse nach Westen, kamen wieder in Nisa, Asaak und Hekatonpylos vorbei, erreichten später Rhagae und schliesslich Ekbatana. Im Haus von Zenodoros, dem alten Freund von Maesius, rasteten sie einige Tage lang. Immer wieder erlitt der Händler Rückschläge, wurde zu schwach, um weiterreisen zu können und musste sich mehrere Tage zur

Ruhe legen. Als sie dann die Berge überquerten und in Arbela Rambakhts Familie wiederfanden, musste sich Maesius dort gleich eine Woche lang erholen, bis er wieder bei Kräften war. Schliesslich erreichten sie über Nisibis die Hauptstadt der Osrhoene, Edessa, und reisten von dort aus weiter an die Grenze des Partherreichs. Im Städtchen Apameia überquerten sie die Schiffsbrücke und betraten auf der anderen Uferseite des Euphrates erstmals seit über zehn Monaten wieder römischen Boden.

Lang und breit erzählte Occius, wie er in der Grenzstadt Zeugma einen römischen Soldaten in Beschlag nahm und überglücklich während drei Stunden in Latein auf ihn einredete. Er konnte es nicht fassen, wieder zurück zu sein.

Über Hierapolis am Euphrates und Antiochia am Orontes gelangten Maesius' Männer schliesslich an den Hafen Seleukia Pieria. Dort suchten sie sich ein Schiff nach Ostia und gelangten schlussendlich, erst vor wenigen Wochen, zurück nach Rom.

Bis in den Abend hinein erzählten die drei Reisenden von den ersten Versuchen, die Waren aus dem Osten in Rom zu verkaufen. Allein mit den Seidenrollen habe Maesius in den letzten Tagen ein Vermögen aufgebaut. Sie konnten nur erahnen, wie viel Geld der Händler in den kommenden Wochen noch verdienen würde.

Auf einmal unterbrachen die drei ihren Bericht. Der Vorhang wurde zur Seite geschoben und Tila und Sepi traten mit zwei Silbertabletten in die Essstube. Mit einem Lächeln auf den Lippen schritten sie zum Tischchen und stellten der Reihe nach Oliven, Fisch, Brot und gebratenes Fleisch ab. Zum Schluss nahm Sepi einen Brief von ihrem Tablett und

überreichte ihn Marinos. «Mein Herr», wisperte sie kaum vernehmlich, «der ist heute Nachmittag angekommen.»

Die zwei Sklavinnen machten kehrt und schritten anmutig aus dem Raum hinaus.

Hungrig griffen die Gäste nach den Speisen. Auf einmal spürte auch ich meinen Magen knurren. Ich war den ganzen Nachmittag lang regungslos an der Wand gesessen und hatte auch zuvor noch nichts gegessen.

«Sieh mal einer an!», gab Marinos auf einmal von sich und entfaltete den Brief, «Der kommt von Lucius Valerius aus Rom.» Neugierig blickten die drei vom Essen auf. Marinos räusperte sich kurz und begann zu lesen.

Lucius Valerius grüsst seinen Marinos

Ich hoffe, dir geht es gut und du entnimmst Maesius' Männern viele neue Erkenntnisse für deine Weltkarten. Leider muss ich deine Arbeit stören und dir eine schlechte Nachricht überbringen.

Maesius Titianus geht es gesundheitlich alles andere als gut. In den letzten Tagen hat sich sein Zustand wieder drastisch verschlechtert. Ich habe die besten Ärzte angeboten, die ich in Rom kenne, doch sie können wenig ausrichten. Maesius sei kaum zu helfen, sie befürchten, dass er nur noch wenige Tage zu leben hat.

Diese Nachricht hat uns alle am Boden zerstört. Maesius macht sich nun auf das Schlimmste gefasst und will in den nächsten Tagen noch ein paar dringliche Dinge erledigen, allen voran das Folgende.

Seine Sklaven haben in den letzten Monaten unglaubliches für ihn geleistet. Sie sind tausende Stadien gereist und er hat mit ihrer Hilfe gewaltigen Reichtum erlangt. Aufgrund dieser Dienste will Maesius sie von der Sklaverei erlösen und zu seinen Freiern ernennen.

Daher bitte ich dich, dass du deine Gäste schnellstmöglich wieder entlässt und zurück nach Rom schickst. Maesius möchte sie gerne wiedersehen und den Sklaven unter ihnen freilassen, so wie er es mit den anderen vier bereits getan hat.

Ich wünsche dir alles Gute und bitte dich, für meinen Freund zu den Göttern zu beten.

Vale

Diese Nachricht hatte mit einem einzigen Schlag die gute Stimmung aus dem Raum hinaus und zwischen den Säulen in den Nachthimmel geweht.

Fassungslos starrten Occius, Argyros und Kineas den Brief an. Niemand sagte ein Wort in die Stille hinein, nur das Rauschen der Blätter draussen war zu hören. Mit angehaltenem Atem drehte ich meinen Kopf zu Argyros und betrachtete sein Gesicht. Es dauerte einen Augenblick, doch dann kreuzten sich unsere Blicke. Wir schauten uns in die Augen und ein kurzes Lächeln huschte über seine Lippen. Ich begriff: Tief in seinem Inneren tanzte sein Herz gerade vor Glück. Vorsichtig lächelte ich zurück. Auch ich freute mich für ihn.

Als ich am nächsten Morgen aufstehen und in die Küche gehen wollte, drangen von der Haustüre her auf einmal

Geräusche an meine Ohren. Vorsichtig schlich ich den Gang entlang weiter und lugte zum Eingang. Argyros stand draussen auf der Strasse und kramte im Gepäck der Gäste herum. Ich blickte nach links und rechts. Er schien allein zu sein.

Leise schritt ich zur Haustüre und trat hinaus auf die Strasse. Der Sklave bemerkte mich und blickte auf. «Chaire», sagte er und lächelte. Ich grüsste zurück.

Eine Weile lang sprach niemand von uns ein Wort. Wir standen uns nur gegenüber und genossen die Morgenluft. Ein Ochsenkarren polterte hinter meinem Rücken vorbei und in den Strassen hatten die ersten Händler ihre Läden geöffnet. Schliesslich brach ich das Schweigen: «Du wirst frei sein.»

«Ich weiss», lächelte Argyros, «Ich kann es immer noch nicht fassen.» Ich blickte ihn an und fragte: «Was wirst du tun, sobald du ein Freier bist?»

Nachdenklich schaute der Sklave an mir vorbei die Strasse hinab. «Ich denke», begann er, «ich werde zurück nach Athen ziehen, wenn das möglich sein wird.»

«Hast du Verwandte dort?»

Argyros lächelte: «Keine Ahnung. Das werde ich herausfinden müssen.»

Eine Weile lang schwiegen wir wieder. Ich betrachtete die breiten Pflastersteine auf dem Boden. Die ersten Sonnenstrahlen brannten bereits auf sie herab und liessen sie in hellem Braun erstrahlen. Schliesslich fragte ich: «Vermisst du deinen Freund Dardanos sehr?»

«Natürlich», antwortete Argyros und blickte betreten zu Boden, «Ich denke jeden Tag an ihn, besonders jetzt. Er hätte in ein paar Tagen gemeinsam mit mir freigelassen

werden können und stattdessen musste er zwei Dienern in ihr Verderben folgen.»

Vorsichtig meinte ich: «Das klingt nicht danach, also ob du daran glauben würdest, dass sie zurückkehren werden.»

Argyros antwortete nicht darauf und meinte stattdessen: «Kineas glaubt immer noch ganz fest daran. Als er hörte, dass die Diener Tertia mitgenommen hatten, war er am Boden zerstört. Jeden Tag betet er zu den Göttern und bittet sie darum, dass sie endlich zu ihm zurückkehre.»

«Du glaubst also nicht daran?»

Argyros ging auf die Frage nicht ein und meinte stattdessen auf einmal: «Was würdest du tun, wenn Marinos dich frei liesse?» Ich seufzte: «Ich denke nicht, dass er mich jemals freilassen wird.»

Der Sklave widersprach: «Wer weiss? Ich habe auch lange Zeit nicht daran geglaubt. Also», wiederholte er und schaute mir in die Augen: «Was würdest du tun?»

Nachdenklich blickte ich in den Himmel hinauf. Strahlend blau leuchtete er mir entgegen. Eine Gruppe Möwen segelte über die Dächer von Tyros hinweg hinab zum Hafen. «Wenn ich frei wäre?», wiederholte ich verträumt, «Wahrscheinlich würde ich wegreisen. Immer geradeaus in die Fremde, einfach dem Horizont entgegen, um herauszufinden, was dahinter kommt.»

Auf einmal drangen Stimmen aus dem Haus auf die Strasse herab. Marinos kam mit Occius und Kineas zur Tür geschritten und trat ans Sonnenlicht. Schweigend standen Argyros und ich neben den drei Männern und warteten, bis sie sich verabschiedet hatten. Schliesslich schulterte der Sklave seine Tasche und wandte sich an mich. Ein letztes Mal lächelte er mir zu, dann brachen die drei Gäste auf.

Wortlos schauten Marinos und ich ihnen hinterher, während sie die Strasse hinab Richtung Hafen gingen und schliesslich hinter einer Hausecke verschwanden.

Am späten Nachmittag waren im Eingang auf einmal wieder Schritte zu hören. Augenblicklich liess ich alles stehen und liegen und rannte los. Ich wusste genau, wer das sein würde.

Atemlos erreichte ich die Haustür und schrie: «Iphigeneia!» Erschrocken blickte die alte Dame auf mich herab. Noch bevor sie mir antworten konnte, griff ich nach dem Brotkorb in ihrer Hand und packte ihr Handgelenk. «Ich muss dir etwas zeigen», flüsterte ich und zerrte sie mit. Wir eilten den Gang entlang durch das Haus, folgten dem gewohnten Weg bis zur Lebensmittelkammer und verschwanden in dem kleinen Raum.

Keuchend stützte sich Iphigeneia an der Wand ab: «Epithymia, was ist denn?»

Verständnislos blickte mich meine Freundin an. Ich zerrte einen Mehlsack zur Seite und zog dahinter ein Stück Pergament hervor.

«Woher hast du das?»

Ich spürte, wie mein Gesicht rot anlief: «Ich habe es aus Marinos Arbeitszimmer genommen.» «Hast du es gestohlen?», japste Iphigeneia fassungslos.

«Nicht so laut!», zischte ich zurück.

«Du ungezogenes Kind!»

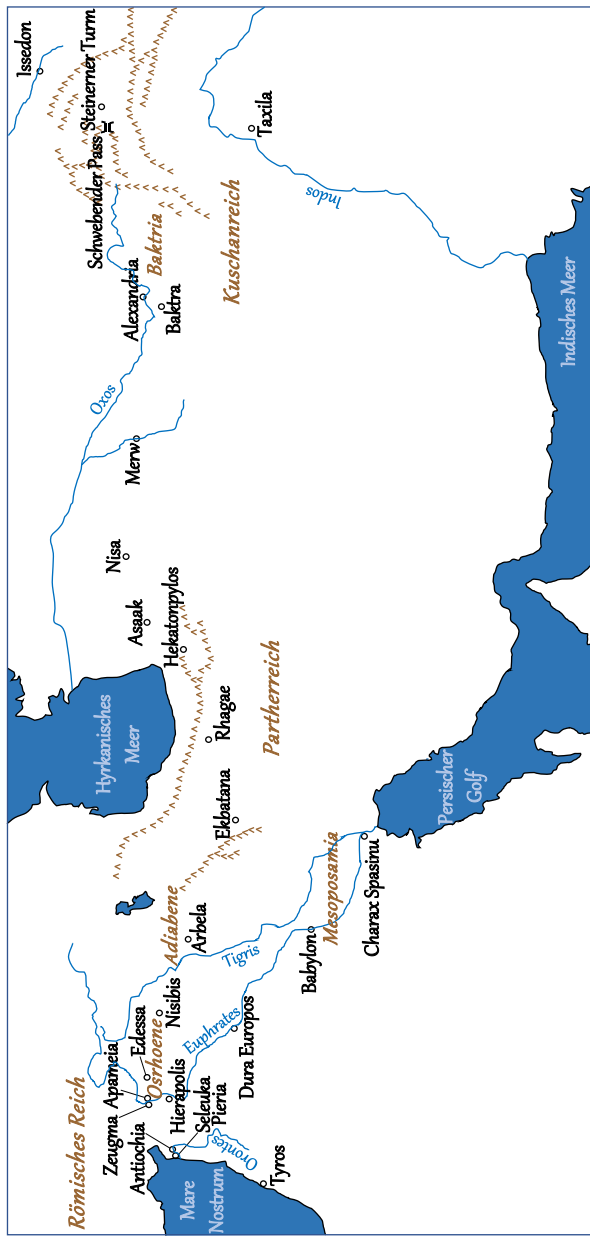
Ich entgegnete: «Ich brauchte es! Schau mal.» Stolz drückte ich ihr das Pergament in die Hand. Iphigeneia formte die Augen zu Schlitzern und schielte auf die verschwommene Fläche in ihren Händen. «Du hast drauf

geschrieben?», fragte sie und begutachtete angestrengt die Zeichnung vor ihrem Gesicht. «Pass bloss auf, dass das niemand findet», murmelte sie besorgt, «Sonst kriegt mein Kind Ärger.»

Ich stellte mich neben sie hin und blickte Iphigeneia über die Schultern. Meere umkränzten die Zeichnung, Flüsse durchtrennten die Landschaften und gezackte Bergkämme schienen wie in Einerkolonne über das Pergament zu marschieren. Mit meiner schönsten Schrift hatte ich die Städtenamen niedergeschrieben und mit Punkten markiert.

Auf einmal murmelte Iphigeneia: «Verrat mir doch endlich, was die ganzen Worte zu bedeuten haben, mein Kind. Du weisst doch, dass ich nicht lesen kann. Was soll die ganze Zeichnung?»

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. Stolz flüsterte ich meiner Freundin ins Ohr: «Das ist der erste Teil meiner eigenen Weltkarte.»



Epilog

Ich fuhr mit der Zunge durch meinen strohtrockenen Mund. Stundenlang hatte ich gesprochen und mit dem jungen Mann mir gegenüber all meine Erinnerungen geteilt. Der grosse Holztisch zwischen uns beiden war übersät mit Briefen, zerfledderten Tagebuchseiten und Karten. Alles, was ich aus jener Zeit noch besass, lag vor dem bärtigen Herrn ausgebreitet.

Nachdenklich wühlte er in den Unterlagen herum, dann stand er plötzlich auf und durchquerte das Zimmer. Ich blickte ihm hinterher.

An der Wand hing ein riesiges, tiefblaues Tuch. Hunderte weisse Sterne waren darauf aufgenäht und mit Namen beschriftet. Der Mann ging an der gewaltigen Sternkarte vorbei und blieb vor einem hölzernen Regal stehen. Hastig durchforsteten seine Finger die langen Reihen voller Bücher und Schriftrollen. Schliesslich zog er einen breiten Band hervor und schleppte ihn zurück zum Tisch.

«Etwas musst du mir noch erklären, Epithymia», presste er hervor und liess das Buch auf die Tischplatte fallen. Er setzte sich zurück auf seinen Stuhl und begann, in den Seiten herum zu blättern. Neugierig bückte ich mich vor und schielte in das Werk hinein.

Der Mann nuschelte durch seinen Bart: «Marinos' Aufzeichnungen enden nicht im skythischen Issedon. Er erwähnt auch noch ein paar andere Städte im Osten der Kamedoiberge.» Er drehte das wuchtige Buch um, schob es vor mich hin und zeigte mit dem Finger auf das Ende einer langen Liste. Meine Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln: «Von diesen Städten wusste auch Marinos kaum

etwas. Warte kurz.» Mit einem Ächzen bückte ich mich hinab zu meiner Tasche und griff mit meiner schrumpeligen Hand nach dem letzten Brief, der sich darin noch verbarg. Mühsam rappelte ich mich wieder auf und streckte ihn dem Mann entgegen. «Was steht da drin?», fragte er neugierig und nahm den Brief aus meiner Hand.

Ich antwortete: «Alles, was Marinos in seinem Leben über die Länder östlich von Issedon erfahren hat, stammt aus diesem einen Brief.» Mein Gesicht legte sich in Falten und ich fügte hinzu: «Also pass gut auf ihn auf, Klaudios Ptolemaios.»

Argyros grüsst seinen Marinos

Ich weiss nicht, ob du dich noch an mich erinnern kannst. Vor über einem Jahr habe ich dir als Sklave zusammen mit Occius Antonius und einem Jungen namens Kineas einen Besuch abgestattet. Wir haben dir damals von unserer Reise erzählt, auf der wir mit meinem Patron Maesius Titianus bis an die Grenzen der bekannten Welt zogen und auf der Suche nach der Herkunft der Seide so weit in den Osten vorstießen, wie wohl noch nie jemand zuvor. Ich hoffe sehr, dass dieser Brief den langen Weg von Athen zu dir nach Tyros finden wird. Lies ihn sorgfältig durch und zeig ihn auch deiner Sklavin, denn er wird bestimmt auch sie interessieren. Es ist etwas Fantastisches geschehen, das ihr unbedingt erfahren solltet.

Die Gesandtschaft, die vor fast eineinhalb Jahren von Issedon aus ins Seidenland aufgebrochen ist, ist zurückgekehrt.

Du erinnerst dich wohl kaum an die Sklaven Dardanos und Tertius. Auf jeden Fall standen die beiden vor wenigen Tagen auf einmal vor meiner Haustüre. Überglücklich nahm ich sie bei mir auf und lauschte den Geschichten, die sie mir zu erzählen hatten.

Gemeinsam mit dem Gesandten des Seidenlandes waren sie monatelang Richtung Osten gereist. Sie besuchten hunderte Orte und völlig unbekannte Städte mit Namen wie Damna, Daxata oder Throana. Am Ende erreichten sie tatsächlich das Herkunftsland der Seide und beendeten ihre Reise in der Sera Metropolis, der Hauptstadt des Seidenlandes.

Besonders deine Sklavin wird es wahrscheinlich freuen zu hören, dass Dardanos sich nun bei mir zu Hause aufhält und Tertius auf der anderen Strassenseite bei Kíneas lebt. Es ist ein Jammer, dass mein Patron Maesius Titianus diesen Tag nicht mehr erleben kann. Ich hoffe aber, dass dieses Wissen zumindest den Weg in deine Werke findet und so fortbestehen wird.

Mögen die Götter über dich wachen und dir immer wohl gesinnt sein.

Es grüsst dich Argyros Titianus

Wissenswertes

Arsakes I: Um das Jahr 250 v.Chr. löste sich die Provinz Parthia vom Seleukidenreich ab, dem hellenistisch geprägten Reich, welches sich nach dem Tod Alexander des Großen in dessen eroberten Gebieten bildete. Das nun autonome Parthia wurde jedoch bereits drei Jahre später von einem halbnomadischen Volk überrannt, welches damals noch Parner genannt wurde, bald aber den Namen des eroberten Gebietes annahm. In der Stadt Asaak krönte sich der parnische Anführer, Arsakes, zum Herrscher Parthias und begründete damit die Dynastie der Arsakiden. Nachdem Parthia 206 v.Chr. kurzfristig wieder von den Seleukiden erobert werden konnte, schlugen die Parther in den folgenden Jahren zurück, drängten ihre Kontraenten immer weiter nach Westen, nahmen 141 v.Chr. Babylon ein ([1] S.98) und dehnten ihr Herrschaftsgebiet spätestens 88 v.Chr. bis an den Euphrat aus ([9] S.104). Übrigens zeichnete Arsakes' Krönung im Jahr 247 v.Chr. den Beginn der parthischen Zeitrechnung, welche in allen offiziellen Dokumenten zur Anwendung kam. ([9] S.215). Der fiktive Kirdir muss also kein Gelehrter sein, um zu wissen, dass dieses Ereignis genau 354 Jahre zurückliegt.

Artemisiu: Anbei eine Ansicht des griechischen Jahresverlaufs ([30] History → Calendars → Dates on Parthian Coins)¹. Es gilt zu beachten, dass sämtliche griechischen

¹ Die Spalten «Monat» und «Griechisch» stammen eins zu eins aus [30], «Transkription» hingegen wurde von Lucas Münger verfasst und eingefügt.

Namen sowie deren Transkription im Genitiv stehen, da dieser in der Datierung verwendet wurde.

Monat	Griechisch	Transkription
Oktober	ΔΙΟΥ	Diu
November	ΑΠΕΛΛΑΙΟΥ	Apellaiu
Dezember	ΑΥΔΥΝΑΙΟΥ	Audynaiu
Januar	ΠΕΡΙΤΙΟΥ	Peritiu
Februar	ΔΥΣΤΡΟΥ	Dystru
März	ΞΑΝΔΙΚΟΥ	Xandiku
April	ΑΡΤΕΜΙΣΙΟΥ	Artemisiu
Mai	ΔΑΙΣΙΟΥ	Daisiu
Juni	ΠΑΝΗΜΟΥ	Panemu
Juli	ΟΛΩΟΥ	Olou
August	ΓΟΡΠΙΑΙΟΥ	Gorpiaiu
September	ΥΠΕΡΒΕΡΕΤΑΙΟΥ	Hyperberetaiu
Zwischenzeit	ΕΜΒΟΛΙΜΟΥ	Embolimu

Braune Masse: Die beschriebene Überschwemmung durch den Anio, heute Aniene genannt, ist kein historischer Einzelfall. Nach dem katastrophalen Ereignis 105 n.Chr, von dem uns Plinius der Jüngere berichtet und welches

zahlreiche Villen und Monumente entlang dem Flusslauf zerstörte ([42] VIII, 17), trat der Aniene immer wieder über seine Ufer. Erst nach der zerstörerischen Überschwemmung des Jahres 1826 fand der Ingenieur Clemente Foschi eine Lösung: im Auftrag des Papstes Gregor XVI erbaute er einen 300 Meter langen Tunnel durch den Monte Catillo, um die Wassermassen umzuleiten ([40]). Dieses Bauwerk bei der italienischen Stadt Tivoli ist bis heute in Funktion und kann besichtigt werden.

Christen: Das Christentum hielt sehr früh Einzug in Edessa. In seiner Umgebung bildeten sich Gemeinden, Bischofssitze und schliesslich sogar das wohl erste christliche Reich der Geschichte. Abgar VIII, der von 177 bis 212 n.Chr. über die Osrhoene herrschte, liess sich taufen und wird gerne als erster christlicher König bezeichnet ([9] S.101). Edessa wurde sogar schon das christliche Missionszentrum Mesopotamiens genannt (Uwe Ellerbrock, [9] S.310). Es muss jedoch hinzugefügt werden, dass die Osrhoene zu jener Zeit nichts weiter als einen römischen Marionettenstaat darstellte ([9] S.101). Die Erzählungen, von denen der Greis dem fiktiven Phrakoros berichtet, entsprechen weitgehend der christlichen Legendenwelt. Gemäss der Chronik von Abela hiess der Apostel der Region Addai und weihte die ersten Gemeindeoberhäupter. «Weihen» ist hierbei eine Umformulierung des wörtlichen «die Hand auflegen» ([20] S.42). Auch die Verbindung Edessas zum Apostel Thomas ist nicht aus der Luft gegriffen, denn möglicherweise entstand das Thomas-Evangelium zwischen 200 und 240 n.Chr. in jener Stadt ([9] S.309). Das apokryphe Evangelium berichtet auf

sagenhafte Weise, wie der Apostel nach Taxila reiste und von dort seine Missionsarbeit auf das parthische Reich und Indien ausdehnte. Tatsächlich sind in den Sagen um den Apostel zahlreiche Details zu finden, die realen Gegebenheiten entsprechen. Dies macht unter Vernachlässigung des legendenhaften Schleiers eine Reise des historischen Apostels Thomas nach Taxila durchaus wahrscheinlich ([9] S.310). Die Fischtäfelchen als Erkennungsmerkmal der Christen Mesopotamiens sind hingegen Fiktion. Hiervon ist nur ein Exemplar bekannt: das rechteckige Täfelchen aus Quarz mit eingraviertem Fisch stammt aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert und ist in den vatikanischen Museen ausgestellt ([41]).

Daker: Dakien war in Rom ab dem Jahr 106 n.Chr. in aller Munde. Wie bereits der fiktive Senator Lucius Valerius im Tagebuch des fiktiven Servius berichtet hat, eroberte Kaiser Trajan in jenem Jahr die silber- und goldminenreiche Gegend, die in etwa dem heutigen Rumänien entsprach. Tatsächlich führte die Eroberung Dakiens im römischen Finanzhaushalt zu einem Aufschwung sondergleichen. Die vom Senator erwähnte, historisch belegte Verbrennung der Schuldenlisten ist nur ein Beispiel dieses Booms. Das wohl bekannteste, mit dakischer Kriegsbeute finanzierte Geschenk Trajans an Rom stellte das Forum des Trajan dar. Als letztes und imposantestes der Kaiserforen wurde es im Jahr 113 n.Chr. fertiggestellt und zelebrierte regelrecht den Sieg des Kaisers über das barbarische Volk ([36]). Neben der Trajanssäule zeugten auf dem Gebäudekomplex auch zahlreiche Statuen von der römischen Überlegenheit. Vermutlich war das Forum des Trajan umsäumt mit dakischen

Sklaven aus phrygischem Marmor, die, allesamt mit Vollbart und Mütze dargestellt, auf den Platz in ihrer Mitte hinabschauten ([39]).

Familie: Was auch immer an jenem Tag der Familie des fiktiven Phrakoros zustieß – abgesehen davon, dass drei ihrer Pferde abhandengekommen waren – es stürzte sie in eine historisch belegte, finanzielle Notlage. Den jungen Barlaas gab es nämlich tatsächlich. Im Jahr 121 n.Chr. besass der historisch belegte Regierungsbeamte Phraates einen Schuldschein. Den Inhalt dieses Fundstückes, einem Pergament aus Dura Europos, welches heute den Namen Dura20 Welle trägt, beschreibt Uwe Ellerbrock in «Die Parther – die vergessene Grossmacht» folgendermassen: «[...] Diesem Regierungsbeamten gehörte ein Schuldschein des Bauern Barlaas aus dem Dorf Paliga. Phraates hatte diesem 400 Silberdrachmen geliehen; als Sicherheit dienten ihm das Ackerland des Bauern sowie dessen gesamter Besitz. [...] Er (*gemeint ist Barlaas*) darf sich weder bei Tag noch bei Nacht von dem Gut entfernen. Sollte er krank und arbeitsunfähig werden, müsse er zur Strafe eine Drachme pro verlorenen Arbeitstag zahlen; sollte er im Tempel Zuflucht suchen, so könne er mit Gewalt daraus vertrieben werden.» – zitiert aus [9] S.206

Gesandtschaft: Von Seiten des Han-Reiches im Osten des heutigen China wurden immer wieder Missionen in das Tarimbecken gestartet. Sie versuchten hierbei, diplomatische Beziehungen zu den Reichen entlang der Taklamakanwüste zu knüpfen, um in den Xiyu, den Westlanden ([12] S.64), Verbündete in ihren andauernden Gefechten mit den

nomadischen Xiongnu zu gewinnen ([5] S.89). Siam Qian berichtet in seinen Schriften, dass pro Jahr fünf bis über zehn solcher Gesandtschaften in den Westen entsandt wurden – je weiter entfernt das Ziel, desto grösser. Nutztierherden von bis zu 10'000 Tieren zählten die Gesandtschaften, ebenso wie mehrere hundert Reisende. Neben den Diplomaten gehörten hierzu auch unzählige Soldaten zum Schutz der Seide und des Goldes, welche als Geschenke an die Herrscher der Westlande mitgeführt wurden ([5] S.96).

Geschichte: Offenbar war der fiktive Occius nicht der Einzige, der das nächtliche Treiben des fiktiven Tertius beobachtete. Auch unter den Parthern wurde die «putzige Geschichte» immer weitererzählt, bis sie schliesslich der Dichter Ferdowsi zwischen 977 und 1010 n.Chr. in das Buch der Könige, den wichtigsten iranischen Epos überhaupt, hineinflocht ([9] S.194). In diesem über 50'000 Verse langen Werk wird unter anderem die Liebe zwischen Rudابه und Zāl beschrieben. Letzterer besteigt nachts heimlich den Turm der Prinzessin, indem sie ihm ihr langes Haar herunterlässt. Kommt ihnen das bekannt vor?

Dass zahlreiche europäische Märchen und Sagen, unter anderem auch die Rapunzelgeschichte, aus dem iranischen Raum stammen und ihren Ursprung letztlich in parthischer Zeit haben, bleibt eine Theorie, wird unterdessen aber auch von Sprachwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern unterstützt ([9] S.196). Allerdings ist es eher unwahrscheinlich, dass sich die Geschichte von einer unbedeutenden Provinzkaserne her ausbreitete. Die Wissenschaft erkennt in den Protagonisten des Buchs der Könige wie Rudابه, Zāl und deren Sprösslingen heute Adelige des mittleren

Ostens aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert wieder, aber auch diese Vermutung kann nicht abschliessend belegt werden ([9] S.195).

König der Könige: Die parthischen Könige stellten sich mit ihrem Titel «Xschahan Xschah» ([9] S.187), König der Könige, in eine lange Tradition ([9] S.81). Die Bezeichnung wurde bereits von den Achämeniden, welche von 550-330 v.Chr. regierten, verwendet. Die damaligen Könige herrschten über ein Reich, das als erstes Weltreich der Menschheitsgeschichte betrachtet werden kann und vom heutigen Libyen bis Turkmenistan und von Griechenland bis Indien sämtliche Völker unter sich vereint hatte ([1] S.6). Auch Griechisch als Administrationssprache übernahmen die Parther von Vorgängern, namentlich den Seleukiden. Zur Zeit von Maesius Titianus wurden allerdings die letzten parthischen Münzen in griechischer Schrift geprägt ([9] S.34), ab dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert verdrängte das Beamtenparthisch Schritt für Schritt das Griechische aus der Verwaltung des Reichs. ([9] S.185)

Marinos: Tatsächlich lebte im ersten nachchristlichen Jahrhundert in der Stadt Tyros ein Geograph namens Marinos. Über sein Leben ist kaum etwas bekannt, genauere Informationen zu seinen Werken sind hingegen erhalten geblieben. Claudius Ptolemäus nutzte in vielerlei Hinsicht die Schriften des Marinos als Vorlage, um nach 150 n.Chr. seine eigene Geographike Hyphegesis zu verfassen ([19] S.320 des Begleitbands). In ihr leben Angaben von Marinos bis heute weiter, da Ptolemäus sich auf die Arbeit seines Vorgängers bezieht, sie aber auch immer wieder

kritisiert und verbessert. Tatsächlich findet sich in der Geographike Hyphegesis ein gesamtes Kapitel, Kapitel 15, mit der Überschrift «Widersprüche in Einzelheiten in der Darstellung des Marinos» ([19] S.97).

Maesius: Maesius Titianus ist historisch belegt, jedoch nur aus einer kurzen Passage aus der Geographike Hyphegesis von Claudius Ptolemäus bekannt. Der Geograph behandelt in diesem Werk unter anderem die Strecke zwischen dem steinernen Turm – möglicherweise mit dem heutigen Tashkurgan identifizierbar ([14] S.282) – und China, für ihn das Seidenland Sera, und macht hierbei folgende Anmerkung: «[...] Ferner ist die Route dank des Handelsverkehrs bekannt geworden. 7. Marinos berichtet nämlich, dass ein gewisser Maës, auch Titianos genannt, ein Makedonier und Kaufmann wie sein Vater, die Streckenmessung aufgeschrieben habe; er habe den Weg zwar nicht selbst begangen, aber einige Leute zu den Serern gesandt.» – *zitiert aus [19] S.85*

Magos: Die parthischen Priester, welche auf Griechisch Magos, (Μάγος), im Plural Magoi (Μάγοι) genannt werden, dürften Ihnen wohl vertrauter sein, als Sie vielleicht annehmen. Die drei Weisen aus dem Morgenland, welche im Matthäus-Evangelium dem Jesuskind Geschenke zur Krippe bringen, werden ursprünglich nichts weiter als Magoi, also Priester aus dem Partherreich, genannt. Die Bezeichnungen Sterndeuter, Weise und schliesslich sogar Könige erhielten sie erst in späteren Übersetzungen ([9] S.301). Das Wort «Magos» selbst lebt ebenfalls bis heute weiter, so zum Beispiel in «Magie» oder «magisch».

Oromazdes: Wie viel Historisches verbirgt sich hinter dem Glauben des fiktiven Kirdirs? Abgesehen von der religiösen Toleranz, welche die Parther zum Erhalt ihres Grossreiches gezwungenermassen walten lassen mussten, ist kaum etwas von ihren religiösen Vorstellungen erhalten geblieben ([9] S.279). Parthische Münzen zeugen jedoch spätestens ab der Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts von einer Annäherung an den Zoroastrismus ([9] S.287). Weitere Hinweise hierfür finden sich im Denkard, einem zoroastrischen Buch aus dem neunten Jahrhundert, in dem vermerkt wurde, dass der parthische König Vologases I die wichtigste Schrift des Zoroastrismus, das Avesta, kopiert habe ([9] S.73). In der Tat gehörte der Zoroastrismus im mittleren Osten damals schon seit Jahrhunderten zu den bedeutendsten Religionen. Ihr Begründer hiess Zarathustra und lebte vermutlich im siebten Jahrhundert vor Christus, auch wenn die ältesten Datierungsversuche ihn noch tausend Jahre weiter zurück in der Vergangenheit situieren. Zarathustra selbst hinterliess wahrscheinlich keine Schriften, die antiksten Teile des Avesta stammen aber womöglich von seinen Jüngern. Eine zentrale Stellung nahm im Zoroastrismus der Gegensatz zwischen Gut und Böse, Wahrheit und Lüge, Licht und Dunkelheit ein. Wichtigste Gottheit des polytheistischen Glaubens war Oromazdes, auch Oromasdes oder Ahura Mazda genannt ([9] S.291). Er schuf in einem mit der biblischen Schöpfungsgeschichte durchaus Parallelen aufweisenden Prozess die Welt. Oromazdes' Gegenspieler wurde Ahriman genannt und gemeinsam mit weiteren bösen Gottheiten zum Wort «Daeva» zusammengefasst, welches seinerseits mit dem

deutschen «Teufel» verwandt ist ([9] S.292). Eine zentrale Rolle spielte auch das Feuer. Nur im Angesicht der reinen Substanz beteten die Priester zu Oromazdes. Auch hier ist ein starker Bezug zum unsterblichen, königlichen Feuer der Parther in Asaak erkennbar ([9] S.303). Die Rolle des Mondes als wachendes Auge der Gottheit ist hingegen fiktiv, so auch der Lapislazuli, welcher vor Ahriman schützen soll. Übrigens ging der Zoroastrismus nicht gemeinsam mit dem Partherreich unter, im Gegenteil. Die Religion erlebte unter dem nachfolgenden Sasanidenreich seine Hochblüte und verschwand auch nicht nach dessen Eroberung durch die Muslime um 650 n.Chr. ([9] S.38). Bis heute zählt die Religion über 100'000 Anhängerinnen und Anhänger.

Ostgriechen: Nach der Eroberung des Achämenidenreichs durch den Makedonen Alexander den Grossen 330 v.Chr. wurde der nahe und mittlere Osten von seinen untereinander konkurrierenden Offizieren und deren Nachkommen beherrscht. Neben dem mächtigen Seleukidenreich bildete sich im Zusammenhang mit diesen Wirren weiter östlich das graeco-baktrische Reich. Die Ausgrabungsstätte Ai Khanoum im Norden Afghanistans zeugt bis heute von der griechischen Herrschaft. Mitten in Zentralasien findet sich hier eine antike Stadt in hellenistischer Bauweise ([15] S.7). In der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts wurde Ai Khanoum jedoch von Reiternomaden aus dem Osten zerstört. Das gesamte Reich zerfiel in den darauffolgenden Jahren ([15] S.9) und die nomadischen Yuezhi ergriffen die Macht. Einer ihrer Stämme gründete dann um die Zeitenwende das Kuschanreich ([5] S.182). Griechisch lebte in diesem neu errichteten Reich zwar als

Verwaltungssprache weiter, die Spuren der griechischstämmigen Bevölkerung verlieren sich hingegen in jener Zeit. Die Familie des fiktiven Kineas ist somit ein relativ freier Rekonstruktionsversuch des Lebens der Griechen unter der neuen Herrschaft. Auffälligstes Merkmal ist hierbei Koinos, der gleichzeitig mit zwei Frauen verheiratet ist. Der Synkretismus von griechischer Religion und Zoroastrismus ist im Osten bestätigt ([9] S.279) und die gegenseitige Beeinflussung von iranischer und griechischer Tradition belegt ([18] S.38), was die Übernahme gewisser Sitten, wie beispielsweise die im Zoroastrismus erlaubte Polygynie ([9] S.95) durchaus plausibel erscheinen lässt.

Pechschwarz: «[...] Et nox — non qualis illunis aut nubila, sed qualis in locis clausis lumine extincto. Audires ululatus feminarum, infantum quiritatus, clamores virorum; alii parentes alii liberos alii coniuges vocibus requirebant, vocibus noscitabant;» – *zitiert aus [42] VI, 20*

«[...] Und es wurde Nacht – nicht eine solche ohne Mondschein oder bewölkt, sondern wie in geschlossenen Räumen bei gelöschtem Licht. Das Geschrei der Frauen war zu hören, die Hilferufe der kleinen Kinder und die Rufe der Männer. Die einen schrien mit ihren Stimmen nach ihren Eltern, andere nach ihren Kindern und wieder andere nach ihren Ehepartnern und versuchten, sie an ihren Stimmen zu erkennen².»

So beschreibt Plinius der Jüngere, ein Augenzeuge, die Geschehnisse in Misenum nach dem Ausbruch des Vesuvs.

² Übersetzung von Lucas Münger

Rambakht: Rambakht eine historische Figur zu nennen, wäre eine Übertreibung, gänzlich fiktiv ist er jedoch auch nicht, denn er wird in einer umstrittenen christlichen Schrift des sechsten Jahrhunderts ([20] S.6), der Chronik von Arbela, erwähnt. Es lässt sich für den jungen Rambakht allerdings nur hoffen, dass sich nicht bewahrheiten wird, was die Chronik über seinen weiteren Lebensverlauf berichtet:

Der Adelige aus Arbela soll sich zum Christentum bekehrt und danach als «Konstantin seiner Zeit» den christlichen Glauben in der gesamten Region verbreitet haben ([20] S.44). Der Legende nach starteten die parthischen Priester daraufhin einen Tötungsversuch gegen den bekehrten Christen, welchem der Adelige nur entkam, weil er vom parthischen König Vologases II als Heeresoberster im Kampf gegen ein Nomadenvolk aufgeboten wurde ([20] S.46). Dieser Zufall verzögerte die Tötung des christlichen Helden allerdings nur, denn er sollte den nachfolgenden Krieg nicht überleben ([20] S.47). In der Chronik von Arbela wird der Adelige übrigens Rakbacht genannt, gemäss Eduard Sachau eine verfälschte Widergabe des zoroastrischen Namens Rambakht ([20] S.45).

Rasttag: Das Dromedar wurde bereits im vierten vorchristlichen Jahrtausend in Arabien domestiziert. Unabhängig davon folgte ca. 1'000 Jahre später im Norden Baktriens die Domestikation des wilden Trampeltiers zum Hauskamel (Camelus Bactrianus). Als ideales Lasttier verbreitete es sich mit dem Menschen bald über weite Teile Asiens ([5] S.112). Das Hauskamel erträgt sowohl die Höhenunterschiede der Gebirgspfade als auch die Temperaturschwan-

kungen der Wüste ([1] S.109) und nachdem es bis zu 50 Liter Wasser auf einmal zu sich genommen hat ([5] S.112), kann sich das Tier wochenlang durch trockene Landschaften bewegen. All dies bewerkstelligt es mit bis zu 450 kg Waren auf dem Rücken ([1] S.109), was in Seidenballen auf dem römischen Markt über 4'000 Denaren entsprach ([1] S.112). Aber auch Hauskamele ermüden auf langen Reisen, wenn sie nicht zur benötigten Ruhe kommen. Das beste Verhältnis zwischen Reisegeschwindigkeit und Länge der Erholungsphasen wird mit vier Reisetagen auf einen Rasttag erreicht. Auf diese Weise können die Tiere prinzipiell beliebig lange zwischen nahem, mittlerem und fernem Osten umherreisen ([5] S.113).

Rosa Streifen: Im antiken Mittelmeerraum waren die mystisch anmutenden Pferde nicht bekannt, werden jedoch sehr wohl aus China überliefert. Zhang Qian, ein chinesischer Adeliger, wurde um 138 v.Chr. vom damaligen Kaiser des Han-Reiches Wudi auf eine diplomatische Expedition Richtung Westen geschickt ([1] S. 107). Der Gesandte reiste für zwölf Jahre und gelangte bis nach Baktria ([5] S.74). Bei der Überquerung des Karakorums beobachtete auch er die beeindruckenden Tiere. Heute wird vermutet, dass es sich hierbei um die mittlerweile ausgestorbene Rasse der Ferghana-Pferde handelte. Das Geheimnis um die rosa Streifen ist jedoch nicht vollends geklärt. Die Wissenschaft ist sich zwar darin einig, dass es sich um mit Schweiss vermisches Blut handelte, welches den Pferden den Rippen entlang hinab lief, ein Streitpunkt bleibt aber bis heute die Ursache der Blutungen. Während eine Minderheit davon ausgeht, dass den Pferden bei zu grosser

Anstrengung die Kapillaren platzten, vermutet die Mehrheit der Expertinnen und Experten, dass sich auf den Pferden der auch heute noch lebende Parasit «Parafilaria multipapillosa» einnistete, welcher die Haut befällt und somit Blutungen hervorrufen kann ([5] S.72).

Scheharoghaod: Wie weit dieses Fest den tatsächlichen Begebenheiten entspricht, ist schwer zu sagen. Es wird in der unter Historikerinnen und Historikern umstrittenen Chronik von Arbela erwähnt. Diese vermutlich im sechsten Jahrhundert verfasste Schrift berichtet von der Entstehung und Ausbreitung des Christentums in der Umgebung von Arbela und dies aus christlicher Sicht ([20] S.6). Es ist daher zu erwarten, dass hierbei das heidnische Fest der parthischen Magoi über die Fakten hinaus diffamiert wurde, auch wenn es bemerkenswert scheint, dass die Chronik überhaupt davon berichtet und es nicht einfach in Vergessenheit fallen lassen will ([20] S.11). Scheharoghaod soll jeden Mai stattgefunden haben. Menschen aus der gesamten Region trafen sich hierfür bei einer Quelle, reinigten sich und bereiteten dann Speisen vor. Tatsächlich sollen zuerst die Sklaven Essen erhalten und die Freien erst dann gespeist haben, wenn ein kleines Kind ins Feuer geworfen worden war. Die Chronik von Arbela geht sogar noch weiter. Sie berichtet, dass Nieren und Leber des geopfert Kindes in den umliegenden Bäumen aufgehängt wurden ([20] S.43).

Schwebender Pass: Wo sich dieser Pass genau im Karakorum befunden haben soll, ist nicht bekannt. Er ist aus dem chinesischen Han Shu überliefert. Dieses Geschichtswerk

berichtet von einem Gesandten des Han-Reiches namens Tuzhin, der den Pass um die Zeitenwende herum überquert haben soll. Gemäss seiner Beschreibung war der Pass ein vierzig Zentimeter breiter und fünfzehn Kilometer langer Weg, welcher der Steilwand einer unergründlich tiefen Schlucht folgte. Reisende banden sich auf dieser Strecke mit Seilen aneinander und zogen sich gegenseitig vorwärts. Auch die Schauergeschichte des fiktiven Oxybazos, welcher zufolge Lasttiere, die abstürzen, noch während des Falles in Stücke gerissen werden, ist nicht aus der Luft gegriffen. Tuzhin berichtete ebenfalls, dass dies vorkam ([5] S.110).

Steinhäuser: Das Han Shu berichtet von Meschen, die um die Zeitenwende herum den Karakorum bewohnt haben sollen. Dem chinesischen Geschichtswerk zufolge «lebten die Menschen in den Bergen» und «bewirtschafteten den Boden zwischen den Steinen». Diese Formulierungen werden heute als Beschreibungen von Steinhäusern und Terrassenwirtschaft gedeutet. Mehr Mühe bereitet hingegen die Erläuterung, dass die Bewohner dieser Dörfer «trinken, indem sie ihre Hände zusammenlegen». Hier wird womöglich angedeutet, dass sie, um an Wasser in Felsspalten und Schluchten zu gelangen, menschliche Ketten bildeten. ([5] S.110)

Thermen: In «Ostia Antica», dem Ausgrabungsgelände der antiken Stadt Ostia, wurde eine Minute Fussweg vom Forum entfernt ein Gebäudekomplex entdeckt, der Thermen beinhaltete. Sie wurden in den ersten Jahren des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts erbaut ([33] Nr.57) und

sogar der Name des Besitzers dieser Anlage ist erhalten geblieben. Er verewigte sich, indem er in einer Ecke des kunstvollen Mosaikbodens seinen Namen einsetzten liess: Epictetus Buticosus. Tatsächlich werden die Überreste dieses Ortes bis heute «die Thermen des Buticosus» genannt ([32]).

Vase: An strategisch günstigen Standorten wie Tavernen oder belebten Kreuzungen wurden Vasen an den Hausfasaden aufgestellt, um Urin zu sammeln ([33] Nr.12). Dies geschah nicht etwa aus hygienischen Gründen, sondern in erster Linie zur kostenlosen Gewinnung von Harnstoff. Regelmässig leerten Arbeiter oder Sklaven die Vasen der Stadt und verwendeten den ammoniakhaltigen Urin in den Wäschereien (lat. Fullonica) zum Reinigen der Stoffe. Besonders bei der Reinigung von Fettflecken kam diese Methode zur Anwendung ([32]).

Via Argentaria: Die Via Argentaria war eine wichtige Verkehrsachse in Rom und verlief geradewegs zwischen den Kaiserforen hindurch, bis Kaiser Domitian die Umwandlung ihres Endstückes in ein langgestrecktes Forum beschloss. Dieses Bauwerk wurde jedoch erst im Jahr 97 n.Chr. unter seinem Nachfolger Nerva vollendet, welcher das Forum dann auch gleich nach sich benannte ([35]). Der Name Via Argentaria rührt von den vielen Geldwechslern (lat. Argentarius) her, die in dieser Strasse ihren Geschäften nachgingen. Berühmter als die Strasse ist jedoch die angrenzende Basilika. Das Forum des Caesars, welches direkt an dasjenige des Nerva grenzte, wurde zur Zeit Maesius Titianus‘ restauriert ([35]). Die Basilika, die infolge der

Restauration entstand, trägt bis heute den Namen Basilika Argentaria, wurde jedoch bloss nach der benachbarten Strasse benannt. Entgegen einem weit verbreiteten Glauben haben in ihren Hallen nie Geldwechsler gearbeitet ([34]).

Quellenverzeichnis

Literatur

Nr.	Autor*in	Titel	Verlag	Erscheinungs- jahr
[1]	Jörg-Uwe Albig, Mathias Mesenhöller	Das alte Persien Nr 99	GEOEpoche	2019
[2]	David Amanor	Stories from the Silk Road	BBC The Fifth Floor	2017
[3]	A.D.H. Bivar	Kushan Dynasty i. Dynastic history	Encyclopedia Iranica	2009
[4]	Maria Brosius	Women in Ancient Persia 559-331 BC	Clarendon Press, Oxford	1996
[5]	Benjamin Craig	Empires of ancient Eurasia	Cambridge University Press	2018
[6]	Touraj Daryaee	The Oxford Handbook of Iranian History	Oxford University Press	2011
[7]	Peter M. Edwell	Between Rome and Persia	Routledge Taylor & Francis Group	2008
[8]	Sebastian Eicher	Das Hou Han ji des Yuan Hong	Harrassowitz Verlag	2018
[9]	Uwe Ellerbrock, Sylvia Winkelmann	Die Parther - die vergessene Grossmacht	Philipp von Zabern	2015
[10]	Lucas Enz	Alkohol und Drogen in der Antike	Maturitätsarbeit in der Kantonschule Zürcher Unterland	2008

Nr.	Autor*in	Titel	Verlag	Erscheinungs- jahr
[11]	Michael Gervers, Uradyn E. Bulag, Gillian Long	Traders and Trade Routes of Central and Inner Asia: The "Silk Road", then and now	Toronto Studies in Central and Inner Asia	2007
[12]	Volker Kästner	Anfänge der Seidenstrasse	Wissenschaftliche Buchgesellschaft (WBG)	2008
[13]	Volker Kästner	Pergamon und die Seidenstrasse: Der hellenistisch-römische Kulturtransfer in das Land der aufgehenden Sonne hat Tradition	Wissenschaftliche Buchgesellschaft (WBG)	2008
[14]	Anke Kausch	Seidenstrasse - von China durch die Wüste Gobi und Taklamakan über den Karakorum Highway nach Pakistan	Dumont	2002
[15]	Rachel Mairs	The Archaeology of the Hellenistic far east: a Survey	Archaeopress	2011
[16]	Colin McEvedy	Städte der Klassischen Welt	Wissenschaftliche Buchgesellschaft (WBG)	2013
[17]	Lukas Nickel	Gräber der Han-Zeit in Luoyang	Franz Steiner Verlag	2011
[18]	Walter Posch	Baktrien zwischen Griechen und Kuschan	Harrassowitz Verlag	1995

Nr.	Autor*in	Titel	Verlag	Erscheinungs- jahr
[19]	Claudius Ptolemäus, <i>übersetzt von</i> Alfred Stückelberger, Gerd Grasshoff	Geographike Hyphegesis, <i>übersetzt zu</i> Handbuch der Geographie	Schwabe Verlag	2006
[20]	Eduard Sachau	Die Chronik von Arbela, ein Beitrag zur Kenntnis des ältesten Christentums im Orient	Berlin, Verlag der königlichen Akademie der Wissenschaften	1915
[21]	Gideon Shelach-Lavi	The archaeology of early China	Cambridge University Press	2015
[22]	N. Sims-Williams und H. Falk	Kushan Dynasty ii. Inscriptions of the kushans	Encyclopedia Iranica	2014
[23]	Monica Stucky-Schürer	Der Seidenstrasse entlang durch Zentralasien	Wissenschaftliche Buchgesellschaft (WBG)	1992
[24]	Helmut Uhling	Die Seidenstrasse, Antike Weltkultur zwischen China und Rom	Gustav Lübbe Verlag	1986
[25]	Jörg Wagner	Seleukeia am Euphrat/Zugma	Dr. Ludwig Reichert Verlag	1976
[26]	Michael Wissemann	Rom und das Kaspische Meer	J.D. Sauerländers Verlag	1984

Internetquellen:

Nr.	Name der Internet-seite	Link	Zuletzt aufgerufen
[27]	Die Geschichte der Kurden	https://diegeschichtederkurden.wordpress.com/historie/dr-j-herm-schneider-wirth-ueber-die-parther/	09.06.2020
[28]	eLexikon	https://www.peterhug.ch/lexikon/kaspischeporte	30.11.2020
[29]	NZZ am Sonntag	https://nzzas.nzz.ch/wissen/vorlaeufer-der-seidenstrasse-kleine-samen-grosse-wirkung-ld.1558884?mktcid=sms&mktcval=E-mail	02.06.2020
[30]	Parthia.com	http://www.parthia.com/	7.7.2020
[31]	Staatliche Museen zu Berlin	https://www.smb.museum/museen-einrichtungen/vorderasiatisches-museum/ueber-uns/nachrichten/detail/das-antike-palmyra-in-360-und-3d-erleben/	02.06.2020

Weitere Quellen:

Nr.	Ort	Medium	Besucht am:
[32]	Ostia, Ausgrabungsgelände von Ostia Antica, für Besucher*innen zugänglicher Bereich	Informationstafel	25.7.2020
[33]	Ostia, Ausgrabungsgelände von Ostia Antica, für Besucher*innen zugänglicher Bereich	Offizieller Audio-guide in italienischer Sprache, vor Ort erhalten	25.7.2020
[34]	Rom,	Von	25.7.2020,

Nr.	Ort	Medium	Besucht am:
	Ausgrabungsstätte der Römischen Kaiserforen, für Besucher*innen freigegebener Weg	Ausgrabungsmitglied durchgeführte Führung durchs Gelände (1.5h)	Start um 22:30
[35]	Rom, Ausgrabungsstätte der Römischen Kaiserforen, für Besucher*innen freigegebener Weg	Informationstafel	23.7.2020
[36]	Rom, Ausgrabungsstätte der Römischen Kaiserforen, nur bei Führungen zugängliches Kleinkino	Kurzfilm zur Trajanssäule (12min)	25.7.2020
[37]	Rom, Museum der Trajansmärkte	Informationstafel der Ausstellung "Civis Civitas Civilitas".	26.7.2020
[38]	Rom, Museum der Trajansmärkte	Kurzer Videobeitrag der Ausstellung "Civis Civitas Civilitas".	26.7.2020
[39]	Rom, Trajansmärkte, für Besucher*innen zugänglicher Bereich der Ausgrabungsstätte	Informationstafel	26.7.2020
[40]	Tivoli bei Rom, Parkanlage "Villa Gregoriana", für Besucher*innen zugänglicher Bereich	Informationstafel	24.7.2020
[41]	Vatikanstaat, Vatikanische Museen, das Museo Cristiano	Ausstellungsstück mit kurzer Beschreibung	22.7.2020

Originaltexte:

Nr.	Autor	Titel	Abgerufen über	Link	Zuletzt aufgerufen
[42]	Plinius minor	Epistulae	The Latin Library	http://www.thelatinlibrary.com/pliny.html	26.12.2020

Danksagung

Ich hatte das Glück, dass ich über den gesamten Entstehungsprozess von «Sklaven der Seide» hinweg nie auf mich alleingestellt war. Im Folgenden will ich mich bei all den Menschen bedanken, die mich auf meinem Weg begleitet haben:

Danken möchte ich Cyrill für all die Stunden, die er gemeinsam mit mir in der Zentralbibliothek Zürich verbracht hat. Ebenfalls spreche ich Daria Muggli mein herzliches Dankeschön dafür aus, dass sie mir bei sämtlichen Fragen blitzschnell und mit Rat und Tat zur Seite stand.

Auch Elisabetta, Alessandra, Jessica und Sumei müssen erwähnt werden, die mir immer wieder kreative Ideen lieferten und mir einen Ausweg zeigten, wenn ich mich in eine Sackgasse verschrieb.

Am meisten Dank bin ich aber Mariechen, Vivien, Margie, Nicole, Rolf und ein zweites Mal Alessandra verpflichtet. Sie haben sich Kapitel für Kapitel durch meinen Text gearbeitet und ihn nicht nur korrigiert, sondern sich auch die Zeit genommen, ihn mit mir zu besprechen und zu verbessern. Gelobt werden sollen auch Livio für die Gestaltung des Titelbildes sowie ein weiteres Mal Rolf, der die zur Reise gehörige Karte erstellte. Zum Schluss will ich meiner Familie und Jessica meinen herzlichen Dank aussprechen. Sie haben Monate lang ertragen, wie ich über nichts anderes als über diesen Text sprach und haben mich auch dann nicht vor die Haustüre gestellt, wenn mein Kopf tagelang fast 2000 Jahre in der Vergangenheit schwebte, und dies nicht einmal in Zürich, sondern weit im Osten, tausende Stadien entfernt ...Entschuldigung, Kilometer.

Inhalt

Für historisch Interessierte	5
Prolog.....	8
Zeugma	13
Tyros	23
Arbela.....	37
Ekbatana.....	54
Rhagae.....	65
Rom.....	75
Ostia	91
Asaak.....	103
Tertius	117
Merw	134
Alexandria.....	153
Charaka	169
Der steinerne Turm.....	185
Issedon	206
Heimkehr.....	219
Karte.....	227
Epilog.....	228
Wissenswertes	231
Quellenverzeichnis	248
Danksagung.....	254

